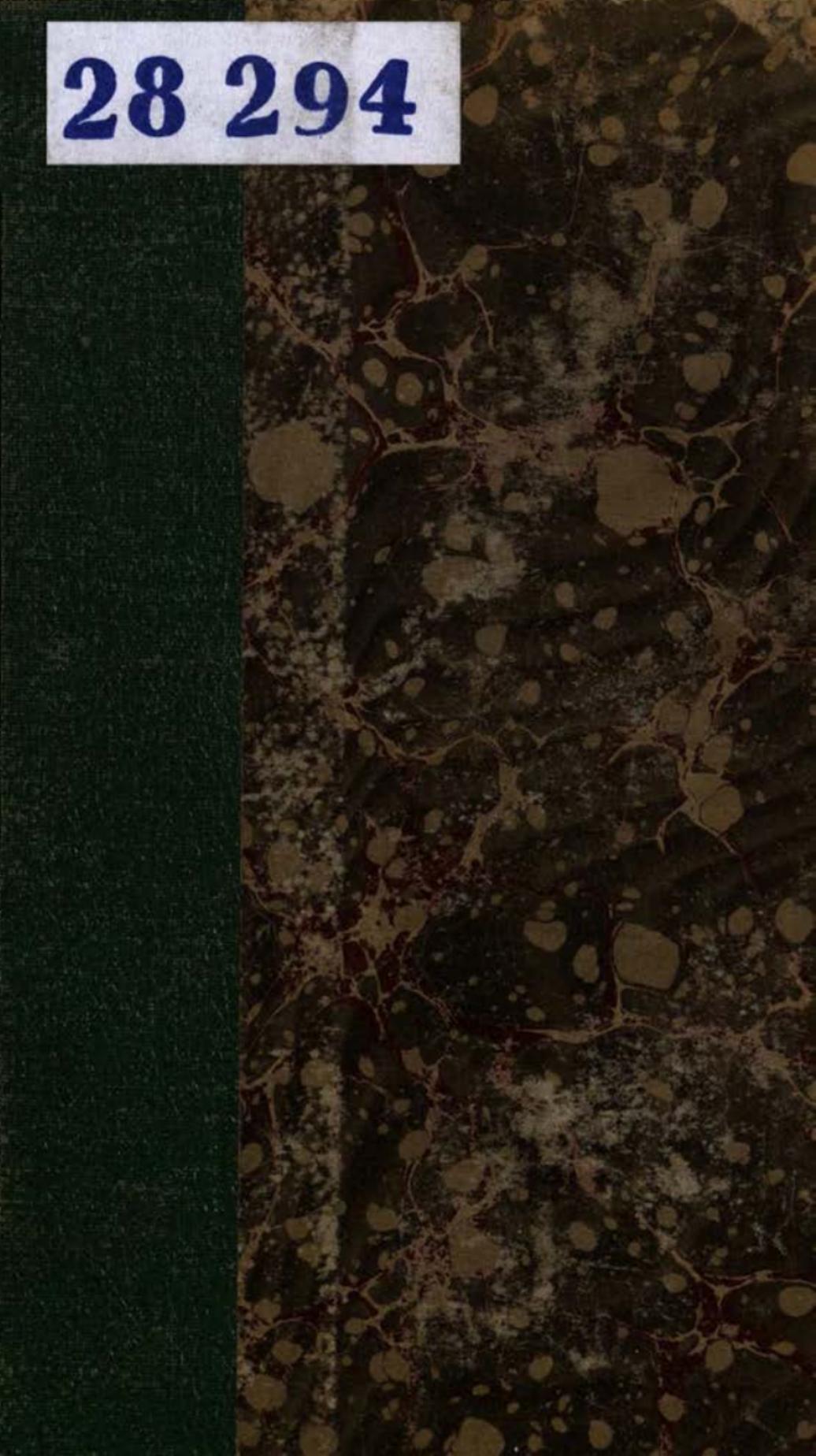
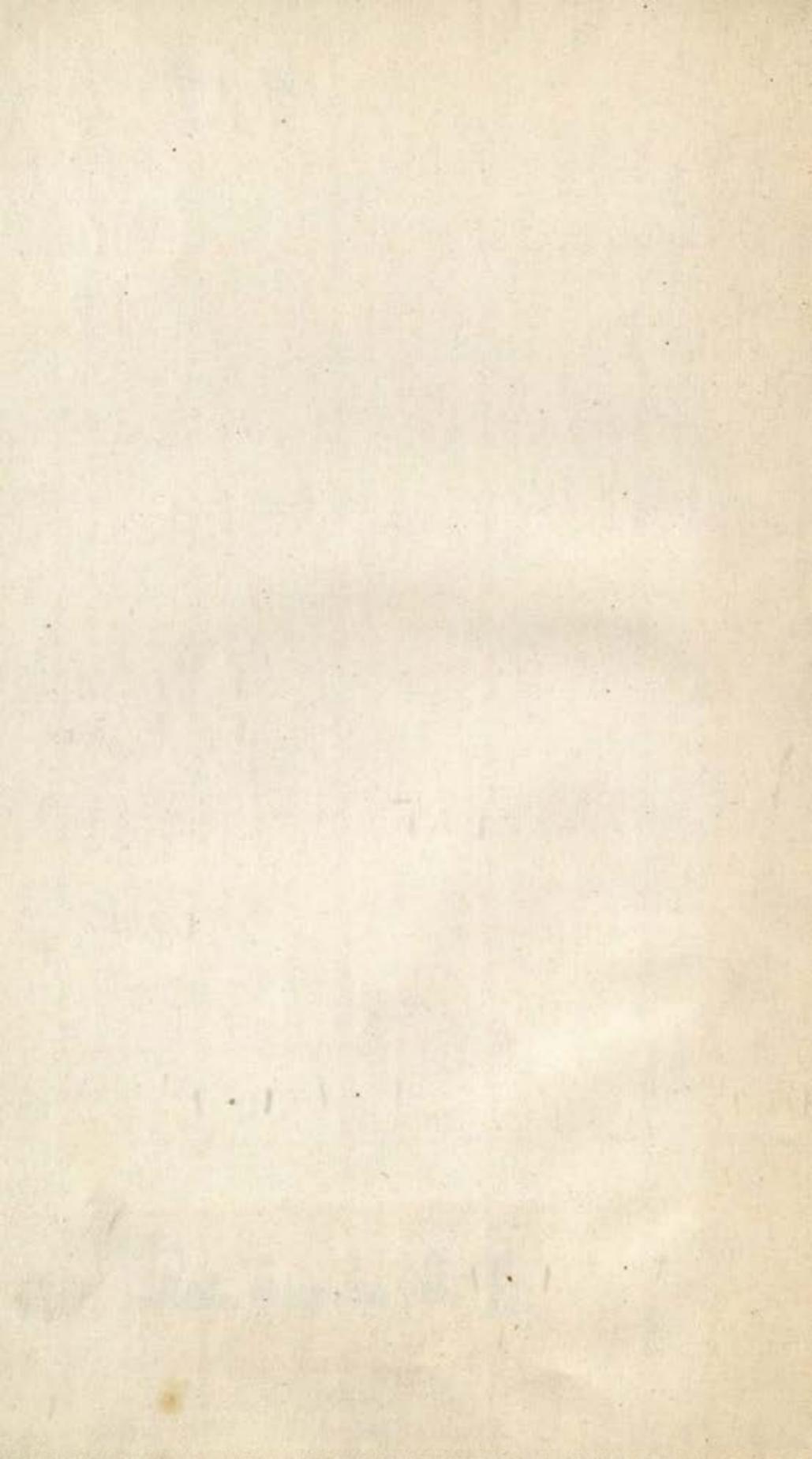


28 294

The image shows the front cover of an old book. The spine, on the left, is bound in a dark green, textured cloth. The main cover area is decorated with a traditional marbled paper pattern, featuring a complex, organic design of dark brown, black, and tan colors. At the top left corner, there is a small, rectangular white paper label with the number '28 294' printed in a bold, blue, serif font.

Rob. Eur. m. S. $\frac{41}{20}$.

477



A. Kollbach,

Europäische Wanderungen.

2. ...

Europäische Wanderungen



von

Karl Kollbach.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5166966

Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1889.

*Lit. podio
Kuraga*

Rob. Eur. m.-L. $\frac{41}{20}$

Vol



28294

IBRONICA
Kolekcje Biblioteki
Zabernieckich

N-2527571 N4-66807

Vorwort.

Um eine auch nur einigermaßen vollständige Schilderung eines Landes geben zu können, ist ein jahrelanger Aufenthalt in demselben, sind zudem weitreichende Studien unerlässlich. Es bedarf längerer Erfahrungen und eines großen Beobachtungsmateriales, um auf deren Grundlage verallgemeinern, das Charakteristische des betreffenden Erdraumes, seines Natur- und seines Menschenlebens zusammenfassen, zu einem abgerundeten Ganzen darstellen zu können. Verhältnismäßig nur wenigen Personen ist es vergönnt, in dieser Weise, auf Grund eigener Beobachtungen zu einem abschließenden Urtheile über ein Land zu gelangen; denn die Einheimischen sind dazu nicht gerade am besten geeignet, weil ihrer Wahrnehmung unter dem abschwächenden Eindruck der Gewohnheit sich manches als alltäglich und bedeutungslos darstellt oder sogar entzieht, was in Wahrheit und unter dem Auge des Fremden sich als ein hervorstechender Charakterzug erweist. Allgemeineren geographischen Schilderungen dagegen, welche lediglich das Ergebnis

von Studien der einschlägigen Literatur zusammenstellen und nicht auf dem Boden direkter Anschauung entwachsen sind, geht die Unmittelbarkeit und Frische ab, welche als das erste Erforderniß einer guten Schilderung bezeichnet werden müssen.

Es fragt sich nun, ob nicht vielleicht auch eine andere Form der Schilderung, welche lediglich die jedem geschulten Beobachter auf den ersten Blick sich bietenden Eindrücke wieder spiegelt und die Ergebnisse einer kurzen Reise darlegt, ihre Berechtigung haben und klare geographische Anschauungen beim Leser heranbilden kann. Es wird dies nur dann zutreffen, wenn gewisse Bedingungen erfüllt sind. Es gehört zu einer solchen Abfassung vor allem ein geübtes Auge und eine stets an die Anschauung sich anlehrende Darstellungsweise, ferner ein gründliches und gewissenhaftes Vorstudium über die Länder, welche man zu bereisen gedenkt. Nur so ist es möglich, in die Fülle der sich uns aufdrängenden neuen Eindrücke eine Ordnung zu bringen und sie nach gewissen uns vorschwebenden leitenden Gedanken auf ihre Eigentümlichkeit hin zu prüfen und mit der anderer Länder und vornehmlich der Heimat zu vergleichen. Gerade in dem letzteren, in dem Vergleich mit Bekanntem, mit Naheliegender liegt der Hauptwert einer Schilderung für die Mehrzahl der nicht ge-

reisten Leser. Vor allen Dingen aber muß ein Schriftsteller, der nur vorübergehend ein Land bereist, auch bei den gründlichsten Vorstudien sich hüten, zu früh zu verallgemeinern. Erst nach einer großen Reihe von Beobachtungsfällen derselben Art bietet sich ihm hierzu das Recht.

Giebt er dagegen, ohne sich voreilig in solche Erörterungen allgemeiner Art einzulassen, schlicht und lebenswarm die Eindrücke genau so wieder, wie er sie selbst empfing und soweit sie ihm bedeutungsvoll erschienen, so liefert er in seiner Art einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß der betreffenden, von ihm geschilderten Gebiete und braucht sich dem Vorwurf der Voreiligkeit und Oberflächlichkeit dabei durchaus nicht auszusetzen. Jede Form der hier gekennzeichneten geographischen Schilderungen hat eben ihre Berechtigung; die vorliegenden „Europäischen Wanderungen“ rechne ich zu der letzteren Art.

Es war mein Bestreben auf all meinen Reisen, als deren unmittelbarste Frucht die vorliegende Sammlung gelten darf, diesen Anforderungen, welche man an eine Schilderung stellen muß, möglichst gerecht zu werden und sie zugleich durch eine Berücksichtigung sowohl aller natürlichen Verhältnisse des Landes, als auch der Sitten und Gebräuche und gelegentlich sogar der

Geschichte seiner Bewohner über den engen Standpunkt einer bloßen Reisebeschreibung landläufiger Art zu erheben. In diesem Sinne mögen auch die nachfolgenden Reisebilder als der Ausdruck der Anschauungen gelten, wie ich sie in Bezug auf geographische Darstellungen in meiner: „Methodik der gesamten Naturwissenschaft“, *) speziell in deren Kapitel: „Geographische Naturkunde und Geographie“ dargelegt habe.

Bonn im Juni 1889.

Karl Kollbach.

*) „Methodik der gesamten Naturwissenschaft für höhere Lehranstalten u. Volksschulen.“ Leipzig, Fues's Verlag; R. Reissland.

Inhalt.

	Seite
1. Reifeerlebnisse auf hoher See	1
2. Aus dem Norden Portugals	19
3. Ein Stiergefecht zu Lissabon	57
4. Ein Landgut im Süden Portugals	73
5. Toledo, ein spanisches Stadtbild	83
6. Eine Fahrt durchs Baskenland	100
7. Reisebilder aus den Hoch-Pyrenäen	120
8. Bilder aus dem englischen Strand- und Fischerleben	140
9. Am Strande von Scheveningen	150
10. Eine Wanderung durch das Riesengebirge	177
11. Bilder aus Böhmen	196
12. Schilderungen aus dem Salzburger Lande	229
13. Eine nächtliche Wanderung in den Ötztal-er Alpen	248
14. Eine Wanderung durch das ungarische Pustten-Gebiet	260
15. Das Deutschtum in den Ländern an der unteren Donau	273
16. Am Plattensee	285
17. Eine Reise über die kroatische Militärgrenze	291
18. Auf den Ruinen von Spalato und Salona	305
19. Bilder aus dem Straßenleben Konstantinopels	321
20. Eine Sommerreise durch Griechenland	340
21. Diesseit und jenseit der russischen Grenze	368
22. Naturbilder von der Insel Nororderney	392
23. Zu weltfernen Leuten	422
24. Reisebilder aus Oberitalien	455
25. Ein Auszug von Pompeji in den Krater des Vesuv	473

1. Reiseerlebnisse auf hoher See.

Rastlos brauste unser Zug vom Rhein her durch die stille Nacht. Etlichemal hielten wir an größeren Stationen, aber wenn man dann schlaftrunken durchs Fenster schaute, vermochte man beim flackernden Lampenlicht wenig zu unterscheiden und wußte nicht, wo man war, und bald versank man unter dem gleichmäßigen Rollen des Wagens wieder in denselben Halbschlummer. Als aber der Morgen dämmerte, sahen wir, wie der Zug eben von sanften Hügelgeländen sich zur Ebene wandte. Der Teutoburger Wald lag hinter uns, vor uns dehnte sich die norddeutsche Heide aus, und ihre braunen Flächen, ihre gelben Sandhügel, ihre einsamen trauernden Kieferngruppen, alles das flog rasch und geheimnisvoll im leichten, weißen Morgenschleier an uns vorüber. Dann kam das Marschland; die stillen Wassergräben zogen lange glänzende Streifen durch die Gegend, und die grünen Wiesen mit ihren friedlichen, bunten Viehherden und darüber hinschwebenden Rübigen und die fernen, rastlos und plump winkenden Windmühlen riefen liebe Erinnerungen an Holland wach. Ehe ich mich's versah, waren wir in Bremen, und kurze Zeit darauf saß ich auf dem Zuge, der weiter dem linken Ufer der Weser entlang nach Brake fährt.

Übrigens that Eile not. Der Dampfer, mit dem ich nach Portugal fahren wollte, sollte einer Depesche gemäß schon am Morgen abgehen, und ich rannte in Brake sogleich zum Landungsplatz, wo das Schiff liegen sollte und auch wirklich lag, aber durchaus nicht reisefertig, sondern eben beim Ende des Ladens. Alle Fugen des Verdecks waren aufgerissen, und zahlreiche Arbeiter eifrigst beim Kalfatern, d. h. damit beschäftigt, die Ritzen zwischen den Borden aufzukrazen, mit neuem Berg zu verstopfen und hernach mit Pech wasserdicht einzuschmierem.

Ich machte schnell die Bekanntschaft des Kapitäns, eines älteren liebenswürdigen Oldenburgers, der eben mit Frau und Tochter, die zurückblieben, in der Kajüte den Abschiedschmaus hielt, und setzte mich dann in einen benachbarten Gasthof, wo ich hinlänglich Zeit hatte, Betrachtungen über die Langweile anzustellen, welche einen Menschen erfassen kann, der notgedrungen arbeitslos einen langen Tag in einem solchen Örtchen wie Brake der ungewissen Abfahrt eines Schiffes entgegensehen muß. Nach Tisch aber ging ich durch das Städtchen spazieren und erfreute mich an den niedrigen roten Backsteinhäuschen mit den großen hellen Fenstern und reinlichen Blumentöpfen mit Fuchsien, Geranien und Begonien dahinter, an den blank gefegten Ziegelsteintrottoirs und den freundlichen Gesichtern der Leute, die alle als alte Glieder des großen niedersächsischen Stammes dasselbe Äußere besitzen im Westen von Seeland an durch ganz Holland, ostwärts bis zu den Marschgegenden Schleswigs.

Als der Nachmittag kam, saß ich wieder im Garten meines Gasthofes, der an den Fluß stößt. Der Wind hatte sich gelegt, die wiederkehrende Flut führte das gelbe Wasser rückwärts, und von dieser Strömung und von dem Luftzug getrieben, zogen etliche stille Segelboote schnell über den ruhigen breiten Spiegel des Stromes. Die Luft war grau, der Himmel ganz mit Wolken verhangen, und die Nacht drohte stürmisch zu werden. Mir war's etwas bedrückt zu Mute, obwohl's nicht gerade die erste Seereise war, die ich machte. Aber als ich nun endlich an Bord des Dampfers stand, die Schiffspapiere überreicht wurden und alles sich zur Abfahrt rüstete, rief, lief und hantierte, da verslog diese Stimmung, und aufmerksam schaute ich zu und paßte auf, bis das ersehnte Zeichen erfolgte, welches das Öffnen der mächtigen Schleusenthore des Dammes bei ausreichender Fluthöhe verkündete. Endlich geschah es, und mit einemmal kam nun Leben auf die bisher so stille Wasserfläche. Zahlreiche Fischerboote und Frachtkähne zogen heraus; andere, die bis dahin draußen gelegen hatten, kamen herein. Jetzt war auch an uns die Reihe. Mit Gepolter wurde das Gangbord zurückgezogen, die Taue wurden gelöst, und fast geräuschlos begann die Schraube zu arbeiten. Anfangs mit kaum merklicher Bewegung glitten wir an etlichen Nachbarn, einem norwegischen Steamer, der eben seine Ladung Bauholz löschte, und an einer schmucken Brigg, die am Tage vorher frisch vom Stapel gelaufen war, entlang und näherten uns dann behutsam der schmalen Einfahrt des Hafens, welche

den hohen, breiten Flutdamm des Ufers durchbricht. Von Tauen, die man hinüberwarf, hin und her gezogen und in der Richtung gehalten, arbeiteten wir uns langsam und mit vieler Vorsicht hindurch. Noch einmal berührten wir fast das Ufer, den hohen Steindamm, auf dem die Angehörigen unserer Seeleute standen, Mütter mit Kindern und andere, meist mit ernstern, betrübten Gesichtern. Dann hatte unser Schiffskoloss freies Wasser im offenen Fluß erreicht, und alle seine bisherige Unbeholfenheit schien verschwunden zu sein. Jetzt heulte die Dampfmaschine ihren schrillen, weithin verhallenden Abschiedsgruß, die Tücher und Hände winkten hinüber und herüber, die Schraube rauschte hinter uns aufschäumend in der trüben Flut, und in weitem Bogen steuerten wir rasch und einsam der breiten Wasserstraße entlang.

Die Stadt mit den Thürmen und Windmühlen rückte in die Ferne, und das Land lag flach und grau zu beiden Seiten. Nichts von den Schönheiten vermochte man zu erspähen, die sonst wohl diese Gegend, gleich der verwandten holländischen, entfaltet und welche in diesem Lande den ersten Antrieb zu einer selbständigen Landschaftsmalerei gab, früher noch als in den lichtumflossenen Gegenden des Südens. Aber um diese Schönheiten hervorzuzaubern, muß die Sonne am Himmel stehen, das Grün der Wiesen lachend in die blaue, duftige Ferne schweifen; dazu müssen die ruhigen Herden weidend im Vordergrund gehen und auf den stillen Kanälen gleitende Schiffe mit hohen, weißen Segeln

feierlich einherziehen. Der trübe Abend hatte diesmal alle Farben verwischt, alle Umrisse ineinander fließen lassen. Fest und drohend hob sich nur im Westen eine schwarze Wolkenmasse empor, und vor ihrem Zuge her wehte der Wind, von Minute zu Minute an Heftigkeit zunehmend und gelbe Wellenkämme über die trüben Fluten wälzend. So kam endlich Bremerhafen in Sicht, mit den glänzend weißen Dächern der Faktoreien und Werkstätten des Norddeutschen Lloyd und mit den fern zahlreich Mastspitzen und Türmen, welche über die Dämme des Ufers ragten.

Hier verließ uns der Lotse. Ein Boot ruderte heran, vorsichtig näherten sich die Ruderer dem schwankenden Schiff, dann flog das Tau in einer im Fluge sich entrollenden Spirale über das Wasser, um im nächsten Augenblick von starken Händen erfaßt und festgehalten zu werden. Einige Sekunden lang schleifte der Dampfer den Kahn zur Seite mit sich fort durch die hoch aufspritzenden Wellen, dann reichte der Lotse dem Kapitän, dem Steuermann und mir mit festem Druck die Hand, schwang sich über die Brüstung, kletterte die Stiege hinab, winkte mit der Hand, und im nächsten Moment schaukelte der zurückbleibende Nachen schon einsam auf den Wellen, während die Ruderer sich hurtig zur Arbeit zurecht setzten und für uns der letzte Verkehr mit dem Lande abgebrochen war.

So dampften wir weiter. Vor uns stieg inzwischen ein schwarzer Schiffskoloß auf dem Wasser auf; es war ein vor Anker liegender amerikanischer Riesen-

dampfer, einer der „Meeres-Jagdhunde“, welche in 10 Tagen herüberfahren und ihre 17 bis 18 Knoten in der Stunde laufen. Das Schiff nahm Kohlen aus schweren Rähnen ein, welche — wie Küchlein die Henne — den ungeheuren Kumpf des Dampfers umlagerten. Da ich der einzige Passagier an Bord unseres Dampfers war, hatte ich mir sogleich die Erlaubnis geholt, jederzeit auf der Kommandobrücke mich aufhalten zu dürfen. Dort stand ich nun und blickte auf die immer breiter werdende Wassermasse hinaus und sah, wie die Ufer allmählich sich ins Weite und Unbestimmte verloren, die Nacht mit stärkerem Wind und höherem Wellenschlag heraufzog und zwei ferne Leuchtfeuer anfingen, ihren matten Schein über die fernsten blassen Schaumkämme auszustrahlen. Während wir so weiter fuhren und vorsichtig nach den schwimmenden Baken auslugten, welche die fahrbare Wasserstraße bezeichnen, tauchten in etlicher Entfernung vor uns hohe Segel aus der Dämmerung auf, und windschnell zog ein stattliches Schiff uns entgegen. Unser Kapitän beobachtete es scharf mit dem Glase; dann erschallte plötzlich sein Ruf von der Kommandobrücke herab: „Flagge gehißt! Es ist ein Kanonenboot!“ Der Bootsmann eilte mit einem Matrosen fort, bald flatterte hinter uns im Wind die deutsche Flagge, und stolz zog das Schiff, dem der Gruß gegolten, dicht an uns vorüber. Wir sahen die Mannschaften unter Gewehr und vernahmen Stimmen, die herüberschallten; dann war es vorbei und zog schattenhaft in die nebelgraue Nacht hinaus.

Die Schwankungen unseres Schiffes hatten inzwischen beträchtlich zugenommen; das Gehen an Bord fing an beschwerlich zu werden. Es schien, daß wir das Uferland beinahe umsegelt hatten; denn neben dem Licht des Leuchtturms von Rotesand im Westen, sahen wir in weiter Ferne gegen Nord-Osten bereits das Feuer von Neuwerk, welches die Elbemündung bezeichnet. Es mochte gegen 10 Uhr sein, als ich mich in die Kajüte begab. Nicht lange hatte ich dort gegessen, als plötzlich ein gewaltiger Ruck mich mit voller Kraft gegen die Polster des Sofas stieß. Im nächsten Augenblick war alles still. Es mußte ein Unglück geschehen sein. Mit einem Sprung eilte ich zur Treppe, die zum Verdeck hinauf führt. Als ich sie erreichte, gab man schon Gegendampf, aber vergeblich, und polternd stampfte und wühlte die Maschine rückwärts. Als ich oben stand, war es stockfinstere Nacht; kaum erkannte man den weißen Schaum der heranbrausenden Wellen. Wir saßen auf einer Sandbank. Auf der Kommandobrücke stand der Kapitän und hörte die Zahlen, welche ihm der Bootsmann und ein Matrose zuriefen, die mit langen Stäben die Wassertiefe maßen. Der Wind blies heftig und warf uns einen kalten Regen zu, der prasselnd auf das Verdeck schlug und dessen Geräusch sich unheimlich mit dem Brausen der Wellen mischte, welche in lautem Schlag und aufspritzendem Schaum gegen die Backbordseite des Schiffes prallten. Wir saßen in schlimmer Lage, das Schiff hatte sich ziemlich auf die Seite gelegt, und die Ebbe brachte es mehr und mehr zum Sinken. Das Ge-

räusch und Gelaufe auf dem Deck hatte inzwischen aufgehört; der Kapitän saß allein in seiner Warte vor der Karte, und in der Kajüte war's unausstehlich beim Gurgeln und Brausen der draußen flutenden Wogen und der sonstigen fürchterlichen Stille. Wir erwarteten schweigend die tiefste Ebbe; sie kam gegen Mitternacht, und alles ging glücklich vorüber. Das Rauschen der abnehmenden Wellen war gering geworden, der Schiffsrumpf saß fest wie eine Mauer. Aber mit der wiederkehrenden Flut kehrten auch die Gefahren und Befürchtungen zurück. Höher und höher stieg das Wasser, stärker und machtvoller rollten die Wogen heran. Wieder begann der Gischt an Deck zu spritzen und das Schiff zu ätzen und zu knarren. Aber die dräuende Flut wurde uns zum Helfer. Als sie fast ihre volle Höhe erreicht hatte, gab man Befehl, die Maschine in Gang zu setzen. Mit voller Kraft arbeitete sie rückwärts; ein Rascheln und Knirschen schallte vom Grunde durch das Schiff herauf. Dann verspürte man wieder die Bewegung der Wellen. Wir atmeten alle erleichtert auf, die Gefahr war vorüber, der schwer belastete Dampfer wieder flott. Mit Anbruch des Morgens hatten wir den richtigen Kurs wieder gewonnen, und als die Sonne strahlend über die grünliche Wasserwüste auftauchte, dampften wir lustig und wohlbehalten auf der weiten offenen Nordsee dahin.

Der Tag blieb schön. Vom Vormittag bis gegen Abend sahen wir ein fernes, dünnes Stäbchen, kaum mit bloßem Auge erkennbar, über den hohen Horizont des Meeres ragen. Das war der Leuchtturm der Insel

Norderney, welcher im Verein mit den Türmen von Wangeroog und Borkum den Kurs der auf der Höhe des Meeres hinsegelnden Schiffe bis auf 6 Seemeilen Entfernung bestimmt. Als er untergesunken war, kam das Leuchtschiff der Insel Borkum in Sicht, das einsam und scheinbar mitten auf dem weiten Meer verankert schaukelt und die Lage einer gefährlichen unterseeischen Sandbank bezeichnet. Nicht weit war's hier von der Stelle, wo die unglückliche „Cimbria“ vor etlichen Jahren von ihrem grauenvollen Schicksale betroffen wurde, das so vielen Menschen das Leben kostete. Auf diesen Leuchtschiffen, fern der Küste, hausen weltverlassen zwei Männer, welche bei Abend die Lichter anzünden und oft in längerer Zeit nicht abgelöst werden. Es muß ein schreckhaft Leben sein, einsam so auf schwankendem wrackartigen Schiff zu wohnen, um sich her nichts als das brausende Meer, auf dem die fernen Schiffe vorüberziehen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Es schien, als ob das Meer, der Himmel und die ganze Natur ihn mitfeiern wollten. Klar und blau wogte unter uns die endlose Wasserfläche, und das Firmament spannte sich in gleicher Farbe und Reinheit darüber aus. Wenn der Kiel des Schiffes ruhig durch die sanften Wellen schnitt, warf er sprühenden, glitzernden Silberschaum über den azurinen Grund, und hinter uns funkelte und glänzte die breite Wellenstraße der Schraube in einem einzigen großen Lichtstrom. Auch das Leben an Bord war festtäglich stille. Dort, wo das große Segel seinen breiten

Schatten auf das blank gescheuerte Verdeck warf, saßen diejenigen von der Mannschaft, welche nicht im Dienste waren, mit einer Bibel oder mit einem anderen Buch. Die andächtige Stimmung bleibt gewiß dabei nicht aus: das unermessliche, erhabene Meer erhält sie, auf dem das Schiff einsam dahin zieht, zugleich aber auch das Bewußtsein der Gefahren, welche vielleicht schon die nächste Stunde bringen kann. Zuweilen kamen Möven herbeigeflogen und folgten in zierlichen Wendungen unserem Dampfer, um die durch die Schraube getöteten Seethiere oder die Abfälle der Küche vom Wasser aufzunehmen. Vom Lande bekamen wir den ganzen Tag nichts zu sehen, wohl aber bemerkten wir in weiter Ferne abermals zwei Leuchtschiffe: das von der Insel Ter Schelling und von Rickdün, welches die nordwestliche Einfahrt zur Zuidersee bezeichnet. Die Küste Hollands ist hier nicht ungefährlich; mehrere Reihen von Untiefen, durch unterseeische Sandbänke gebildet, vielleicht die untergegangenen Reste ehemaligen Festlandes, sind der Küste vorgelagert, und diese selbst ist von seichtem Wasser mit starker Brandung umspült und von der See aus mit den endlosen kahlen Dünenreihen öde und ungestaltlich anzuschauen. Die Seeleute erzählen sich böse Geschichten von einigen dieser Inseln, daß nämlich strandräuberische Bewohner durch falsche Lichtsignale bei Nacht und Sturm vorübersegelnde Schiffe irre führen und zum Scheitern bringen, hernach aber reichen Gewinn aus dem Bergen der Ladung ziehen, während die gestrandeten Seeleute oft genug dem Verderben preisgegeben sind. Ich habe

diese Schauergeschichten oft, auch bei früheren Fahrten an den holländischen Küsten, erzählen hören. Früher mag's thatsächlich geschehen sein, jetzt erwarten im Gegenteil zahlreiche Rettungs-Stationen die ins Unglück gerathenen Schiffer; aber solche, auf frühere thatsächliche Fälle sich gründende Erzählungen, die obendrein ein Gruseln erregen, sterben so leicht nicht aus. Den ganzen Tag über erschienen rings am Horizont viele Segel von Schiffen aller Art, die bei widrigem Wind lavierend dem Kanal zustrebten. Mehrere Dampfer gesellten sich zu ihnen, als wir die Route von Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen nach England kreuzten.

Gegen Abend wurde das Wetter schlechter und die Luft kühl. Wolken- und Nebelschichten strichen, von einem starken Winde getrieben, in flatternden Bändern dicht über die Meeresfläche hin und hüllten uns zeitweilig ganz in dichte, graue Dunstmassen. Das waren böse Vorboten! Als es Mitternacht war, bekamen wir das Doppellicht des Leuchtturmes von Dover zu sehen, aber nur für kurze Zeit; denn gleich darauf trat das Gefürchtete ein, und wir gelangten in eine der Nebelregionen, welche so oft die britischen Eilande umlagern. Dem schönen Tage folgte nun eine schreckliche Nacht. Es währte nicht lange, so war die Luft dick und der Blick auf die nächste Umgebung beschränkt. Wir befanden uns gerade für Nebel auf der schlimmsten Wasserstraße der Welt, in dem engen Durchlaß von Calais, wo sich die Gefahr und die Möglichkeit eines Zusammenstoßes so unheimlich steigert. Wenn der Sturm bei

klarem Wetter tobt, Sprühwellen über Bord gehen, aber das Schiff wacker durch die Fluten steuert und machtvoll den Kampf mit den Elementen kämpft, ist der Seemann selten in Ängsten; aber eine gedrückte, unheimliche Stimmung befällt ihn beim unglückswangeren Nebel, der das Herz beklemmt und den glücklichen Ausgang der Fahrt bei aller Vorsicht zumeist dem guten Zufall überläßt. Die ganze Nacht stand unser Kapitän auf seinem Posten, oben auf der Kommandobrücke, vornüber geneigt über die Brüstung. So horchte er hinaus in die trübe Nacht auf den fernen Ton der Signalhörner von Dover und auf das dumpfe Heulen anderer Schiffe. In kurzen Zwischenräumen aber zog er selbst die Leine, welche zur Dampfseife führt, und dann erschallte dicht neben uns der ohrzerreißende Ton, welcher sich von dumpfem Geheul durch eine ganze Reihe schauerlicher Töne hindurch zum schrillen, weithin aushallenden Pfiff heraufwand. Dann trat Stille ein, und wir horchten von neuem. Öfters vernahm man den Warnungslaut anderer Schiffe, bald stärker, bald schwächer, je nach der Windrichtung und Entfernung. In Aufregung und Spannung verblieben wir die ganze Nacht.

Erst am späten Morgen lichtete sich der Nebel, und wir sahen nun rings auf dem Meer zahlreiche Schiffe, welche der große Weltverkehr in dieser Straße zusammenführt, langsam dahinsегeln. Am Vormittag tauchten lange Bergreihen mit weißen steilen Kreideflächen aus dem Morgenduft hervor; wir erkannten Städtchen und Dörfer und oben in grünen Gärten hell schim-

mernde Landhäuser. Es war die Küste von England, nicht fern der Gegend von Brighton. Auf diesen stolzen, meerbeherrschenden Höhen hatte ich früher selbst gestanden und nach den fernen Schiffen ausgespäht; jetzt grüßten sie mir einladend und vertraut herüber. Aber bald schon entchwand das freundliche Bild. Der Nebel stieg wieder langsam aus dem stillen Wasser empor und legte sich dichter auf das Meer, je mehr die Nacht hereinbrach. Das waren wieder böse Stunden. Schlaflos verbrachte ich die Nacht; denn in kurzen Zwischenräumen durchdrang der dumpfe Warnungslaut der Dampfpfeife schauerlich alle Räume des Schiffes. Aber mit dem Morgen hatten wir die böse Region der Nebel verlassen und steuerten in offenem Meer der französischen Küste zu.

Diese von allen Seefahrern so sehr gefürchtete Nebelregion entsteht durch die Abkühlung der wärmeren, wasserreichen Luft über der atlantischen Golf-Strömung, sobald diese mit dem kälteren atmosphärischen Gebiet der Nordsee in Berührung kommt. Dies aber geschieht fast allenthalben an den britischen Küsten, besonders im Kanal. Als wir uns am Abend der Bretagne näherten, welche in feinem bläulichen Zug am fernsten Horizont ruhte, und wir die vorgelagerte Insel Dueffant, welche mit schroffen Felswänden aus den Fluten auftaucht, umsegelt hatten, da nahm uns der offene Ozean mit stärkerer Dünung und einer erquickenden Brise auf.

Mit geradem Kurs nach Südwest steuerten wir von jetzt an der Nordwest-Spitze der Pyrenäen-Halbinsel entgegen. Zwei Tage lang sahen wir nun kein

Land mehr, aber trotzdem bot die Fahrt Überraschungen anderer Art. Möven zogen vereinzelt noch in diesen Fernen über das Meer, Fische schnellten zuweilen über seine Oberfläche, und einmal sahen wir einen mächtigen Wal durch die aufschäumende Flut sich forttummeln. Gerade im Biscayischen Golf sollen diese Tiere sich noch häufig aufhalten und nach der Annahme mancher sogar Junge werfen.

Der Eindruck des ganzen Meeres war inzwischen ein völlig anderer geworden. Die kürzeren, unruhig durcheinander flutenden Wogen der Nordsee und die noch kleineren, aber stets heftig gegeneinander prallenden Wellen des Kanals, wo rings herum hohe Felsgestade die ein- und ausziehende Flut zurückwerfen und in jene unruhige Schwingung versetzen, welche allen zur Seekrankheit geneigten Personen an dieser Stelle so gefährlich wird, hatten den hohen, breiten und flachen Wogen der Dünung Platz gemacht, welche selbst bei windstillem Wetter, als letztes Ausklingen entfernter Sturmregionen oder durch die Flut-Erhebungen bei der Anziehung von Sonne und Mond hervorgerufen, den weiten Ozean durchlaufen und bei Flut mit ungeheurem Donnern sich an den Gestaden der spanischen Westküste brechen. Die Wirkung der warmen Golfströmung machte sich gleichfalls bemerkbar; lange schwimmende Züge von den Felsen losgerissener Algen bezeichneten ihren Lauf dem Kanal zu. Der Himmel hatte tiefe südliche Bläue angenommen, und eine feuchtwarme und doch in ihrem Ozon- und Salz-Gehalt erquickende und

in ihrer steten Bewegung kühlende Luft wehte über das Meer hin.

Bei solchem Wetter genossen wir das erhabene Schauspiel des Sonnenuntergangs in seltener Pracht. Die Sonne sank groß und feurig hinter vorgelagerten Wolkenzügen, ein glühender Purpurschein überströmte das Meer. Kupferfarbene, blinkende Massen wogten dazwischen auf und nieder, und der ausspritzende Schaum des Schiffes sprühte glühende Funken in das bunte, metallisch schimmernde Farbenmeer. Als dann die Sonne völlig gesunken war, lösten sich die roten Abendwolken in blassen violetten Dunst, und lodernde Feuerwolken dampften vom Horizont auf und strahlten majestätisch gegen das blaue Himmelsgewölbe an. Und wenn wir von Westen den Blick gegen Osten wandten, sahen wir eben den Mond über die Wasserfläche aufsteigen, und ein ähnliches Schauspiel, nur in matteren Farben und in geheimnisvollerem Licht, sich vor unseren bewundernden Augen erneuern. Hier waren es silbern und goldig schillernde Lichtreflexe, welche über dem tiefen Stahlblau des Ozeans ein glitzerndes, schnell bewegtes Spiel erregten und in blendendem Glanz das zitternde Bild des steigenden Mondes wiederstrahlten. Lange währte der entzückende, farbenprichtige Doppelglanz, bis der Mond höher stieg, sein Licht die schwindende Abendröthe überstrahlte und der dunkle Nachthimmel mit langsam aufglimmenden Sternen den geheimnisvoll aufrauschenden Ozean überwölbte.

Es war der zweite Morgen heraufgezogen, seit wir die Insel Dueffant aus dem Gesichtskreis verloren hatten.

Die Küste Spaniens konnte nicht mehr fern sein, und wir spähten von der hohen Kommandobrücke aus gegen Süden, wo die riesigen Wogen der Dünung trotz der großen Entfernung den hohen Horizont nicht glatt, sondern deutlich als fein gewellten Saum erkennen ließen. Der Kapitän erblickte mit dem Fernglase zuerst das Land. Es erschien als ein kleines, blaßbläuliches Wölkchen am fernen Himmelsrand. Im Verlauf etlicher Stunden rückte es in den Gesichtskreis des bloßen Auges, zog sich in die Weite und enthüllte sich mehr und mehr als lang hingestrecktes Bergland. Es war die galizische Küste zwischen Kap Finisterre und Kap Ortegal mit ihren einsamen Gipfeln, deren steile Abhänge beständig von der hier so furchtbaren Brandung umtobt und mit brüllenden, zischenden Schaumwellen übergossen werden. Am Nachmittag erkannten wir bereits deutlich die Zone der Brandung als weißen Streifen, darüber sahen wir die nackten Felsabhänge und die höheren, mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Rämme und Gipfel und schauten durch tief geschnittene Thäler in das innere, reich bewaldete Bergland hinein, über dessen rauhe Vorberge manche höhere blaue Gipfel einen Gruß über das Meer herübersandten. Auch vereinzelte Häuschen sahen wir, hell und winzig anzuschauen, auf weiten grünen Bergwiesen stehen. In diesen Landschaften Nord-Spaniens, in denen Charaktere des Nordens und Südens sich mischen, wo häufige Regen eine prächtige Fülle der Gewächse hervorsprossen lassen und ein biederer, derber Volkschlag — im Westen galizischer, im Osten bas-

fischer Abkunft — haust, sieht man noch wenig von dem, was die Phantasie sich unter Spanien denkt. Es ist ein ernstes, schönes Land, aber eher mit seinen Fjords und düsteren Wäldern an Norwegen erinnernd, als an Andalusien und Valencia mit seinem dunkelblauen Himmel und seinen hohen stolzen Palmen.

Gegen Abend hatten wir das berühmte Kap Finisterre, das Ende der alten Welt gen Westen, erreicht und umsegelten es in ziemlicher Nähe. Wie ein kahler Gipfel des Hochgebirges, wie ein Bergbrocken von Riesengröße, den man vom Gotthard oder von einem der graubündner Massive losgerissen und in das Meer gestellt, so trotzig ragte der einsame Felskoloß, als festes Bollwerk dem Lande vorgelagert, in den Ozean, der an dieser Wehr den ersten gewaltigsten Anprall seiner Flutwogen mit dröhnendem Getöse erschöpft. Ein einzelner Fels, wetterfest und säulenhoch, steht noch vor dem Hauptrücken in ziemlicher Entfernung mitten im Meere. Ihn fürchten alle die Schiffer, die hier an der großen Straße nach dem Mittelmeer, nach Ost- und West-Indien so zahlreich vorüber kommen; denn eine rasende Brandung umtobt ihn allzeit. Wehe, wen hier der Sturm erfaßt, der im Golf von Biscaya häufiger und mächtiger wüthet als in irgend einem anderen Meere der Welt! Furchtbarer aber noch und gefahrdrohender wird diese Stelle, wenn tagelang undurchdringliche Nebel das unwirtliche Küstengebirge umlagern und das einsame Kap, diesen großen Wegweiser des Ozeans, den alsdann ängstlich die Küste meidenden Schiffen verhüllen

und so alle die Gefahren eines falsch gerichteten Kurses heraufbeschwören.

Das Meer auf der Höhe von Finisterre war inzwischen auch für uns finster geworden. Hestige Böen jagten schwere dunkle Wolkenballen am Himmel vorüber, und die Wellen erhoben sich kraftvoll mit weißen sprühenden Schaumkämmen und schlugen mit hoch aufspritzendem Gischt und dumpfem Anprall gegen den Kiel des mächtig schwankenden Dampfers. Wenn dieser sich mit dem Borderteil tief in eine der ankommenden Wogen senkte, überströmte die seitwärts eindringende salzige Flut jedesmal das ganze Borderdeck, und über dem Bugspriet stoben von Zeit zu Zeit wallende Wasserfontänen empor und wurden vom Wind als salziger Staubregen über Deck gefegt. Es war ein prächtiger Anblick, und dabei stand in der Nähe das einsame Kap, schreckhaft anzusehen und in seinem nackten, düsteren Felsenbau der Gewalt des Meeres trogend, das immer stärkere Wogen gegen die finstere Feste wälzte.

2. Aus dem Norden Portugals.

Der heftige Wind, der gestern noch im Golf von Biscaya und bei Kap Finisterre geweht, hat sich während der Nacht gelegt. Ein stiller Morgen zieht herauf und das Meer liegt geglättet, nur von den sanften Wogen der Dünung bewegt. Ein weißer Nebelschleier verhüllt die nahe Küste, an welcher unser Dampfer langsam entlang zieht. Die Mündung des Douro kann nicht mehr weit sein, und schon werden auch vor uns einzelne Fischerbarken sichtbar, welche die Nähe einer Stadt verkünden. Ihre Zahl nimmt zu, je weiter wir kommen, in ganzen Schwärmen liegen sie auf dem Wasser. Es sind leichte, gebrechliche Fahrzeuge, hoch mit Bug und Hinterwand über das Wasser ragend, schwarz angestrichen und durch aufrecht stehende Ruderer getrieben, wie die Gondeln Venedigs. Schwarzbärtige, gebräunte Männer sitzen in diesen Rähnen und werfen unter lautem anfeuernden Zuruf die langen Netze über Bord oder ziehen sie schwer gefüllt herein. Auf dem Kopfe tragen diese Fischer hohe, gestrickte Wollmützen und auf dem Körper Hose und Bluse, manche nur ein Hemd. Alle, selbst die kleinsten Buben sind flott bei der Arbeit und doch vergnügt über die Maßen, lachen und schreien und rufen manche scherzhafte Bemerkung unsern Matrosen auf

dem Schiffe zu. So leicht wie heute aber wird ihnen der Fang auch selten; denn diese kleinen Boote, gegen welche die wetterfesten Fischerkutter unserer deutschen und der englischen Küste wie Riesen erscheinen, wagen sich frisch zum Fange selbst auf den sturmgepeitschten Ozean hinaus. In der Nacht vorher, als der Wind über das Meer heulte, sahen wir mehrmals fern der spanischen Küste ihre kleinen Lichter auftauchen und verschwinden und erkannten beim blassen Mondlichte der winzigen Boote, wie sie in der Nähe des Dampfers bald hoch auf den mächtigen Wellen schaukelten, bald hinter deren aufschäumenden Rämmen verschwanden. Jetzt, am hellen Morgen, hätte unser Dampfer durch Unachtsamkeit des Steuerjungen fast ein paar derselben überrannt. Da erhob sich bei den Fischern ringsum ein heillofes Geschrei; denn schon ragte der Bugspriet des Schiffes hoch über ihren Häuptern. Aber bald war der Schrecken vergessen, und die einzige harmlose Rache der Geängstigten war, daß sie uns etliche wertlose junge Haifische nachwarfen, die, noch lebendig, nun in hohen Sprüngen auf dem Verdeck herumtanzten.

Unterdessen haben wir die Fischerflottille zurückgelassen, und vor uns taucht aus dem Morgennebel ein schwarzes Felsenriff hervor, an dem die Meereswellen auf und nieder tosen. Es ist die Barre von Oporto, welche gerade vor der Mündung des Douro das Meer durchsetzt und nur eine ganz schmale Öffnung zwischen gefahrdrohenden Kliffen für die ein- und auslaufenden Schiffe gewährt. Der Dampfer schwenkt in einiger Ent-

fernung vor dieser Stelle, der Anker rasselt in beträchtliche Tiefe und die Flagge wird gehißt, welche für unser Schiff den Einlaß begehrt. Inzwischen bläst der Wind die Nebel vom Lande; der weiße Strand wird frei mit einzelnen Felsen und einer schäumenden Brandung, dahinter grüßen im hellen Sonnenlichte weiße freundliche Häuser, darüber steigen sanfte bewaldete Höhen an, und dazwischen, wo das tiefe Felsenthal des Flusses landeinwärts biegt, tritt endlich die ferne stolze Stadt aus den aufwärts ziehenden Dünsten hervor.

Aber die Blicke aller am Schiffe richten sich nach der Flaggenstation am Lande, die auf einem kleinen Hügel liegt. Der große Kasten, welcher das ganze Flaggen-Alphabet enthält, und das dicke Buch, welches diese seltsame Zeichensprache erläutert, liegen längst bereit; endlich beginnt man drüben die Verhandlung, und schnell folgen sich mit den auf und ab wandelnden buntscheckigen Flaggen Fragen und Antworten: „Woher?“ „Wie lange auf Weg?“ „Jemand gestorben?“ „Jemand krank an Bord?“ „Wie viel Tiefgang?“ In keinem Lande der Welt nimmt man's aus Furcht vor Cholera und andern Seuchen genauer mit diesen Sachen als in Portugal. Und als im verfloßnen Jahre auf die Frage: „Tote an Bord?“ ein über all den Formenram erboster Kapitän zurückmeldete: „Die Katz ist gestorben!“ ließ man ihn ohne weitere Antwort ruhig bis zum andern Tage draußen vor der Barre liegen, was kein Vergnügen und niemals gefahrlos ist.

Die Verhandlung ist beendet; die wiederkehrende Flut zieht mit mächtiger Dünung über das Meer und in donnernder Brandung gegen die Felsen des Strandes. Der Dampfer ächzt und schwankt an den Ketten, bis endlich das ankommende Lotsenboot bei der fernen Flußmündung sichtbar wird und, bald auftauchend, bald wieder gänzlich verschwindend hinter den ungeheuren, weit geschwungenen Wellenhügeln sich nähert. Vorsichtig gleitet es an der gepanzerten Seite des Dampfers hin, die zehn Ruderer holen die Riemen ein, der Lotse springt auf die Schiffstreppe, und die übrigen gehen unter Segel mit Zank und Geschrei zurück. Auch für uns naht nun bald die Stunde der Einfahrt. Die hohe Flut ist fast gekommen, und eine rote Fahne wird bei der Barre sichtbar. Dies ist das Zeichen. Die Maschine hebt stampfend den Anker, dann rauscht die Schraube und langsam richtet sich der Dampfer gegen die Mündung des Flusses.

Es ist eine aufregende Scene, wenn nun die schwarzen Felsen näher rücken, wenn rings umher die Brandung mit fruchtbarem Getöse gegen die Riffe anschlägt, daß der Wellenschaum hoch ausspritzt und in nassen Güssen über die triefenden Blöcke geschleudert wird, wenn die gewaltigen Grundwogen dann weiterhin über den Strand wegrauschen, gegen die Steindämme des Stadens anprallen und den Dampfer mitten durch dieses Gebrause gegen die schmale Einfahrt tragen. Eben geht eine solche Riesenwelle unter dem Schiffe weg, es legt sich auf die Seite, daß man sich oben auf der Kommandobrücke an-

halten muß, um nicht herabzustürzen, aber sie hat uns über alle Gefahr hinweggetragen, die Barre mit der Brandung und das donnernde Wogengeräusch liegen hinter uns, vor uns steht ein ruhiges, von der Flut gestautes, gelbliches Wasser, der Douro, über den der Dampfer, von Rähnen und Fischerbooten umschwärmt, friedlich der nahen Stadt entgegenzieht.

Zu beiden Seiten des Flusses an steilen Bergabhängen angelegt, steigt sie terrassenförmig und stattlich auf granitene Stufen empor, hoch überragt von den Türmen mehrerer alter Kirchen und Klöster. Es ist ein Bild von südländischer Färbung, das sich vor uns entrollt. Weiße Häuser mit flachen roten Ziegeldächern steigen über düstere Gemäuer empor, das, zum Teil noch aus ferner Maurenzeit stammend, unten das Ufer des Flusses umsäumt. Und zwischen diesen freundlichen Häusern blickt viel anmutiges Grün hervor von Magnolien, Lorbeern, Akazien und Drangen, und einzelne Pinien zeichnen ihre ernsten dunkeln Schirmkronen gegen den Himmel ab, der klar und tief blau sich über diesem Bilde wölbt. Um uns herum auf dem Flusse aber bietet sich ein buntes Treiben. Mit der Flut kehren da eben die Fischerboote heim, getrieben von hohen, blendend weißen lateinischen Segeln, die oft doppelt stehen und den schnell hingleitenden Fahrzeugen das stolze Ansehen eines Schwanes verleihen. Zur Seite der mittlern belebten Fahrstraße liegen zahlreiche große Schiffe auf dem Wasser, einige alte abgetafelte Dreimaster, an deren Riesenleibern Zimmerleute klopfen und hämmern,

mehrere Kriegskorvetten mit gehißten Flaggen und hervorragenden Kanonen, schmucke Segelschiffe und große und kleine Dampfer der verschiedensten Nationen. Wo ein Schiff seine Ladung löschet oder Güter und Ballast einnimmt, sehen wir Scharen elender Frauen die schwere Arbeit verrichten und mühsam mit beträchtlichen Lasten von den hohen Schiffen in die kleinen Flußboote auf- und niedersteigen. Weiter aufwärts aber wölben sich zwei Riesenbrücken von weltberühmter Höhe und Spannweite über dem Flusse und seiner tiefen Thalspalte und führen Eisenbahnen und Menschen in schwindelnder Höhe über all das Getriebe hinweg von einem Berge zum andern.

Die großen Schiffe können in Porto nicht direkt am Staden landen, sondern gehen draußen im Flusse vor Anker, ein Übelstand, der gefährlich werden kann, wenn im Frühling der Fluß nach der Schneeschmelze droben in den Sierren des zentralen Hochlandes gewaltige trübe Wassermassen in reißendem Laufe zum Meere führt. Auch uns bringen leichte Rähne, mit Zelttüchern gegen die Sonne überspannt, vom Schiff ans Land. Dort liegen die großen Warenhäuser und Zollgebäude, und in der Nähe laden heimgekehrte Fischer eben ihren Fang aus. Es sind Sardellen, die am Ufer zu Haufen aufgeschüttet und unter fortwährendem Herumwerfen mit Seesalz bestreut werden. Hernach bringt man sie dann zur Verpackung in die Magazine der Stadt, oder Frauen mit flachen Körben auf dem Kopfe tragen sie ausrufend zum Verkaufe durch die Straßen. Die meisten größern

Fische aber werden zur Halle geschafft, wo alle Morgen großartiger Verkauf stattfindet. Dort trifft man meist eine seltene Auswahl der verschiedensten Meeresbewohner. Große Thunfische, Schollen und Butten liegen auf den Steintischen. In großen Kübeln schleichen Hale durcheinander, während die Hände der anpreisenden Verkäufer beständig in dieser lebendigen, sich verschlingenden Masse herumwühlen, um ihre Güte zu zeigen. Selbst Haie fehlen selten, und der merkwürdige Tintenfisch mit den langen Fangarmen und der graufige Rochen liegen neben Haufen herumkrabbelnder Hummer und Langusten. Unter dem andern Getier, den Mies- und Herzmuscheln und den Körbchen mit kleinen rötlichen Garneelen, sind das Beste die Austern, die man hier ebenso gut als billig gleich an der Quelle verspeisen kann. Mancher mag diese portugiesischen Austern auch schon unbewußt in den Speisehäusern auf den Boulevards von Paris genossen haben, wohin sie massenhaft versandt werden. Nahe der Fischhalle ist auch der Gemüsemarkt mit seiner köstlichen Fülle von Pfirsichen, Feigen, Orangen und großkörnigen Weintrauben. Besonders aber thun sich hier die Melonen und Arbusen hervor von seltener Süßigkeit und Saftfülle. Selbst die Tropen senden auf schnellsegelnden Schiffen von der nahen Insel Madeira ihre frischen Erzeugnisse herüber, vor allem die mächtigen, aromatischen Fruchttrauben der Banane. Mehr aber noch als die feilgebotenen Früchte und Gemüse, in denen sich uns das Pflanzenreich des Landes widerspiegelt, fesselt das Leben und Treiben des Volkes. Das drängt und stößt und

ruft umher, daß man kaum durchzukommen vermag und sein eigen Wort nicht versteht; denn was immer zu kaufen ist, hier sowohl wie auf den Straßen, wird laut schreiend angepriesen. Neben Einheimischen schlendert viel fremdes Schiffsvolk umher und macht seine Einkäufe. Hier sieht man das braune Gesicht eines Mulatten, dort den schwarzen Wollkopf eines Negers. Ab und zu krächzt auch ein von Brasilienfahrern herübergebrachter Papagei oder macht ein Affe seine tollen Sprünge und sammelt Haufen von Müßiggängern um sich her. So erhält das ganze Volkstreiben fast wie in Lissabon einen etwas transatlantischen Anstrich; indes die Trachten der städtischen Bevölkerung lassen ihn wieder zurücktreten. Die nur selten hübschen Portugiesinnen gehen nämlich in Pariser Tracht mit modernem Hut einher, nur selten noch sieht man seidene Kopftücher in hellen, lebhaften Farben oder in schwarzer, kleidsamer Spitze, aber in aller Hände schwirrt und flattert der Fächer. Dieselbe moderne Eleganz kennzeichnet die Herren, die draußen vor den Caffeehäusern sitzen, Eisgetränke mit Strohhalmen schlürfen oder mit Wasser gemischten Wein und teure deutsche und englische Exportbiere trinken, oft aber auch stundenlang nur plaudern und keinen Heller dem Wirt zu verdienen geben. Und wer vor solchen Cafés arglos sitzt und auf die Straße schaut, auf den machen ohne Unterlaß Verkäufer mit Streichhölzern, mit Zeitungen und Lotterielosen ihre unerbittlichen Angriffe. Die Menge der in Portugal verkauften Lose übersteigt aber auch alles Maß. Fast jeder, bis herab

zum Bettler, spielt, und gewiß führt man dort keine parlamentarischen Verhandlungen darüber, wie bei uns, ob das Lotteriespiel moralisch sei oder nicht. Es bringt eben dem Staate nettes Geld ein, und der hat's nötig; denn trotz der hohen Zölle und Steuern wächst die schon riesige Schuldenlast des Landes unaufhaltsam von Jahr zu Jahr. Gerade zieht eine der neuesten Ursachen dieser Schuldenlast auf der Straße an uns vorüber, ein nach deutschem Muster uniformirtes Regiment. Seit der Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Orleans besteht diese Umwandlung. Wer indes glaubt, daß mit der Pickelhaube auch Wesen und Haltung deutschen Militärs in die portugiesischen Vaterlandsverteidiger gefahren sei, unterliegt einer Täuschung. Die entlehnte Uniform hat sich auf diesen Leuten entschieden noch nicht acclimatisiert, und viel mehr als ihr Anblick erfreut uns das Volk, das gegenüber unserm Platze an plätschernden Brunnen sich umhertreibt. Da kommen Mädchen und tragen hohe Thonkrüge auf dem Kopfe, welche ganz die edle Form und Terrakotta-Farbe der antiken besitzen und aus einer porösen Masse bestehen, die das Wasser durchsickern läßt und so durch Verdunstung selbst bei der größten Hitze den Inhalt kühl erhält. Außer diesen Mädchen sieht man Gallegos, welche für geringes Entgelt Lasten, besonders Wasser, in die Häuser tragen, obwohl die meisten der letztern schon Wasserleitung besitzen. Diese genügsamen Wasserträger aus Spanisch-Galizien stellen einen großen Teil zur arbeitenden Bevölkerung, besonders der südportugiesischen und spanischen

Städte. Was sie durch harte Arbeit während vieler Jahre verdient haben, nehmen sie schließlich mit in ihre gebirgige, wald- und wiesenreiche Heimat; dort kaufen sie sich ein Gütchen, treiben Acker- und Viehwirtschaft und kümmern sich wenig um die Verachtung, die ihnen der stolze Spanier zu teil werden läßt, der dazu freilich auch keinen andern Grund zu haben scheint, als daß sie fleißiger, ausdauernder und weniger hochmütig sind als er selbst. Bervollständigt wird das eigentümliche Straßenbild von Oporto durch die schweren, fast viereckigen Ochsenkarren mit den großen hölzernen Scheibenrädern, die sich mit der Achse unter dem Wagen runddrehen und auf dem Lande bei jeder Bewegung ein ohrenzerreißendes Quietschen verursachen, in den Städten aber, laut Polizeiverordnung, gehörig geschmiert sein müssen. Die Ochsen, die in diesen Fuhrwerken gehen, gehören meist jener alten portugiesischen Rasse an, deren Hörner in ihrer riesigen Länge in den engen Gassen oft förmlich den Weg versperren. Sonst sind's gutmütige Geschöpfe, die jämmerlich an das breite, reich ausgeschnittene und verzierte Joch gefesselt sind, das hoch über ihre Köpfe ragt. Aber immerhin sind sie noch besser daran als ihre Vettern in Spanien und selbst in Südportugal, wo das Stiergefecht sie zu grausamen Qualen mißbraucht. Es ist ein schönes Zeugnis für den feinern Sinn der Nordportugiesen, daß diese wilden Schauspiele, die schon in Lissabon fast alle Sonntage stattfinden, hier gänzlich fehlen. An den beschriebenen langsamen Fuhrwerken vorbei rollen auf allen großen Straßen der Stadt

Pferdebahnwagen bergauf und bergab. Die beträchtliche Steigerung an vielen Stellen macht großen Vorspann nötig, fünf Maultiere find's meist, oft aber deren sieben bis neun. Da ist es denn ein arges Geschrei, Gefluch und Getrampel, und in rasender Eile jagt der Wagen dahin, die Annehmlichkeiten des Tramway mit den Schrecken einer spanischen Postkutsche verbindend. Aber hier wie dort saust beständig und unerbittlich die lange Peitsche über die geängstigten, abgehetzten Tiere, ein Zug von Grausamkeit, dem man in Portugal ebenso wohl wie in Spanien und Italien allenthalben begegnet. Zuweilen zieht auch feierlich ein anderes Gefährt über die Straße, der Totenwagen, der, nach dem Vorbilde der ehemaligen Staatskarossen gebaut, reich vergoldet und verziert und je nach dem Alter und Geschlecht der Verstorbenen verschiedenartig angestrichen ist.

Verläßt man endlich, müde der geschauten Bilder, das Restaurant und bezahlt seine Rechnung, so bewegt sich diese alsbald hoch in den Hunderten; denn erst 1000 Reis bilden ja $4\frac{1}{2}$ Mark. Dieses Münzwesen mit seinen riesigen Zahlen und einer Einheit, die wegen ihrer Kleinheit gar nicht ausgeprägt wird, kennzeichnet sofort einen eigentümlichen Charakterzug des portugiesischen Volkes, die Lust am Großen, Übertriebenen. Nicht die Häuser in den Straßen sind hier numeriert, sondern sogar die einzelnen Thüren und Fenster, was freilich in der Steuererhebung seinen Grund mit hat, aber Zahlen herausbringt, die würdig sind der hochtrabenden und unaussprechlich langen Namen, die manch

elendes Gäßchen trägt. Auf einen ähnlichen Gang zum Übertriebenen mag man es auch zurückführen, wenn hier in Oporto und anderwärts im Lande Riesenbauten nach herrlichen Plänen unternommen, aber niemals vollendet werden, sondern voraussichtlich schöne Ruinen bleiben. Davon geben das Hospital, die Akademie und andere Gebäude beredtes Zeugnis. Wenn aber im Bewußtsein dieser Schwäche die Spanier, die sich jederzeit gern über die Portugiesen lustig machen, obwohl sie über sich selbst gerade genug zu lachen hätten, behaupten, man zähle in Portugal die Kavallerie nicht nach Leuten, sondern nach Pferdefüßen, so ist das allerdings übertrieben.

Abgesehen von den schon besprochenen baulichen Mißständen bietet Oporto im allgemeinen mit seinen hohen, hellen Häuserfronten, seinen breiten Hauptstraßen und Bürgersteigen und reich ausgestatteten Kaufläden ein Bild der Wohlhabenheit und gesunden Aufschwunges. Überall gewahrt man eine Thätigkeit, welche den Norden Portugals gar sehr vom Süden unterscheidet, ähnlich wie in Italien die betriebsame Lombardei von dem schönen, aber schläfrigen Neapel. Was vom Handwerk in Oporto sich findet, haust meist noch eng zusammen, wohl aus verflossener Zeit des Zunftwesens her. In einer Gasse arbeiten draußen vor den Thüren nur Schneider, in einer andern sieht man nichts als weithin duftende Stockfischlager, und die berühmte Rua Ingleses wird fast ausschließlich von Goldschmieden eingenommen. Hier ist die Arbeitsstätte für die feinen Gold-Filigranarbeiten, die, vielleicht ursprünglich nach dem

Muster venetianischer Kunst verfertigt, bis heute noch immer als Broschen und Ohrgehänge fast ausschließlich den Schmuck der Landbevölkerung ausmachen. Diese Arbeiten zeugen oft von gutem Geschmack, den man überhaupt in solchen Dingen den Portugiesen nicht absprechen kann. In den eigentlichen Künsten, die Dichtkunst ausgenommen, haben sie ja niemals viel geleistet, und was man von einheimischen Bildern und Bildwerken in ihren Kirchen und Museen sieht, kann den Vergleich mit den spanischen nicht aushalten; im Kunsthandwerk dagegen sind sie allezeit tüchtig gewesen. Einen interessanten Beweis für eine durch das ganze Volk verbreitete Fähigkeit dieser Art lieferte mir der Anblick jener drolligen Porzellangefäße, welche von den Bauern in der Gegend des Bades Caldas de Reina ohne weitere Anleitung verfertigt werden. Blätter, Blüten und alle möglichen Tiergeschlechter der Umgebung liefern die Modelle zu diesen, den verschiedensten Zwecken dienenden Gefäßen.

Aber alle diese Erzeugnisse des Gewerbefleißes gehen nicht über die engen Grenzen des Landes hinaus; nur mit einigen wenigen Naturerzeugnissen tritt Portugal nachhaltig in den großen Weltverkehr ein, im Süden mit Salz, das durch Verdunstung des Meerwassers aus den Seefümpfen in der Gegend von Lissabon und Setubal gewonnen wird, und Südfrüchten aus dem heißen Algarien, im Norden vornehmlich mit Korkholz und Wein. Die Menge des in den Lagerräumen Oportos aufgespeicher-ten Korks ist überraschend; aber im Innern des Landes auf allen Gebirgszügen ist die Eiche, welche ihn liefert

und zu diesem Zwecke alle sieben bis zehn Jahre geschält wird, einer der gemeinsten Bäume. Auf Rähnen oder Ochsenwagen gelangt der Kork zur Stadt, wird dort zum Trocknen aufgespeichert, hernach in heißem Wasser gebrüht und von der äußern rauhen Rindenschicht befreit, dann zu regelmäßigen Stücken geschnitten und mit Eisenreifen zu Ballen verpackt. Fast der ganze Vorrat geht nach Bremen in die dortigen großen Stopfenfabriken.

Bekannter noch als dieses Erzeugnis ist das andere, das es verschließen hilft, der berühmte Wein, dem Porto den Namen giebt. Der meiste davon stammt aus den Weinbergen des Bezirks Alto-Douro, aufwärts am Flusse, wo die Reben theils wie bei uns an Pfählen wachsen, theils als Sträucher ungebunden über den Boden kriechen. Wenn im Herbst die Trauben gefeilt sind und der Most zu gären beginnt, unterbricht man den Prozeß durch Zusatz von Spirit, läßt das auf diese Weise süß erhaltene Getränk ablaufen und setzt ihm weitem Spiritus zu, so oft sich die Neigung zu neuer Gärung bemerkbar macht. Diese Behandlung erfordert Jahre, ebenso wie die nur allmählich erfolgende vollständige Klärung, bei der oft noch nach langer Zeit ein leichter Bodensatz niederschlägt. Endlich aber ist das köstliche Getränk aus trüben Vorstufen zu vollendeter Klarheit und Feinheit gediehen und geht nun hin- aus in alle Welt, ein konservierter Most, der die Süßigkeit des frischen Traubensaftes mit dem berauschenden Geiste und dem Aroma des Weines vereinigt.

Es ist ein Genuß, ein Stündchen in den geräumigen Hallen zuzubringen, welche diese Weine enthalten, wenn schier endlos lange Reihen von Fässern den Blick ins ferne Dunkel leiten, der Kellermeister behutsam feine Sorten aus alter Zeit mit dem Heber herauspumpt und perlend in die klaren Gläser rieseln läßt und man zuletzt, von allen Proben ganz irre gemacht in Geschmack und Urteil, den Kobold zu spüren beginnt, der in diesem Weine steckt. Dann ist's Zeit aufzuhören und zurück zum Flusse zu wandern durch eine steile Gasse abwärts, Calçada das Freiras genannt, die gleichfalls Weinerinnerungen weckt. Als nämlich beim letzten Bürgerkriege sich die Miguelisten des linken Flußufers bemächtigt hatten, schlugen sie in blinder Wut in den großen Weinlagern, die fast alle dort am Berge liegen, den Fässern sämtlich die Böden aus, so daß ein dunkler dustender Strom durch die Rinnen der Gasse hinab zum Flusse rann. Hernach stellte sich freilich heraus, daß sie zumeist Anhänger der eignen Partei durch ihre Roheit geschädigt hatten; den Matrosen zweier englischen Kriegsschiffe, die zur Wahrung der englischen Interessen im Douro vor Anker lagen, aber kam die Sache gelegen, sie stiegen ans Land, beugten sich über das Weinbächlein, tranken nach Herzenslust und waren für lange Zeit nicht mehr zu sprechen.

Neben dem schweren Portwein hat die Gegend am Douro aber auch ihren leichtern Rotwein, der meist von jenen Reben gewonnen wird, die fast ohne jegliche Pflege mit ihren Ranken hoch in den Gipfeln der Bäume klettern.

Dieser Wein ist herb und säuerlich, aber ein gesundes Getränk, von dem die Pipe = 534 Liter an Ort und Stelle oft nur etwa 80 Mark kostet. Er geht jetzt massenhaft nach Bordeaux, wo die Reblaus immer ärger wüthet und einen großen Ausfall in der Ernte verursacht, obwohl sie auch in Portugal keineswegs fehlt. So trinkt denn vielleicht mancher guten, derben Wein vom Douro unter der Etiquette St. Estèphe oder Château Lafitte und darf dabei noch froh sein, wenn's nichts Schlimmeres ist.

Neben Kork und Wein versendet Nord-Portugal über Oporto freilich noch manchen andern Artikel: Obst und Zwiebeln nach England und Deutschland, prächtige Granite aus den Bergen des Douro nach den Azoren, ja, selbst schon gewisse Erzeugnisse der Industrie, wie z. B. Seilerwaren, ins Ausland. Aber noch bleibt die ganze Ausfuhr weit hinter der Einfuhr zurück. Die Gegenstände, welche letztere liefert, werfen zugleich manch ungünstiges Streiflicht auf den Zustand des Landes. Die größte Menge von Reis, der das portugiesische Nationalgericht ausmacht und bei keiner bürgerlichen Mahlzeit fehlt, kommt über Bremen wegen der dortigen großen Schälffabriken. Ferner wird noch immer viel Bauholz aus Norwegen in Oporto ausgeladen, und doch könnten die Gebirge im Norden des Landes bei richtiger Waldpflege, die in neuester Zeit freilich einen großen Aufschwung genommen hat, den Bedarf vollkommen decken; denn wie sehr das feuchte und milde Klima dem Baumwuchs zusagt, beweist der berühmte, ge-

wissermaßen als nationales Heiligtum angesehene Klosterwald von Busaco, in dem vielhundertjährige Cypressen und Zedern auf den granitenen Borhöhen der Sierra de Luzo rauschen.

Es gab eine Zeit, wo der ganze bedeutende Handel mit Portugal ausschließlich in englischen Händen ruhte. Das durch den Verlust Indiens schon früh in seiner Macht herabgesunkene und durch die Losreißung Brasiliens im Anfange dieses Jahrhunderts weiter heruntergekommene Reich glich fast einer England zugehörigen Kolonie. Das Drückende dieser Alleinherrschaft unterstützte das allmähliche Eindringen anderer Elemente, und in neuester Zeit hat der englische Einfluß zu gunsten der einheimischen und der deutschen Industrie bereits eine bedeutende Einbuße erlitten. Für uns Deutsche war auch hier der letzte ruhmreiche Krieg, der uns die längst entbehrte Achtung der Welt verschaffte, ein entscheidender Wendepunkt. Es ist bemerkenswert, mit welcher Anteilnahme man damals in Oporto den Gang der Ereignisse verfolgte. Kaum war die Meldung von der Einnahme Saarbrückens dorthin gelangt, so veranstalteten auch schon die daselbst wohnenden Franzosen ein großes Freudenfest, brannten Feuerwerk los und fuhren mit beleuchteten Rähnen und Musik auf dem Douro auf und ab. Der Triumph war kurz. Gerade war das Kabel nach England fertig geworden, und nun gelangten von dort andere Berichte herüber, von Spichern, Wörth und Weißenburg, während gleichzeitig die Pariser Nachrichten verstummten. Das gab einen be-

geisterten Jubel unter den Deutschen Oportos, und mit solcher Theilnahme verfolgten selbst die Portugiesen, theils mit Frankreich, theils mit Deutschland sympathisierend, den Gang des Krieges, daß es in mehreren Cafés unter ihnen selbst zu gründlichen Schlägereien kam. Seit diesen Erfolgen genießt Deutschland Achtung und erobert sich Stellung. Mehrere deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaften vermitteln bereits einen regelmäßigen Personen- und Güterverkehr, und den weitem Aufschwung dieses jungen Handels begünstigt der solide, von allen Reisenden gerühmte Geschäftsgang, der in Nord-Portugal herrscht. Aber noch ist in Handelsbeziehungen England uns weit überlegen, und im geistigen Leben des portugiesischen Volkes übt nach wie vor Frankreich einen herrschenden Einfluß. Und das hat seinen guten Grund, denn nur wenige Portugiesen sind der deutschen, fast alle Gebildeten aber der französischen Sprache mächtig. Die geringe Zahl der Zuhörer, welche der Lehrer der deutschen Sprache an der Universität zu Coimbra um sich versammelt, spricht dafür, daß hierin auch für die nächste Zukunft keine Änderung eintreten wird, und nach wie vor vermitteln erst französische Übersetzungen die deutsche Wissenschaft. Zudem ist es eine nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die romanischen Völker, trotz aller Feindschaft untereinander, wie es bei den Spaniern und Portugiesen der Fall ist, doch der französischen Nation unbewußt die Führerschaft in Sachen des geistigen Lebens sowohl wie der Politik zuerkennen. Dieser einigende Zug, der durch die roma-

nischen Stämme geht, sollte als Warnung und Beispiel zugleich dem gesamtent Deuschthum gelten, dem im Osten in noch größerer Macht das völkerverschmelzende Wirken des Panflawismus entgegenwächst.

Jedenfalls aber nimmt inmitten des durch seinen bedeutenden Seehandel etwas weltstädtischen Oporto die deutsche Colonie bereits eine hervorragende Stellung ein, während sie in sich selbst durch vielfache verwandtschaftliche Beziehungen wie eine einzige große Familie erscheint, die trotz der schönen neuen Heimat gewiß das Bewußtsein engster Zusammengehörigkeit mit dem fernen Mutterlande nicht verloren hat.

Wie schön aber diese neue Heimat ist, wird jedem klar, der die Höhen der Stadt ersteigt, über das Gewirr der Häuser hinweg in die tiefe Thalspalte des Flusses blickt, die in mannigfachen Krümmungen, reich besät mit Dörfern und Weilern, Wiesen und Fluren, von den ferneren blauen Bergen herabzieht, noch einmal bei Oporto sich zur felsigen Spalte verengt und dann frei und breit gegen den Ozean sich ausweitet, dessen Wogengebraus in stillen Nächten bis in die duftenden Gärten der Stadt herüberschallt. Dem lauscht sich's dann so angenehm, während der Mond sein helles Licht über die Landschaft gießt, die Drangebäume süße Wohlgerüche aushauchen und durch die hohen Kamelien- und Myrtengebüsche hindurch vom stillen Strome und der ferneren Stadt tausende Lichter heraufschimmern.

Nicht minder schön aber ist die Fahrt am hellen Morgen dem Flusse entlang zum Dorfe Foz, wo ein

breiter, flacher Strand zum Baden einladet und Scharen erquickungsbedürftiger Stadtbewohner sich in bunten Anzügen im Wellenspiel des Meeres tummeln, dessen erste gewaltige Wogenkraft sich bereits draußen an den Felsen der Barre und dem Steindamme der Mole gebrochen hat. Wer auf dieser bis zum Äußersten vordringt, dem bietet sich ein furchtbares Schauspiel. Er sieht vor sich den weiten Ozean mit den Segeln ferner Schiffe und auf diesem die gewaltigen grünen Wogen langsam heranziehen, bis sie die erste Vorfeste des Landes erreicht haben. Dann ist mit einemmal der glatte Hügel verschwunden, verwandelt in eine Wolke von Dampf und Gischt, die mit ungeheurem Donner emporswirbelt und weithin alles in ihren salzigen Sprühregen hüllt. Darunter aber schlürfen Felsenriffe die aufschäumende Flut, die mit rasender Eile von Block zu Block weiterkocht, alles überspritzend und durchwühlend, bis sie, erschöpft, in letztem Ansturm sich in weißen Schaumkämmen über den sandigen Strand ergießt. Gegen dieses Schauspiel bei Flut und treibendem Westwind ist die ärgste Brandung der Nordsee ein harmloses Plätschern; nur der Blick von dem mittlern Felsen des Rheinfalles giebt dafür einen rechten Begriff. Wendet man sich dann zurück zum Lande, so erscheint ein ganz anderes, friedliches Bild. Dort stehen lange Reihen niedlicher Häuschen mit flachen Dächern, vergoldeten Balkonen und bunt bemalten Porzellantäfelchen verziert, reizend anzuschauen wie hübsche chinesische Spielwaren. Und neben diesen schmucken Häuschen stehen in kleinen Gärtchen fremd-

ländische Bäume, hohe Yuccas, zartlaubige Tamarisken und stolze, dunkle Lorbeern. Jenseit der weißen, stau-
bigen Straße aber recken Agaven ihre fleischigen Stachel-
blätter empor und seltsame Kakteen kriechen über das
heiße Gemäuer. Wandern wir weiter dem einsamen
Strande entlang, so sehen wir armselige Menschen beim
Krabbenfange die Löcher der Riffe durchwühlen oder
auf den schlüpfrigen Felsen herumkriechen, um die von
der See ausgeworfenen Muschelreste und Seetangmassen
zusammen zu scharren und als Dünger zu verkaufen.
Weiter aufwärts aber bei Matozinhos fesselt uns ein
anderes großartiges Bild. Dort baut man zwei Riesen-
dämme ins Meer hinaus, um mit Benutzung eines ent-
fernten Riffes einen künstlichen Hafen herzustellen, der
den Schiffen, welche wegen Sturmes die Barre nicht
passieren können, eine Zuflucht gewähren soll. Zwei
Dampfkrane von seltener Größe und Leistungsfähigkeit
heben ganze Eisenbahnwaggons voller Granitblöcke empor
und stürzen den Inhalt um ins Meer oder sie setzen
kolossale, mit Mörtel zu Riesenwürfeln verkittete Fels-
massen als Mauerwerk in die brandende Flut.

Wer das echte portugiesische Leben kennen lernen
will, darf sich nicht auf den Besuch von Lissabon und
Oporto und deren nächster Umgebung beschränken, wo
der große Seehandel allenthalben die Spuren fremder
Kultur ausdrückt, er muß vielmehr aufs Land hinaus
und im Norden zu den Städten Braga und Coimbra.
Zu dem erstern Platze führt jetzt schon eine Eisenbahn,
welche weiterhin in Verbindung mit den spanischen tritt

und in großen Zickzackgängen und beträchtlichen Umwegen über Balença do Minho, Leon und Valladolid einen Anschluß an die spanische Nordbahn und die große Linie Paris-Madrid vermittelt. Die Fahrt bis Braga, das 48 km nördlich von Oporto liegt, dauert etwa 3 Stunden, aber in den Betrieb der portugiesischen Bahnen weicht sie uns gerade hinlänglich ein. Daß sie auf der Strecke selbst viel langsamer fahren, als die unsrigen, kann man nicht sagen. Im Gegenteil, ohne daß die Bremsen angezogen werden, faust man munter bei scharfen Biegungen hohe Böschungen hinab. Kaum aber ist irgend eine unbedeutende Haltestelle erreicht, so wird der unter Gefahren errungene Zeitgewinn wieder elendiglich durch übertriebenen nutzlosen Aufenthalt vergeudet. Ein Bäuerlein steigt aus, ein anderes ein, das ist der Mühe wert, 5 lange Minuten zu halten. Solche Augenblicke aber sind gute Zeit für die Frauen und Mädchen, die dann barfuß auf und ab mit großen Thonkrügen an den Wagen entlang laufen und laut schreiend ihr Aqua fresca oder Obst anbieten; denn Restaurationen giebt's hier wie in Spanien nirgends an den kleinen Stationen. Vereinzelt finden auch Bettler am Zuge sich ein und bitten mit gleichtönender klagender Stimme um ein Almosen. „Um der Seele Ihrer Mutter wegen nur 5 Reis.“ „Haben Sie Erbarmen mit einer armen Blinden, auf daß Sie ein besseres Loß haben mögen als ich“, so schrie eine alte blinde Frau, bis der Zug weiterging, und sie die wenigen Kupfermünzen einsammelte, die ihr zugeworfen wurden. Bei solcher Art des Fah-

rens kann es nicht wunder nehmen, daß die Bahn zwölf Stunden von Oporto nach Lissabon braucht, eine Strecke, die in neun gewiß gefahren werden könnte; und wenn man nur selten von Eisenbahnunglücken hört, verliert auch das seine beruhigende Wirkung, sobald man sich erinnert, daß beispielsweise den Tag über nur ein einziger Zug von Lissabon nach Madrid läuft. Das lästigste ist aber entschieden, daß die in den Händen verschiedener Privatgesellschaften befindlichen Bahnen sich gegenseitig hinterlistige Striche durch die Rechnung machen. Bei all diesen Unzuträglichkeiten aber sind die leitenden Personen die liebenswürdigsten Herren von der Welt, und nachdem ich die Bekanntschaft des Chefs einer dieser Bahnen gemacht hatte, entging ich nur mit genauer Not seiner feierlichen Umarmung beim Abschied auf dem Bahnhof zu Coimbra. Im übrigen aber ist trotz allem die Eisenbahn in Portugal und mit ihr vieles andere immerhin noch weitaus erträglicher als in Spanien, mit alleiniger Ausnahme der dortigen Nordbahn, an deren Linie entlang ein wenig französische Kultur herabweht.

Die kleinen Beschwerden der Reise bei unserer Fahrt nach Braga läßt indes eine lachende Landschaft leicht vergessen. Hier ist das schöne, regenreiche Gebiet, das außer Nord-Portugal Spanisch-Galicien, Asturien und das Baskenland umfaßt, in dem die Frische nordischen Pflanzenlebens sich mit der Anmut des südlichen paart, wo die Kamelien und Rhododendren in den Gärten zu förmlichen Bäumen aufwachsen, der riesenhohe, neuholländische Eukalyptus neben deutschen Eichen rauscht und

die im Süden fahlen Gebirgszüge sich mit grünen Matten oder rötlichen Heiden schmücken. Schön geschwungene wiesenreiche Thäler durchziehen das Gebirge und muntere kühle Bächlein rauschen über Felsen und unter Gebüschen von Erlen und Weiden den blauen Buchten des Meeres entgegen. Bei jeder Hütte stehen unsere Obstbäume neben großblättrigen Feigen, reich behangen mit köstlichen Früchten; und die Rebe flattert um alle Giebel, überspinnt alles Gemäuer und erklettert in schmucken Guirlanden selbst die hohen Wipfel der Bäume. Die ganze Landschaft ist ein einziger großer Park, aus dem zahlreiche weiße Landhäuser hervorschimmern, lauschig ins dunkle Grün versteckt. Dort wohnt mancher reiche Portugiese, der sich im fernen Brasilien sein Vermögen erwarb, aber die schöne, kühlere Heimat nicht vergessen konnte. Hier verbringt er nun den Rest des Lebens und zaubert sich unter hohen Araucarien und Magnolien längst verschwundene Bilder der Tropen zurück. Durch diese wohlhabenden, sich zur Ruhe setzenden Herren spendet Brasilien noch immer dem ehemaligen Mutterlande ein wenig von seinem Reichtum, der einst ungeteilt sich zu dem Mutterlande ergoß.

Endlich ist Braga erreicht; eine Pferdebahn bringt uns vom Bahnhof inmitten der alten, düstern Stadt, deren enge Gassen von hohen geschwärzten Häusern eingefast sind, in der man vergeblich nach einem Anklang an den heitern Süden sucht, in der alles, Kirchen, Klöster und Mauern, auf eine ferne Vorzeit deuten. In dieser Stadt wohnten einst die Römer, nachdem sie die

frühern Bewohner des Landes, die Celtiberer, sich unterworfen hatten. Der Platz mußte schon damals Bedeutung haben; denn Festungswerke und die Ruinen eines Amphitheaters reden noch heute davon. Den Römern folgten die Germanen, und auf den Trümmern der alten Bracara Augusta baute das Volk der Sueven seine Hauptstadt. Aus dieser Zeit stammt noch die alte, berühmte Kathedrale der Stadt. Die langen Kämpfe zwischen Sueven und Goten führten endlich zur Unterwerfung der erstern, und Nord-Portugal wurde dem großen Gotenreiche, dessen Hauptstadt Toledo war, einverleibt. Dann kamen die Araber mit neuer Barbarei und neuer Kultur, und Braga wurde eine ihrer festesten Sitze im Norden. So ließ abermals ein anderes Volk manche seiner Eigentümlichkeiten in dem noch kaum zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzenen Völkergemisch zurück, und noch heute wölbt sich in Braga der maurische Hufeisenbogen neben römischen Trümmern und gotischem Zierat. Aber auch die Maurenherrschaft ging vorüber, die Castilianer eroberten das Land, und Heinrich von Burgund erhielt für seine kühnen Kriegsthaten von Alfons das ganze Gebiet zwischen Douro und Minho zum Lehen. Dies war Portugals Ursprung. Immer weiter wurden die Mauren nun zurückgedrängt, die christlichen Gebiete vergrößert, Kreuzfahrer halfen bei dem Werke, und im Jahre 1147 waren es Männer vom Niederrhein, namentlich Kölner, welche dem König Alfons I. von Portugal zu Hilfe kamen, um Lissabon den Mauren zu entreißen. Die Macht des Landes wuchs, die

Kaubfahrten wilder Corsaren von Algier und Marokko, welche, wie einst die Normannen, die Küsten Portugals brandschatzten, hörten auf, das Volk behauptete in hartnäckigen, lang sich hinziehenden Kämpfen seine Unabhängigkeit gegen das mächtige Spanien; und der Welthandel, den bisher Venedig und andere italienische Städte vermittelt hatten, ging an Portugal über, dem jetzt Ostindien gehörte, dem die Waren Chinas zuströmten und das in den Besitz von Brasilien und ungeheurer Küstenstriche Afrikas gelangte. Das waren die großen Tage des Landes, wo Vasco de Gama und Cabral lebten, wo Peter I. herrschte, 450 Rauffahrteischiffe gleichzeitig im Hafen von Lissabon vor Anker lagen und der Schatzkammer derselben Stadt 800 000 Goldgulden und 400 000 Silbermarken barg.

Bei mancher andern Stadt von solchem Alter, solchen Erinnerungen und so düsterm Anstrich, an die sich so eng die Geschehnisse des ganzen Landes verknüpfen und in welcher die arme Gegenwart so sehr von der glänzenden Vergangenheit absticht, würde den Besucher eine gedrückte Stimmung beschleichen, wie es in Spanien bei Toledo und Burgos der Fall ist; hier wuchert eine zu liebliche Natur umher und verhüllt mit tausend schönen Bildern die rauhen Narben der Vorzeit. Und heiter wie die Natur ist auch das Volk trotz seiner vielfachen Armut. Eben kommen Scharen von Landleuten von den Höhen zur Stadt herab. Die Männer tragen die schwarze Leibbinde, den Mantel leicht über die Schulter geworfen und den Filzhut mit Blumen und frischem

Blättergrün geschmückt. Ihre Gesichter sind dunkel und beweisen im ganzen Schnitt, daß mehr keltisches Blut hier eingedrungen ist und erhalten blieb, als manche Forscher annehmen; sie erinnern vielfach aufs lebhafteste an die Gesichter in solchen deutschen Gauen, in denen man, wohl nicht mit Unrecht, stärkere Reste der alten Kelten vermutet. Alle diese vorüberziehenden Leute sind in heiterster Stimmung und rufen und jauchzen einander zu, daß es lustig von allen Bergen hin und wider hallt. Und wo man draußen vor der Stadt einhergeht, da sieht man Gruppen von jungen Burschen und Mädchen beim Tanze. Die erstern klinkern dazu einfache Melodien auf der Guitarre oder Mandoline, schnalzen lustig mit den Fingern und tänzeln zugleich in verschlungenen Gängen einen einfachen Reigen, den die Mädchen mit trippelnden Schritten und mannigfachen zierlichen Verneigungen ergänzen. Der Ort des Tanzes ist dabei der blank gefegte Hof, das Dach eine grüne Rebenlaube. Und das Sonnenlicht strahlt und funkelt durch die Zweige, während Hühner und Gänse verwundert stehen und zuschauen.

Aber mit solchen heitern Spielen wechseln strenge Bußübungen in diesem bestkatholischen Teile des ganzen Landes, und Scharen frommer Pilger wallen allsonntäglich zu der Wallfahrtskirche Bom Jesus, die nahe der Stadt auf hohem Bergesgipfel liegt. Dort finden auch Fremde von weither sich ein, erfreuen sich an dem Leben des Volkes, an der schönen Bergluft und der weiten Aussicht über das waldumschattete, krause Berg-

land und die fernen rötlichen Granitsierren, welche Portugal von Spanien scheiden und bereits den ganzen Thal- und Formenreichtum der cantabrischen Kette entfalten.

Raum weniger alt als Braga ist Coimbra, die gefeierte Musenstadt, hoch auf Bergterrassen erbaut am silberhellen Mondegosflusse. Aber die Spuren des Altertums sind hier verwischt, nur das Mittelalter überbrachte der Neuzeit seine Bauten und manchen Nachklang seines Lebens und seiner Sitten. In den untern düstern Gäßchen der Stadt, wo das Wasser durch die mittlere Pflasterrinne läuft, die hohen ernsten Giebel mit flachen Eisenbalkons und vergitterten Fenstern sich fast überzu-neigen scheinen, dort sitzen in der offenen Vorflur die Handwerker bei ihrer Arbeit bis hinaus auf die Straße. Der Kaufladen der Neuzeit mit den großen Scheiben im Fenster und vielfacher Auswahl hat sich hier noch kaum entwickelt, hier ist noch die Werkstatt der Laden, der Meister zugleich der Verkäufer. Hier schnurrt auch noch das Spinnrad am glimmenden Herde, und alte Frauen mit den weißen Flachbroden kauern auf den steinernen Stufen der Thür. Und auf den Straßen laufen Geselein mit Säcken und Körben auf dem Rücken, wie bei uns zu Lande in der längst verflossenen Windmühlenzeit, von der jetzt nur mehr die Märchen reden. Am Morgen aber ziehen Kühe durch die Straße; am Schwanz der Kuh festgebunden, läuft hinterher das Kalb, und die Besitzer halten vor den Häusern der Kunden, melken dort und verkaufen die Milch frisch von

der Quelle. Niemand kann sich dabei beklagen; denn jeder sieht, was er bekommt. Doch noch seltsamere Szenen entfalten diese alten Provinzialstädte des Landes. Dort an den schwervergitterten Fensteröffnungen eines Gefängnisses stehen die Sträflinge, schreien und betteln die Vorübergehenden an und lassen an langen Bindfaden kleine Körbchen herab, in welche ihnen mitleidige Menschen Geld, Lebensmittel und Zigarren werfen. Als ich es sah, fielen mir die Erzählungen alter Leute aus Köln ein, die noch am Bayenturm denselben Anblick erlebt haben. Auch bei den Begräbnissen herrscht noch viel altertümlicher Brauch. In manchen Kirchen schreitet der Fuß über Grabgewölbe und Platten, die noch nicht lange sich über einer beigesezten Leiche geschlossen haben. Das Volk hängt fest an dieser Sitte, beliebte und verehrte Personen aus seiner Mitte im Gotteshause zu bestatten, und das Verbot der Regierung, welches diesem gesundheitschädlichen Verfahren Einhalt gebietet, stößt noch beständig auf Widerspruch und rief, etliche Wochen vor meinem Besuche daselbst, in einem Dorfe noch einen förmlichen Aufstand hervor.

Bei solch mittelalterlichen Zügen bewahrte Coimbra die höchste Einfachheit. Hier schleppt man noch immer, wie vor Jahrhunderten und wie man es in den 40er Jahren auch noch in Lissabon und Oporto that, den Schnee von der Sierra de Luzo und dem Estrelagebirge eingestampft in Körben herab und bewahrt ihn im Keller unter Decken bis in den Frühling hinein zum Kühlen der Getränke auf. Selbst bis in das Innere

der Kirche erstreckt sich dieser naive Zug. Der Bettler heftet sich an unsere Schritte selbst durch die knieenden Gruppen der Andächtigen hindurch, von denen es ihm keiner verweist; und als ich an einem Morgen in der kühlen Kathedrale von Coimbra saß, kamen zwei Hündchen herein, die augenscheinlich diesen Besuch nicht zum erstenmale machten, benahmen sich artig und legten sich, von der Hitze draußen vertrieben, ein wenig vor dem Altar zur Ruhe hin. Keiner wehrte es ihnen, und als sie sich ausgeruht, gingen sie still wieder hinaus und ihren Gängen nach.

Auf dem höchsten Punkte von Coimbra, nahe dem Botanischen Garten, in dem schon Dattelpalmen und hohe Bambusgräser an die Tropen erinnern, steht die Universität, die einzige des Landes und eine der ältesten der Welt. Selbst in ihren Hörsälen blieb viel Eigentümliches aus mittelalterlicher Zeit gewahrt. Hier steht der große Tisch mit dem grauen Überzug aus Schweinsleder, die Reihe alter Stühle mit hohen, geschnitzten Lehnen und an den Wänden hängen alte Bilder und Gegenstände einer längst verflossenen Zeit. Aber mit reichen Bücherschätzen und prächtigen modernen Lehrmitteln trägt die Hochschule in allen Fakultäten zugleich dem Standpunkt und den Forderungen der Neuzeit Rechnung. Nicht aber thun dies in ihrer Tracht die portugiesischen Studenten. Nach wie vor wandeln sie barhaupt in langem, schwarzen Gewande einher, umschlungen von togaartigem Tuche, dessen Ende bald um den linken Arm gewunden, bald leicht über eine Schulter ge-

worfen wird. Sie wohnen drunten in den Bürgerhäusern der Stadt schlicht und einfach, kaufen sich beim Eintritt in die Universität ihr Kleid, das etwa 60 *M.* kostet, 2—3 Jahre hält und alle, ob reich ob arm, gleich macht, und besuchen die Vorlesungen ihrer Lehrer mit großem Eifer schon aus dem Grunde, weil hier ein gar zu unregelmäßiger Besuch, zu dessen Überwachung numerierte Plätze dienen, von der Prüfung ausschließt. Kommerse kennen diese Studenten nicht, denn der Portugiese wie der Spanier ist nüchtern und mäßig und verabscheut den übertriebenen Genuß geistiger Getränke, ungeachtet der ewigen Verführung durch seinen schönen und billigen Wein. Aber auch der heitere Chorgesang deutscher Studenten fehlt fast ganz, nur einzeln mit Guitarrebegleitung singen sie ihre hübschen Weisen und sind im übrigen trotz Talar jederzeit bereit zu lustigen Streichen. Was unter den Studenten Coimbras in besonders hoher Blüte steht, sind Redekunst und Poesie. Von ersterer dürfte man freilich wünschen, daß sie sich etwas mehr in Thaten umsetze, indes auch an und für sich bleibt sie immerhin eine schöne Sache, die Pflege der Dichtkunst vollends aber berührt wohlthuend in einer Zeit rastlosen materiellen Strebens. Aber hier erscheint's natürlich, wo die unsterblichen Gefänge Camoens in jeder jungen Brust fortleben und eine reizvolle Landschaft beständig den Schwung jugendlicher Begeisterung weckt. Diesem Zauber des schönen Mondegothales entzieht sich niemand, und als ich unter der Führung liebenswürdiger Professoren durch die weiten Räume des alten



Universitätsgebäudes schritt, um dessen Sehenswürdigkeiten zu betrachten, mußte ich oft ans Fenster treten, um hinabzuschauen auf die weiße schimmernde Stadt, das tiefe Flußthal und die fernen blauen Sierrren, welche das anmutige Bild umrahmen. Da fand ich's begreiflich, daß die Jünglinge oben in den lauschigen Erkerstübchen, welche den Saal der Bibliothek umgeben und den Studien geweiht sind, schließlich die alten Folianten beiseite schieben und nach Herzenslust im Anblick dieser Schönheit schwelgen.

Prächtiger aber noch als aus der Mitte der Stadt ist die Aussicht von den Bergen jenseit des Thales. Dort, zwischen Orangen- und Ölbaumgärten, steht ein altes verfallenes Kloster, von Epheu umwoben und von Gebüsch umschattet. Von seinen Mauern schaut man herab auf das grüne Thal und den klaren Mondego, dessen Wellen die weißen Mauern der Stadt bespülen. Wie ein einziges großes Riesengebäude, von kleinen, schimmernden Würfeln gebildet und schlanken Türmchen überragt, so steigt sie mit ihren Häusern und Kirchen am Berge empor. Eben zündet die sinkende Sonne auf ihren Fenstern Tausende glühender Lichter an und übergießt die weiße Feenburg mit rosigem Scheine. Dann flammt der Abendhimmel in düsterer Glut, ein grüngoldiges Licht spielt um das Laub der Bäume und die ferne Sierra ruht in mattem, bläulichen Dufte. Feierliche Glockenklänge und ferne Gesänge hallen vom Thale herüber, und um uns herum ertönt der Gesang der Sikaden, bis die Stille des Abends sich über die Gegend

breitet und nur der kühle Nachtwind in den Gipfeln rauscht.

Von Coimbra aus machte ich mich nach einiger Zeit zum Besuche des nahegelegenen weltberühmten Klosterwaldes von Bussako auf. Vor Jahrhunderten wurde er gepflanzt, seit dieser Zeit wuchs er üppig empor, streng gehütet von den Mönchen, und seit das ganze Gebiet in den Besitz der Regierung überging, blieben trotzdem die alten Vorrechte des gewissermaßen geheiligten Haines gewahrt, und als ein wertvolles, unersetzliches, nationales Erbstück wird er den kommenden Geschlechtern in seinem alten, ungekünstelten Zustande überliefert. So kann man ihn heute fast als einen vom Menschen geschonten Urwald ansehen, stattlich, lebensfrisch und doch voll Moder, wie die jungfräulichen Forste der neuen Welt. Mit seinen Riesenstämmen und seinen kühl-feuchten Thalgründen liefert er zugleich einen schlagenden Beweis, daß die Waldarmut der Mittelmeerlande durchaus keine in den natürlichen Verhältnissen begründete ist, sondern daß letztere bei richtiger Vorsorge der Menschen ebensowohl den Boden zu einer ausgedehnten Waldvegetation gewähren könnten, wie andere Erdräume in Nord und Süd.

Das Kloster Bussako liegt etwa auf halber Höhe der gleichnamigen Sierra, welche hier zu den Tieflandschaften der Provinz Beira abfällt und im nahe gelegenen Piz Bussako die Höhe von 547m erreicht. Dieser Gebirgszug, von Graniten gebildet, ist eine Abzweigung des großen zentralen Scheidegebirges und wird von der

nahen Sierra Estrella nur durch das Thal des Mondego geschieden. Während aber letztere in ihren höheren Theilen zwar erhaben, aber unfruchtbar und kahl mit den rötlichen Gipfelmassen emporsteigt, sind die unteren Abstufungen der Sierra Bussako zum größten Teil gut angebaut oder mit Wäldern von Kastanien und Korkeichen bestanden.

Bei Mealhada verließ ich die Bahnstrecke Porto-Coimbra in Begleitung zweier portugiesischer Herren, welche dieselbe Tour beabsichtigten. Wir mieteten uns einen leichten offenen Wagen, welcher zum Schutze gegen die Sonne mit Zelttüchern überspannt war und flogen bald auf der staubigen Straße den Vorhöhen des Gebirges entgegen. Rings herum lagen Wein- und Ölbaumgärten. Bei dem kleinen Örtchen Luso überschritten wir die neu gebaute Bahn Coimbra-Salamanka, welche im Norden des großen Gebirgszuges sich hinzieht und stiegen dann auf gewundenen Strecken an den Vorhöhen der Sierra hinauf. Die Abhänge um uns her waren mit sehr vereinzelt stehenden Bäumen überwachsen, und am Boden breitete sich ein Gestrüpp von Heiden, Ginster und anderen niederen Sträuchern aus. Aber diese ganze Vegetation hatte sehr von der Sonnenglut gelitten, und der Staub haftete dick und weißlich an allem Laube.

Hier bei Bussako hat man nämlich bereits die äußerste Zone des regenreichen nord-portugiesischen Küstengebietes erreicht. Weiter im Norden, bei Oporto, Braga, noch mehr aber in der Minho-Gegend und im ganzen kantabrischen Gebirgszuge erleidet die Schönheit des Pflan-

zenwuchses selbst im Hochsommer keine wesentliche Einbuße. Häufige Regen und die stets feuchte Luft, welche vom Ozean herüberweht, wecken eine beständige Verjüngung. Zwar liegen auch noch Coimbra und Bussako in dieser regenreichen Zone, indeß treffen diese Verhältnisse hier schon mehr ausschließlich für den Winter zu, wo die Regenmenge in der That eine erstaunliche sein muß; der Sommer dagegen hat hier bereits seine lange Periode der Dürre und Wasserarmut, welche ich selbst kennen lernte, und die weiter abwärts in der Tajoniederung und gleichfalls auf den benachbarten Hochflächen noch andauernder wird. Doppelt interessant war es mir nun, gerade in dieser heißen, trockenen Zeit den vielgepriesenen, aber nicht übertriebenen Schutz wahrzunehmen, welchen der Wald seinem Standorte durch Erhaltung der Feuchtigkeit selbst noch in solchen südlichen Breiten gewährt.

Wir hielten vor einem Thore; riesenhohe dunkle Baumwipfel erhoben sich über eine niedrige Mauer, und nach wenigen Schritten umgab uns das kühle, schattige Heiligtum des Waldes von Bussako. In den verschiedensten Farbentönen erzitterte hoch über uns das dichte Laubdach; denn die hellen Sonnenstrahlen funkelten eben hindurch, und die mannigfaltigsten Baumarten verschlangen oben ihre Gipfel und Zweige zu einem bunten Dickicht. Hier und dort traten braune, rissige Riesenstämme, von grellen Streiflichtern getroffen, aus dem grünlichen Dämmerseine hervor, aber meist überwucherte eine Fülle von Strauchwerk und den verschiedenartigsten

Schlinggewächsen jede Lücke. Da rankten Gaisblatt, Waldrebe, Epheu, Hopfen, Zaunrübe mit Rosen und Brombeeren dicht durcheinander, und am Boden standen Mäusedorn (*Ruscus*), Buchsbaum, Farne und alle die Kräuter unserer einheimischen Wälder. Es wurde mir schwer, mich zurechtzufinden und die einzelnen Baumarten herauszuzuchen, welche den Wald bilden helfen. Der häufigste und stattlichste Baum ist eine Konifere, die schon genannte Goa=Cypresse *Cupressus glauca*. Neben ihr erblickt man Pinien und Strandfichten, Tannen und Kiefern, und näher beim Kloster sogar prächtige, hochstämmige Araukarien. Besonders zahlreiche Exemplare der Goa=Cypresse, hier allgemein Zeder genannt, verdienen Bewunderung. Mit gewaltigen, rotbraunen Stämmen, zederartigem Wuchs und eichenfester Haltung standen sie vereinzelt auf kleiner Lichtung, hoch mit ihren wetterharten, windzerfegten und dunklen Kronen über den umgebenden Wald hinausragend. Eine minder urkräftige aber immerhin stolze Erscheinung bildeten auch die alten Pinien mit den hohen, kupferfarbenen Stämmen und der ernstesten, schirmgewölbten Nadelkrone, welche auf vereinsamtem Standorte des Baumes weithin der ganzen Landschaft ein eigenartiges, melancholisches Gepräge verleiht.

Unter den Laubhölzern nehmen Eichen und Buchen die erste Stelle ein. Besonders charakteristisch ist darunter die Korkeiche, deren Stämme hier nicht von der Rinde befreit werden, sondern in ursprünglicher Rauheit, mit ihrer seltsamen, fast krankhaften Wucherung, merkwürdig genug aussehen. Diese korkigen Stämme, in deren Rissen

und modrigen Höhlungen sich eine Humusschicht bildet, liefern erwünschte Unterlage für mancherlei Gewächse, die dort ein halbes Schmarogerleben führen. Vor allem thun dies Farne, Polypodium- und Aspidium-Arten, Hirschwurzungen und die hübsche *Davallia canariensis*, welche von den Canarien und der Insel Madeira stammt, jetzt aber auch allenthalben, ebensogut wie wild, in den Wäldern und Gärten Portugals anzutreffen ist. Außer den deutschen und Korkeichen wären noch *Quercus Ilex* und *Qu. lusitanica* im Walde von Buffako zu nennen. Von den die Eichen an Höhe noch übertreffenden Ulmen und Platanen abgesehen, bilden die meisten anderen Laubhölzer ein mehr strauchartiges Buschwerk, welches immerhin noch von bedeutender Höhe ist und im Schatten der hohen, alten Riesenbäume gedeiht. Dies gilt vom Erdbeerbaum, den Robinien und mehreren neuholländischen Akazien. Auch der Lorbeer zeigt in diesem Walde zum meist einen strauchartigen Wuchs, oft freilich mit starken, fußdicken Stämmen.

Nachdem wir das alte Kloster und dessen Sehenswürdigkeiten besichtigt und in dem nahen Gasthause uns gestärkt hatten, machte ich mich allein auf den Weg zur Besichtigung des nahen Piz Buffako, welcher gerade über dem Walde aufragt. Es war ein herrlicher Gang durch die stillen, schattigen Laubhallen; aber nach oben hin nahm die Höhe der Bäume schnell ab, ein dichtes Gebüsch von großen, strauchartigen Eichen und Lorbeern umwucherte die mächtigen Granitblöcke und bald trat ich auf lichtere Höhen hinaus, welche nur spärlich von

niedrigen Korkeichbäumen bestanden waren. Am Boden machte sich bereits eine Vegetation breit, wie sie die Hochflächen im Innern der Halbinsel kennzeichnet. Da standen Heidekräuter, Ginster, darunter die furchtbar bewehrte *Genista ferox*, Cistussträucher und wohlriechende Labiaten.

Von solcher Höhe aus, neben einem Kreuze, welches auf einem Steinhaufen errichtet war, schweifte der Blick gegen Osten über das weite Bergland, nach Westen über die ausgedehnten Ebenen von Beira und Nieder-Estremadura. In weiter Ferne ragten die Gipfel der Estrella empor und vor ihnen her, breit hingelagert, zog sich ein wechselreiches Hügel- und Terrassenland hin, mit Fluren, Gebüsch, Dörfern und weiten bräunlichen Heiden bedeckt. Von meinem eigenen Standorte aus am Rande des Tieflandes erhob es sich noch einmal zu größerer Höhe und flachte sich dann in weit gegen Nord und Süd hinlaufendem Zuge zur Ebene ab, deren blaue Ferne den Horizont begrenzte.

Der Abstieg vom Berge führte mich durch eine einsame Schlucht, welche von einem Bächlein durchrauscht und rings vom dichtesten Walde umschlossen wurde. In dieser feuchten, schattigen Tiefe gedieh eine üppige Farn- und Kräuterwelt und verstärkte das Bild tropischer Vegetation. Erst am späten Abend nach einer langen, unvergeßlichen Fahrt durch die anmutigen Höhen des Mondegothales, mit ihren Wein-, Oliven- und Drangengärten, erreichten wir das mehrere Stunden entfernte Coimbra.

3. Ein Stiergefecht zu Lissabon.

Ein prächtiger Morgen ist über Lissabon heraufgezogen; die hoch an den Berglehnen aufsteigende Stadt liegt in weißem Licht. Klar und ruhig breitet sich vor ihren hohen Häuserfronten und weiten Quais die schöne Bucht mit den fernen blauen Bergen aus. Einen glänzenden Lichtstrom gießt die Sonne über die blanke Fläche, und auf den windgekräuselten Wellen glitzern und funkeln hüpfende Lichter und schießen in hell aufblitzenden Strahlen über den tiefen blauen Wassergrund. Und derselbe Strahlenglanz spielt um die blanken Rümpfe der Schiffe, die zahlreich draußen vor Anker liegen und so still und feierlich mit allen Masten und Rahen und mit dem ganzen zierlichen Tauwerk in die klare Luft hinausragen oder mit blendend weißen Segeln noch aus weiter Ferne herübergrüßen.

Zwischen diesen entfernten Booten tauchen jetzt eben die hohen schlanken Maste zweier Schiffe auf, die still und majestätisch von der fernen Flußmündung her heraufgezogen kommen. Bald erkennen wir in ihnen zwei Kriegs-Korvetten. Hoch flattert die italienische Flagge an ihrem Maste und daneben die Standarte, welche die Anwesenheit eines Mitgliedes des königlichen Hauses an Bord der einen Korvette verkündigt. Jetzt dröhnen weit-

hin zwei Kanonenschüsse, deren Echo an den Bergen entlang rollt. Ein in der Bai ankerndes portugiesisches Kriegsschiff beantwortet alsbald den mächtigen Gruß mit dumpfer Salve, und in kurzen Zwischenräumen schallen nun hin und wieder die donnernden Schüsse. Dabei ist es prächtig zu sehen, wie die stolzen Fahrzeuge mit den hohen Masten und Segeln und mit den langen Reihen der Matrosen in Parade-Stellung droben auf den Raken nach jeder neuen Salve aus den zurückweichenden weißen Wolken des Pulverdampfes feierlich heraufgezogen kommen, bis endlich die Anker fallen und die frühere Stille wieder in die Bai zurückkehrt.

Unterdessen ist neben uns am Quai ein hastiges Treiben. Boote der verschiedensten Größe werden dort befrachtet oder ausgeladen. Melonen fliegen in taktmäßigem Bogen und unter abzählendem Ruf von Hand zu Hand aus dem Schiff, das eben den Tajo herabgekommen, in den Wagen. Blöcke von norwegischem Gletschereis, blau und spiegelklar, schweben am Krahn in der glühenden Sonnenhitze aus dem kühlen, schattigen Rumpf einer Brigg, die eben angelangt ist. Haufen von Fischen liegen anderorts und werden eingesalzen, verpackt und verladen; und Tausende von Menschen drängen und stoßen und verwirren sich zu lauten, regsamem Knäueln.

Da ertönt plötzlich der schmetternde Schall einer Trompete über den Hafen. Alles merkt auf, und auf munterem Pferd trabt ein Herold daher, gefolgt von eilfertigen Jungen, welche dicke Päckchen von Zetteln über

dem Arm tragen und freigiebig unter die gaffende Menge streuen. Das ist die Anzeige eines Stiergefechtes, das morgen stattfinden soll und einen besonderen Glanz durch die Anwesenheit der königlichen Familie und ihres Gastes und Verwandten, des Prinzen Amadeus von Italien haben wird, der eben auf einer der eingelaufenen Korvetten anlangte. Dreizehn Stiere und berühmte Kämpfer aus Spanien sind auf den Programmen angezeigt; solchen Lockungen widersteht nicht mancher.

Der Sonntag-Nachmittag ist gekommen; die heiße Sonne brennt auf den weißen Straßen von Lissabon, sie glüht auf den hohen, hellen Häuserfronten und brütet über Fluß und Land. Aber heute treibt's trotz alledem die Bevölkerung früher heraus, als gewöhnlich. Wer sich's leisten kann, nimmt einen Wagen und jagt zur Arena; die anderen drücken sich an den Wänden entlang, wo Zelttücher und Balkone ein wenig Schatten auf das Trottoir werfen. In leichtem Gefährt rasen wir die Straßen bergauf und bergab. Der Kutscher des Südens schont sein Pferd nicht, die Peitsche kommt nimmer in Ruhe, und ob die armen Tiere sich erschöpfen mögen, es macht ihm nichts, im Galopp jagt er sogar den Berg hinauf. Mit uns jagen viele andere Wagen auf denselben Straßen dahin. Jeder Kutscher sucht's dem anderen zuvor zu thun und sich ein Trinkgeld zu verdienen. Auf allen Balkonen sitzen Frauen und Mädchen hinter den aufgespannten Zelttüchern, südlisch nachlässig und aus vieler Langweile und aus dem

Nachmittagschlummer durch das Getriebe auf der Straße aufgerüttelt.

Unerwartet stehen wir vor dem Stierplatz, einem blutroten Amphitheater. Wir springen aus dem Wagen, zahlen und eilen zur Kasse. Da empfängt uns der Menschenschwarm. Ausrufer umringen uns, die Billette vorher aufgekauft haben und die guten Plätze nun zu erhöhten Preisen wieder verschachern. Sie werden zudringlich und wir grob. Endlich haben wir uns durchgekämpft; auf hölzernen Stiegen klettern wir zu unserem Platz auf der Schattenseite, den wir uns für 500 Reis erworben haben. Vor uns liegt nun die große Arena. Unten sehen wir den sandbestreuten Kampfplatz, um ihn fast mannshohe hölzerne Schranken, welche die Arena vom stark erhöhten Zuschauerraum trennen, dazwischen aber noch einen schmalen Gang frei lassen, in welchem sich Bediente und Kämpfer herumtreiben und der als Zufluchtsort vor dem wütenden Stier dient. Über diesem Gang steigt der Zuschauerraum hinauf, bunt und bewegt, das Auge verwirrend und nirgends einen Ruhepunkt gebend. Tausende heller Gesichter schauen herüber, grelle Farben fließen durcheinander, überall schwirren, flattern und klappern Fächer, ein beständiges Gemurmeln und Gebrause geht durch den weiten Raum, und darüber schaut ein klarer, tiefblauer Himmel herein, und die Sonne sendet grelle Strahlen über die eine Hälfte des Raumes und seine bewegte Menge.

Alles erwartet mit Unruhe den Anfang. Das Stimmen-Gebrause wird stärker und erfüllt den ganzen

Raum. Jeder ist in erregter Laune, lacht und scherzt mit den Nebensitzenden, macht sich lustig über Gesichter und Trachten, und schnelle Grüße fliegen hin und her. Da plötzlich erscheint die königliche Familie in der Loge. Stille tritt ein, und aller Blicke wenden sich dorthin. In einer entfernten Loge stehen auf Kommando die italienischen Seefadetten, welche dem Schauspieler beiwohnen, von ihren Sitzen auf. Manche Portugiesen thun es in der Eile und unter dem Eindruck dieses Beispiels gleichfalls, denn sonst geschieht's nicht.

Inzwischen hat sich der Kampfplatz mit den Streitern gefüllt, welche in bunten, seidnen, altspanischen Kostümen ihre Aufwartung vor der königlichen Loge machen und mit gnädigem Kopfnicken belohnt werden. Nach langen Ceremonien und Verbeugungen ziehen sie sich hinter die Schranken zurück, nur ein Reiter bleibt. Es ist der erste Kämpfer. Sein Pferd, ein Apfelschimmel, ist von edler andalusischer Rasse. Während sein Reiter die üblichen Begrüßungsformen vor der königlichen Loge und vor dem Publikum macht, scharrt das schöne Tier den Sand mit dem Huf. Seine Mähnen fliegen auf und nieder, und die Brust hebt und senkt sich in raschen Schlägen. Es macht den Kampf nicht zum erstenmale mit und kennt die Gefahr. Alle seine Muskeln sind erregt und zittern, und seine Augen blicken unruhig und scheu nach der Pforte, durch welche der Stier hereinkommen soll.

Plötzlich erfolgt ein Zeichen. Das Thor fliegt auf, und ein schwarzer Stier stürzt herein, gerade

gegen das Pferd los. Sein Reiter kommt nicht zum Stoß; die unter Federkappen verdeckten Hörner des Stieres fassen das Roß in den Weichen und schleudern es mit voller Kraft gegen die Schranke, welche unter dem Anprall sich biegt und kracht. Aber ehe der wütende Stier zum zweiten Stoß ausholt, hat das Pferd, welches nur halb zu Falle kam, sich wieder aufgerafft und setzt nun in schnellen Sprüngen und fliegenden Schweifes mit seinem Reiter durch die Arena. Fußkämpfer mit roten Tüchern haben unterdessen den Stier abgelenkt; jetzt ziehen sie sich zurück — das wütende Tier schaut mit gesenktem Haupt nach dem Pferd, und schon im nächsten Augenblick stürzt es schnaubend darauf los. Diesmal gelingt es dem Kämpfer besser, und mit geschicktem Stoß sticht er dem Stier einen bunt mit Bändern und Schleifen verzierten, wohl drei Fuß langen Holzstab, an dessen Eisen Spitze Widerhaken sitzen, in den hohen, fleischigen Nacken. Im selben Augenblick wirft er das hoch sich aufbäumende Pferd herum, während die Hörner des Stieres dicht an dessen Körper vorüberstreifen. Kaum aber spürt der Stier den Schmerz, welchen der Stab verursacht, der fest in seinem Fleisch haften bleibt, so hält er ein im Lauf, brüllt laut vor Qual und Pein, springt in hohen Sätzen durch die Arena, schüttelt den mächtigen Kopf und peitscht wild mit dem Schweif durch die Luft. Dabei flattern die bunten Bänder um seine Augen, verwirren ihn und steigern seine Wut.

Endlich wird er ruhig und sucht einen neuen Feind. Sein Kopf ist tief gesenkt, aus den weitgeöffneten Nüstern stößt der heiße Atem hervor und bläst den Sand der Arena in die Höhe. Da jagt dicht vor ihm wieder der Reiter vorbei, und sogleich stürzt er auf ihn. Aber das Pferd war schon vorüber, vergeblich trottet er hinter dem schnellen, geängstigten Renner drein. Beim folgenden Angriff erhält er einen neuen Spieß zu dem ersten in den blutenden Nacken. Da erfolgt das Zeichen zum Abtrieb.

Das Thor öffnet sich, und ein Trupp gezähmter Ochsen trabt herein. Große Schellen hängen an ihren Hälsen und verursachen ein lautes Heerdengetön. Der Stier betrachtet diese neu Ankommenden mit offenbarem Staunen. Vielleicht erinnert ihn das Klingen der Glocken an die hohen Bergweiden, auf denen er bisher friedlich gegrast; genug, seine Wut ist mit einemale verslogen, willig schließt er sich dem Ochsentrupp an und trottet eilig aus der Arena heraus dem Stall zu, während zwei Kerle, wie Bauern gekleidet, mit langen Stangen hinterdreinlaufen und zur Eile antreiben.

Ehe wir den weiteren Verlauf des Schauspiels verfolgen, muß ein Wort über den Unterschied zwischen den portugiesischen und den spanischen Stiergefechten gesagt werden. Letztere sind so oft beschrieben worden, daß wohl jeder ihren Verlauf aus solchen Schilderungen kennt. Bei ihnen ist das eben erzählte Einstoßen der Vanderillas nur ein Vorspiel, ein Mittel, die Wut des Stieres zu steigern und die Gewandtheit der Käm-

pfer zu entfalten; die Hauptsache bleibt das Erstechen des Stieres mit dem Schwert oder mit der Lanze. Dabei will das spanische Volk außer dem Tod des Stieres auch den von möglichst vielen Pferden sehen. Beim letzten Stiergefecht in Bilbao blieben 16 Pferde tot auf dem Platz, und 9 Stiere wurden zugleich geopfert. Die Rohheit wächst dabei von Jahr zu Jahr, die feinen Reiterkünste treten zurück, auf alten abgetriebenen Gäulen erwarten die Picadores den Stier, der die unglücklichen Geschöpfe, deren Augen obendrein meist verbunden sind, mit den Hörnern aufspießt oder ihnen den Bauch aufreißt, daß die Eingeweide hervorquellen, bis das arme Tier endlich zusammengebrochen und verendet ist. Das ganze Schauspiel ist und bleibt somit eine empörende Bestialität, welche die Leidenschaften aufregt und in der allerdings Kraft und Kühnheit zur Geltung kommen, aber leider auf einem erbärmlichen und schändlichen Felde. Seine Überlegenheit über ein Tier mißbraucht hier der Mensch in der niederträchtigsten Weise, und die scheußlichen, blutigen Scenen müssen schließlich ganz unzweifelhaft zur Grausamkeit und Verrohung unter dem ganzen Volk führen.

Außer den Spaniern selbst, welche sich bis zum Wahnsinn für die Stiergefechte begeistern, giebt es merkwürdigerweise auch manche fremde und sogar deutsche Schriftsteller, welche diese Schauspiele in Schutz nehmen und sagen, man dürfe sie nicht nur ein einziges Mal sehen, sondern man müsse sich daran gewöhnen, hernach schwinde der anfängliche Abscheu, und man finde,

daß ein großartiger Zug darin liege. Mir gilt diese Behauptung nur als ein um so sicherer Beweis, wie schnell die entzittlichende Wirkung dieser Schauspiele ist, daß sie schon so bald jedes edlere Mitgefühl im Menschen ertödet. Abgesehen von diesen Urteilen, erscheint mir die Behandlung, die ein Volk seinen Mitgeschöpfen, welche ihm dienen, zu teil werden läßt, als ein sicherer Maßstab für dessen Gesittung überhaupt. Mit diesem Maßstab bemessen, fällt das Urteil für Spanien recht ungünstig aus.

In Portugal ist das Stiergefecht etwas anderes. Tritt in Spanien das Blutige und Grausame in den Vordergrund, so hier das Gewandte, aber zugleich auch Komische. Die Stiergefechte im Süden von Portugal (denn im Norden dieses Landes fehlen sie gottlob) sind nämlich sogenannte unblutige. Zwar zerbricht der Stier ab und zu einmal einem Pferde die Beine, drückt einem Kämpfer die Rippen ein, zerstampft einen anderen mit den Hufen oder schleudert einen dritten über die Schranke in den Zuschauerraum, aber er vermag weder Pferd noch Mensch zu durchbohren, da seine Hörner in Gummi- oder Leder-Futteralen stecken und diese dem Stoß die tödliche Spitze rauben. Die ganze Kunst besteht eben in dem Einstoßen der Banderillas, und der abgehezte Stier wird, wie geschildert, zum Schlusse nicht getötet, sondern weggeführt, seiner Stacheln beraubt, mit Öl eingerieben und zurück zur Weide geschickt oder noch zu einem anderen „Gefecht“ aufbewahrt. Dabei behielt dieses Schauspiel in Portugal noch einen alten, schönen Zug der spani-

schen Stiergefechte, der aber in Spanien selbst jetzt fast ganz verschwunden ist, nämlich die Entfaltung feiner Reiterkünste. Der portugiesische Stierfechter soll sein Pferd möglichst wenig den Stößen des wütenden Tieres aussetzen, sondern es durch geschickte Wendungen im letzten Augenblick denselben entziehen, im Gegensatz zu Spanien, wo das tödlich getroffene, wankende und blutüberströmte Pferd die Haupt-Augenweide des jauchzenden Volkes bildet.

Doch wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit wieder der Arena zu, in deren Mitte gerade ein neuer Kämpfer zu Fuß mit seinen beiden Banderillas den Stier erwartet, während andere im Hintergrunde herumstehen. — Das Thor öffnet sich, ein neuer Stier jagt heraus, stutzt im Anblick der bunten Menge, erblickt alsdann den Kämpfer im bunten Gewand und stürzt wie rasend auf ihn los. In dem Augenblick aber, wo der Kopf des Tieres mit den mächtigen Hörnern sich gesenkt hat und zum furchtbaren Stoß ausholt, neigt sich der Kämpfer vornüber, sticht mit voller Kraft die beiden Banderillas ihm in den Nacken und schwingt sich zugleich durch die Wucht des Stoßes in zierlichem Bogen zur Seite, während der getäuschte und verblüffte Stier brüllend vorüberrennt. Dieses sichere und gewandte Auftreten des Kämpfers ruft einen brausenden Beifallssturm hervor, dazwischen spielt die Musikbande einen rauschenden Tusch, aber schauerlich schallt dazwischen das Wutgeheul des tobenden Stieres. Ihn erwartet bereits ein neuer Kämpfer in schwarzem

Sammet-Gewand mit roter Leibbinde, dessen Haare auf dem Hinterkopfe in einen Knoten zusammengebunden und von einem seidenen Netz umschlossen sind. Auf seinen Armen trägt dieser Mann ein langes, rotes Tuch, welches bis zur Erde herabhängt und zum Reizen des Stieres dient. Sofort wirft dieser sich auf das Tuch und reißt es wütend mit seinen Hörnern in die Höhe; der Kämpfer springt zur Seite und zeigt es ihm aus anderer Richtung: — wieder erfolgt derselbe Angriff, und in kurzen, hastigen Wendungen bewegen sich Stier und Kämpfer — letzterer rückwärts — durch die Arena. Nur die Plumpheit in den Biegungen des Stieres und die unglaubliche Gewandtheit in dem Ausweichen des Menschen macht es begreiflich, daß dies Spiel so künstlich und blutlos abgeht und der Kämpfer nicht von den Hörnern des Stieres erfaßt und in die Luft geschleudert wird. Nachdem der Mann seine Kunst genugsam gezeigt hat, tritt der frühere Kämpfer wieder auf, und nach kurzer Zeit hat der Stier sechs Bänderillas im Nacken stecken, so daß ein förmlicher Büschel von buntfarbigem Bändern ihm um Kopf und Schultern flattert. Da seine Kraft und sein Ungestüm zu ermatten beginnt, läßt man die Ochsen herein und bringt ihn in deren Gesellschaft hinaus.

Raum ist er fort, so wiederholt sich die Ovation für den geschickten Kämpfer. Aus der königlichen Loge fliegen sogar Päckchen mit Cigaretten herab auf den Sand der Arena und werden unter zierlichen Komplimenten aufgehoben und eingesteckt. Aber hier in Por-

tugal steigt die Begeisterung nie zu solcher Höhe, wie in Spanien, wo Herren die Hüte, Damen die Fächer herabwerfen, sich kostbare Sachen, Armbänder und Broschen vom Körper reißen und den angebeteten Matadoren hinabschleudern. Bei einem vorjährigen Stiergefecht in Sevilla kletterte ein in Enthusiasmus versetzter Herr sogar aus seiner Loge über viele Bankreihen hinweg, sprang über die Schranken in die Arena und umarmte gerührt den glücklichen Kämpfer, dem solche Huldigungen nichts Neues sind und der etwa denselben Rang einnimmt, wie bei uns ein gefeierter Opersänger oder berühmter Geigen-Virtuos. Zu solchen Verirrungen verstehen sich die Portugiesen trotz ihres lebhaften Temperamentes nicht; es bleibt bei dem Applaus und den Cigaretten.

Inzwischen sprengt unten auf munterem Rappen schon ein neuer Kämpfer durch die Arena, ein feiner junger Herr mit Cylinder und schwarzem Frack, der nicht für Geld mit dem Stier kämpft, sondern die Sache sportsmäßig zu seinem Vergnügen betreibt. Sonderbares Vergnügen! Aber in Spanien geschieht das gleiche: — Leute aus angesehenen Familien steigen hinab in die Arena, und bei dem großen Stiergefecht, welches zu „Ehren“ unseres Kronprinzen in Madrid abgehalten wurde, war, wie man mir in Spanien erzählte, kein gewöhnlicher Kämpfer von Profession beteiligt. — Aber unser Herr unten erntet keine Lorbeeren. Der Stier ist weniger heftig wie seine Vorgänger und rückt dem Pferd nicht zu Leibe, so oft auch der Reiter

an ihm vorübersprengen mag. Ohne Angriff von seiten des Stieres aber hat kein Kämpfer das Recht, die Banderillas zu setzen. Das harmlose Necken und die schwachen Angriffe ziehen sich etliche Minuten hin, da wird das Volk ungeduldig, man jöhlt, pfeift, brummt, stampft, namentlich drüben auf der billigeren Sonnenseite, die den Olymp unseres Zirkus und Theaters vertritt. Der Herr zieht mit eleganter Bewegung seinen Cylinder vor der königlichen Loge und vor dem anständigen Publikum und verschwindet aus der Arena.

Eine kurze Pause tritt nunmehr ein; die meisten Leute verlassen ihre Sitze und schwärmen draußen auf den Gängen umher. Da unterhält man sich mit lauter Stimme und lebhaften Gebärden über Stiere und Kämpfer, sucht Freunde und Bekannte auf und nimmt einige Erfrischungen an dem von Menschen dicht umringten Buffet. Manche steigen auch zu einem Holzboden hinauf, von dem man durch viereckige, mit einer Brüstung umgebene Löcher hinabsehen kann auf die eng eingesperrten Stiere, die man von oben herab noch zu necken und wilder zu machen versucht.

Aber schon ertönt das Zeichen zum Wiederbeginn des Schauspiels. Das Thor öffnet sich, und ein Stier mit seltener Wildheit rast heraus. Dieses windschnellen Angriffes versah sich der Fußkämpfer nicht, der mitten in der Arena ihn erwartete. Er verfehlt den Stoß, stürzt, und das wütende Tier setzt über ihn hinweg. Schon hat es fast einen zweiten erreicht, als dieser

eben noch in verzweifelttem Satz über die hohe Barriere springt. Seinem wenig ruhmvollen Beispiel folgen die anderen, die nacheinander blickschnell von der wütenden Bestie verfolgt und verjagt werden. Der überannte Kämpfer, der sich nicht verletzt hatte, hat sich indessen aufgerafft, schaut eine Weile, in komischer Haltung mitten in der Arena wie ein Clown auf dem Sand sitzend, seinem dahinjagenden Gegner nach, erhebt sich dann und läuft spornstreichs zur Barriere, die er gerade in dem Augenblick noch überspringt, als der Stier bei ihm angelangt ist. Keine Minute ist so verflossen, und schon hat das wilde Tier die Bahn reingefegt. Es sprengt nun an den Schranken entlang, über die allenthalben die Köpfe der Kämpfer und Diener herübergaffen. Ehe aber einer der ersteren sich dem Stier wieder zu stellen wagt, hat dieser bereits einen tollen Einfall ausgeführt und ist in gewaltigem Riesensprung über die Barriere hinweggesetzt — in den Gang hinein, der zwischen Arena und Zuschauerraum sich hinzieht.

Raum ist dies bemerkt, so setzt die ganze Schar der dort versammelten Personen in wahrhaft verzweifelter Heze nach innen zu über die Bretterwand. Aber schon hat man dem Stier, welcher in dem eingeschlossenen Gang rundherum rennt, und auf den das am tiefsten sitzende Publikum mit Schirmen und Stöcken wie besessen losschlägt, wieder einen Weg zur Arena geöffnet, und in diese stürzt er polternd hinein; gleichzeitig aber fliegt die ganze, dort nun versammelte Ge-

fellshaft von Fechtern und Dienern wieder in hohen Luftsprüngen nach außen über die Schranken. Das sind Scenen zum Lachen, unsomêhr, als man schon bald gleichgültig gegen jene Menschen wird, deren Beruf die höhere Tierquälerei zu sein scheint. Ich habe mit manchem Deutschen in Spanien und Portugal gesprochen, der gern zugab, daß es ihm eine rechte Herzensfreude gewesen sei, wenn einer der Kämpfer einmal einen ordentlichen Puff mitbekommen habe. Ich kann diese Empfindung wohl begreifen; bei mir regten sich ähnliche fromme Wünsche, und ein neben mir sitzender biederer deutscher Schiffskapitän fluchte jedesmal, wenn der Stier eine Gelegenheit hatte vorüber gehen lassen, einen seiner Peiniger gegen die Wand zu drücken.

Mittlerweile hat sich die königliche Loge geleert, und die Sonne neigt sich zum Untergang. Der Schatten des hohen Gebäudes steigt an den gegenüberliegenden Sitzreihen schnell von Bank zu Bank empor. Es kommen rasch hintereinander noch mehrere Kämpfer und Stiere, die theils Beifall, theils Hohn einernten. Aber die Stimmung des Volkes artet aus, die feineren Elemente sind wohl schon meist verschwunden. Ein wüßtes Stimmengewirr schwirrt durch den weiten Raum, über den sich düsteres Halblight breitet. Nun ist der letzte Stier entlassen, die Menge wälzt sich den Ausgängen zu und stemmt und drängt sich auf den ächzenden Stiegen. Drunten erwartet uns der lebendige Strom, und das Geschrei der Kutscher dringt uns gellend in die Ohren. Alle Welt scheint nach den erlebten Scenen in toller

Stimmung zu sein. Die Wagen jagen wie rasend davon; kleine Jungen, die sich durch eine erbettelte Contremarke Zutritt zum Kampfe verschafft hatten, ahmen die mitangeschauten Geschichten nach, passen den daher- rasenden Wagen auf, stellen sich mit jugendlicher Todes- verachtung mitten in den Weg und schwenken im letzten Augenblick dicht vor den Hufen der auf sie zueilenden Pferde zur Seite ab, unsanft umsaust von der Peitsche des über solches Gebaren wütend gemachten Kutschers.

Wir sind von Herzen froh, endlich aus diesem Getümmel herauszukommen an einen stillen Ort, dort, wo der Vollmond über dem ruhigen Spiegel der Bucht erglänzt und die flimmernden Sterne in südlicher Klarheit herniederschauen. Da weht ein erfrischender Hauch von der See herüber und wiegt die schwarzen Wipfel der Bäume vor dem klaren, blauen Nachthimmel. Ein heiliger Friede zieht über das ganze Land, und unter seinem beseeligenden Zauber vergißt man schnell die eben geschauten wilden Bilder, und von dem ganzen aufregenden Erlebnis bleibt schließlich nur eine Erinnerung zurück, wie an einen närrischen, wüsten Traum oder an eine tolle Fastnacht.

4. Ein Landgut im Süden Portugals.

Einer Einladung des holländischen Konsuls in Lissabon Folge leistend, begab ich mich an einem Nachmittage in Begleitung von dessen Sohne von meinem Hotel aus auf den Weg zu der oberhalb Belem gelegenen Villa. Am Berfte von Lissabon bestiegen wir eines der kleinen Dampfboote, welche den Verkehr zwischen den Ortschaften vermitteln, die den Gestaden der Bai entlang liegen und mit ihren hellen Gebäuden so friedlich über die weite blaue Fläche herübergrüßen. Unsere Fahrt führte uns der Länge nach über die Rhede zwischen all den vielen großen und kleinen Dampfern und Seglern hindurch, welche aus den entferntesten und verschiedensten Theilen der Welt sich hier im sicheren Hafen zusammenfinden. Bei Belem, wo sich bereits ein Blick auf den Ozean öffnet, stiegen wir aus, fuhren noch eine ziemliche Strecke in der von Maultieren gezogenen Pferdebahn und wandten uns dann zu Fuß landeinwärts. Einstweilen hörte hier alle Poesie auf. Es war im August und das ganze Land schien verbrannt. So lange man auf der Bai dahinfährt, fällt diese Dürre weniger auf. Die fernen Höhenzüge mit den schön geschwungenen Umrissen, den blauen Buchten und dem reichen Kranz hell schimmernder Städte und Dörfer

lassen alles andere vergessen, um so eher, als meist ein entzückender bläulicher Duft über dem ganzen Bilde schwebt und die Sonne wundervolle Lichttöne auf demselben entzündet. Wandert man dagegen im Hochsommer über dies Land selbst dahin, so entschwindet die schöne Täuschung, man glaubt sich in eine trostlose Steppe versetzt und schließt ermüdet und geblendet die Augen vor heißem Staub, Sonnenbrand und grellen Lichtreflexen. So wanderten wir über diese fahlen trockenen Hügel, deren loses Gestein auf granitene Unterlage schließen läßt. Am Wege entlang stand ab und zu eine bestaubte, trauernde Olive mit dem trüben graugrünen Laube und knorrigem Stamme. Zuweilen reckte sich eine riesenhafte Agave empor und streckte ihren Blüthenschaft, der am unteren Ende weit mehr als Armdicke besaß, baumhoch über die furchtbar mit Stacheln bewehrten Blätter hinaus. Diese waren meist arg zerfetzt und zerhauen, da hier zu Lande die Frauen beim Waschen Stücke derselben ins Wasser zerreiben, um, wie sie sagen, sich dadurch die Arbeit zu verkürzen. Was man sonst von niederen Kräutern erblickte, schien vollkommen verdorrt, selbst die Tierwelt hielt teilweise einen tiefen Sommer- und Hitzeschlaf; denn auf allen Zweigen der Disteln und Hecken hingen zahlreiche Schneckengehäuse, welche, obwohl das Tier drinnen noch lebte, fest mit Deckeln verschlossen waren. Nachdem wir etwa eine viertel Stunde über die Anhöhen hingegangen waren, hatten wir das Landhaus meines Gastgebers erreicht, und ich war nicht wenig erstaunt, in dieser Villa und

ihren Anlagen eine freundliche Dase mitten in der durch die Sommerhitze versengten Gegend zu finden. Der Grund hierfür beruht in einigen, das ganze Jahr hindurch fließenden, wenn auch spärlichen Quellen. Ihre Ausnutzung verleiht einem viele Morgen großen Flächenraume selbst noch während des Sommers ein frisches Außere und lehrt zugleich, welche Pflanzenfülle Feuchtigkeit mit Hitze gepaart selbst in den sonst hinsichtlich der Flora so sparsam ausgestatteten Mittelmeergebieten erzeugen kann.

Der Besitzer hatte die Güte, mich selbst durch die Anlagen hindurchzuführen und mir die Art der Bewässerung zu erläutern. Das Wasser der Quellen, von denen die eine ein vorzügliches Trinkwasser liefert, sammelt sich den Tag über in mehreren Zisternen, welche aus Steinen aufgemauert sind und einen riesigen Behälter bilden. Neben diesen fließenden Quellen ist noch ein Brunnen vorhanden, aus dem ein Schöpfrad, das von einem im Kreise laufenden Ochsen getrieben wird, das Wasser emporhebt und gleichfalls in eine Zisterne befördert. Solch ein Schöpfrad ist denen ähnlich, welche bereits vor Jahrtausenden im Orient angewendet wurden, es besteht nämlich aus Holzspeichen und Felgen, an denen die ausgehöhlten Schalen großer Kürbisse befestigt sind.

Wenn der Abend naht, werden die Schleusen an den Zisternen geöffnet und das erquickende Wasser strömt durch ein vielfach verzweigtes Netz von kleinen Erdkanälen den Garten abwärts. Es erfordert einige Übung

und Umsicht, dies Bewässern zu leiten. Männer stehen bereit, mit einem schnellen Spatenstich dem Wasser neue Wege zu öffnen und, sobald auf solche Weise ein kleines Feldchen überrieselt ist, durch rasches Erdeaufwerfen den Eingang wieder zu verschließen. Strecke um Strecke wird so dem rieselnden Bächlein ausgesetzt und wieder abgesperrt, bis der letzte schwache Wasserrest sich über eine Fläche mit Oliven verbreitet und dort versiegt. Bei der Anpflanzung in solchen Plantagen muß nun selbstverständlich wohl Rücksicht auf das Bedürfnis der einzelnen Gewächse nach Feuchtigkeit genommen werden. Die Gemüse und Zierpflanzen verlangen gewöhnlich reichlichere Bewässerung als die Orangen, diese wiederum mehr Wasser, als die Johannisbrotbäume und letztere mehr, als die Oliven, welche an den entferntesten Enden der Plantage stehen und mit etlichen hohen Eukalypten den Übergang zur unbewässerten Fläche draußen bilden.

Es war ein rechter Genuß, durch diese in voller Blüte und frischestem Blätterschmuck stehende Anlage zu wandern. Rings um das einfache Landhaus herum standen schöne Ziersträucher, duftender Jasmin und Heliotropen. Büsche von Canna, Ricinus und strauchartigen Solaneen wuchsen in wahrhaft tropischer Fülle empor. Über den Lauben und Terrassen durchschlangen sich Rosen, Weinreben und Passifloren zu bunten, heiteren Laubgängen. Wie diese Gewächse dem Vergnügen und der Augenlust, dienten weiterhin andere dem profaischeren, aber nicht minder empfehlenswerten Küchengebrauch. Da lagen prächtige Arbusen und Melonen am

Boden, von der Feuchtigkeit mächtig geschwellt und von der tropischen Hitze in ihrer ganzen Schmachhaftigkeit und ihrem Dufte herangereift. Auch eine seltsame Art von Kürbis, Jungfernkürbis genannt, von länglicher, walzenförmiger, aber riesenhafter Gestalt fiel mir hier auf und ließ mich mit Bewunderung den dünnen, seilartig gedrehten Stiel betrachten, welcher die im Verhältnis überaus große Last der Frucht tragen muß. An einer geschützten Wand überraschte mich sogar eine Gruppe von Bananen, welche bereits meist ihren Blütenkolben entwickelt hatten und deren Früchte zum Teil schon in der Reife begriffen waren. Im Winter, wo das Thermometer wohl nie über $+ 2^{\circ}$ R. fällt, bedürfen sie nur einer ganz leichten Deckung gegen den möglicherweise durch Verdunstung auf den breiten, sich schnell abkühlenden Blattspreiten entstehenden Reif. Alsdann besichtigten wir die Orangenplantage. Die Bäume, obwohl theils von bedeutendem Alter, waren meist ziemlich niedrig gehalten, so daß man bequem in die Kronen hineinlangen und sich die köstlichen Früchte herabholen konnte, welche man von der letzten Ernte her absichtlich hängen gelassen hatte. Dadurch waren diese Apfelsinen zwar etwas zusammengeschrumpft und von tieferer Farbe, hatten aber nicht, wie es bei den bei uns käuflichen der Fall ist, durch das lange Hängen an Saft verloren. Im Gegenteil schien es, als ob dieser die ganze Frucht ausfüllte, und obendrein besaß er eine große Süßigkeit und ein vorzügliches Aroma. Nachdem wir uns genugsam an dem Geschmack und Geruch der

Orangen und Zitronen gelabt, gingen wir in die Weingelände, welche nur mehr einer geringen Menge von Feuchtigkeit bedürfen. Alle Stöcke waren über und über mit schweren, großkörnigen Trauben behangen, welche theils als Tafelobst verspeist oder nach auswärts verkauft, theils auch zu Wein gefeltert werden.

Neben den Nebengärten bildeten alte hohe Johannisbrotbäume einen schattigen Hain über einer einsamen Terrasse. Diese Gewächse tragen ein wenig charakteristisches Außere und gewähren mit ihrem derben, lederartigen Fiederlaub und ihren unscheinbaren Blütenkätzchen keinen besonders hübschen Anblick. Auch ihre Früchte sind in Portugal ziemlich wertlos, nur ein Teil wird davon versandt; man benutzt sie meist als Viehfutter und die Fischer holen sie und reiben damit ihre Netze ein, wegen der darin enthaltenen Gerbsäure, vielleicht auch wegen des süßlichen Geruches, der die Fische anlockt. Der Boden unter diesen Bäumen war ganz mit den herabgefallenen, schon vertrockneten schwarzen Hülfsen bedeckt, an den Zweigen aber hing die zweite Ernte bereits wieder in Tausenden grünen Früchten. Der Johannisbrotbaum und die Olive sind wohl die genügsamsten höheren Holz- und Fruchtbäume dieser Gegend; man findet sie noch auf den trockensten Flächen und an den steinigsten Abhängen gesund und fruchtbeladen. Öl bäume fehlten in den entlegneren Theilen der großen Anlage denn auch nicht. Die Früchte werden von ihnen erst spät im Jahre geerntet, gepreßt und zur Ölbereitung benutzt, zum geringen Teil und von den besten

Sorten aber auch eingemacht und als Leckerei bei Tisch als Beilage genossen. Für einen nicht daran gewöhnten Gaumen ist aber dies Olivengericht ein geradezu abscheuliches, von dem man ohne Gesichtsverzerrung keine einzige Frucht herunterbringt. Indes habe ich viele Fremde im Süden kennen gelernt, denen es gerade so ergangen war und die doch die Oliven mit der Zeit liebgewannen und nunmehr dieselben als etwas Vorzügliches preisen.

Zwischen den Ölbäumen hindurch wuchsen etliche sehr hohe und alte Eufalypten auf. Dieser seltsame neuholländische Baum scheint Portugal als zweite Heimat anzusehen, denn man trifft ihn überall. Er vereinigt in sich sowohl äußere Züge der Kanadischen Pappel, der er im Wuchs und in der Astenfaltung ähnelt, wie der Weide, deren Blätter er nachahmt. Aber das trockene, lederartige Laub verleiht ihm dennoch einen höchst fremdländischen Anstrich, der noch vermehrt wird, wenn ein stärkerer Windzug darin rauscht und die einzelnen Blätter wie dünne Blechstreifen aneinanderklappern.

Wenn ich hier eine etwas ausführliche Beschreibung der von mir besuchten Anlage gab, so geschah es nur, um dadurch ein Bild solcher Gärten im Süden Spaniens und Portugals überhaupt zu geben. In den einzelnen Einrichtungen und der Wahl der angepflanzten Gewächse mögen Unterschiede vorkommen, die Art der Bewässerung ist dagegen wesentlich überall dieselbe. Sie giebt für die heißen Landschaften auch erst die Bedin-

gung für einen nutzbringenden Anbau und durch sie werden diese Gegenden erst zu dem gemacht, was wir in der Phantasie uns unter ihnen vorstellen, prächtige, paradiesische Gärten. Daß übrigens die Wirklichkeit, besonders im Sommer, weit hinter unseren Vorstellungen zurückbleibt, kann kein Wunder nehmen, da wir die Schilderung dieser Gärten von Valencia, Granada und Sevilla zumeist nach der Art arabischer Märchen haben hören müssen, denen starke Übertreibung auch bei wirklich vorhandenen Sachen als wesentliches Merkmal anhaftet.

Die Mehrzahl dieser kunstreichen Wasseranlagen stammt für den ganzen Süden der Halbinsel aus der Maurenzeit. Von dem Fleiß und der Betriebsamkeit dieses Volkes zehrt sorglos noch heute der Andalusier und Granadiner. Selbst die Zeiteinteilung bei der Überrieselung ist noch heute in Granada nach maurischem Gebrauche beibehalten. Eine Glocke giebt allstündlich das Zeichen für die Öffnung einer andern Schleuse, welche ein neues Gartengebiet dem Wasser aussetzt. Zum Teil sind die alten wertvollen Anlagen nicht einmal in ihrer ehemaligen Ausdehnung und Vollkommenheit erhalten worden. Die das Land den Mauren entreißenden Castilianer zeigten sich ja auch in manchem anderen nicht fähig, die schöne Erbschaft in ihrem bisherigen wert- und kunstvollen Zustande zu erhalten. Nur die fleißigen Valencianer machen eine rühmliche Ausnahme und zeigen in ihren Gartenanlagen noch immer, was durch Fleiß und durch sorgfältige Ausnutzung des Bodens und des Wassers aus diesen Landschaften geschaffen werden kann.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Landgute zurück! Wir hatten unsern Rundgang beendet. Die Dämmerung war längst hereingebrochen, und ein kleiner Negerknabe kam und rief uns zu Tisch. Wir schritten langsam dem Hause zu, unter dunklen Laubgängen hin, welche von Feigen und Magnolien gebildet waren. Ein tropischer Hauch wehte aus diesen nächtlich stillen Anlagen mir entgegen. Hohe Büschel des spanischen Rohres raschelten im Winde, darüber flatterten die Rieserblätter des Pisang, und die hohen Gipfel der Eukalypten ragten ernst und düster vor dem sternbesäeten Nachthimmel. Dabei murmelte beständig das Bächlein, welches eben heimlich durch alle Gänge des Bodens rieselte, und zwei alte gezähmte Marabus, indische Rieserförsche, wandelten noch einsam und ruhig in der Dunkelheit durch die Gebüsch.

Als dann im Saale das Essen beendet war, kam zum Schlusse noch eine verlockende, eßbare Übersicht all der schönsten Früchte des Landes auf die Tafel, ein prächtiger Aufsatz, aus den verschiedensten Obstarten aufgebaut. Da lagen Arbusen mit rötlichem, saftgeschwelltem Gewebe, Melonen von mannigfachem Geschmack und Äußeren, Weintrauben mit Körnern von der Dicke der Kirschen, aromatische Orangen, Feigen und unsere einheimischen Äpfel, Birnen und Zwetschen in ausgewählten Sorten.

Zum Abschied gab es noch eine für den Süden und für den, der es lange entbehrte, seltene Leckerei, einen Trunk echten münchener Bieres. Von dem freund-

lichen Gastgeber und seinem Sohne eine Strecke begleitet, trat ich spät am Abend den Heimweg an, und bald verloren sich dann die hohen Baumgipfel des freundlichen Landhauses hinter den Höhen, und vor uns schimmerten wieder die Lichter ferner Ortschaften über den dunklen Spiegel der Bai von Lissabon.

5. Toledo, ein spanisches Stadtbild.

Wenn man im Hochsommer die Hochebene von Neu=Castilien durchreist, so bemerkt man kaum etwas anderes, als unabsehbare, trostlose Flächen mit Gips- und Mergelboden, auf denen die glühende Hitze fast allen Pflanzenwuchs verbrannt hat. Man dürfte diese Gebiete zu den unwirtlichsten und einförmigsten von ganz Europa rechnen, bemerkte man nicht an manchen Stellen, namentlich in der Nähe der kleinen trübseligen Dörfchen die Spuren einer früheren Beackerung. In der That ist im Frühlinge ein großer Teil dieser Plateaustrieche in Bewirtschaftung. Alsdann werden Körnerfrüchte, Hülsengewächse und Kartoffeln angebaut; und Wärme und Feuchtigkeit bedingen vereinigt einen ausgezeichneten Ertrag, welcher bei besserer Bodenpflege Neu=Castilien zu einer Kornkammer der iberischen Halbinsel machen könnte. Aber die Zeit des Wachstums ist kurz, bald schon, in den ersten Sommermonaten ist alles eingerntet. Die Sonne dörft nun den Boden zu einer festen Masse, die in weiten Rissen klast und über welche der Wind hoch aufwirbelnde Staubwolken jagt. Das ehemalige Ackerland und die eigentliche Steppe scheinen nun eins; man erblickt nichts, als die düsteren Gebüsche dorniger Ginstern und Cistineen und die rotbraunen Stauden der Heidekräuter.

Ganz vereinzelt in diesen Einöden, gegen welche die Lüneburger Heide wie ein Park erscheint, liegt eine kleine, grüne Oase. Dort treibt ein im Kreise laufender Dchse ein Schöpfrad mit kleinen Eimern, die aus einer Cisterne das Wasser heraufbefördern und durch Kanäle sorgsam über die kleine Plantage leiten. In dieser stehen dann meist Feigenbäume und Oliven, und am Boden wachsen Liebesäpfel, Kürbisse und die herrlichen Melonen, deren aromatisches, süßes Saftgewebe ein gepriesenes Balsam für die heißen Länder des Südens liefert. Was diesem traurigen Landschaftsbilde im Norden von Castilien aber einen eigentümlichen Reiz verleiht, das ist der Anblick des fernen nördlichen Scheidegebirges, der hohen Sierra de Gregos und der mächtigen Guadarama, deren rötliche Gipfelmassen in wundervoller Klarheit vor dem fast immer blauen Himmel sich hinziehen und in der warmen Beleuchtung bei Abend und Morgen in purpurnem Lichte ruhen.

Es war noch in der Frühe, als unser Zug von Madrid aus diese Landschaft durchflog. Ich hatte sie etliche Tage früher genugsam kennen gelernt, bei der fürchterlichen 22 stündigen Fahrt von Lissabon herauf durch die versengten Hochflächen von Estremadura und dem westlichen Teile Castiliens. Allmählich aber brachten während der Fahrt näher rückende schön geschwungene Bergformen gegen Süden hin eine anmutige Abwechslung in das eintönige Bild. Durch dieses Gebirge, die Montes de Toledo, bricht der Tajo von der Hochebene herab, um die Terrassenlandschaften Estremaduras zu er-

reichen. Bald überschritten wir diesen Fluß, der hier etwa die Breite und Wasserfülle der Lahn besitzt und einen schmalen Ufersaum befeuchtet, auf welchem Wiesen, Pappel- und Weidengebüsche in frischem Grün und vollem Blätter Schmuck stehen und, in weiten Windungen dem Flusse folgend, wie ein dunkles Band die gelbliche Steppe durchziehen.

Dort, wo der Tajo die ersten Granitberge der Sierra durchbricht, liegt Toledo, unser heutiges Ziel. Der Zug lief in den Bahnhof ein, welcher aus Holz erbaut ist und einer Baracke gleicht. Mit mir kamen die Zöglinge der Kriegsschule an, deren Ferien gerade zu Ende waren. Deshalb drängte es sich von Menschen, und ich war froh, einen Platz in einer der Dilligenzen zu erhalten, welche vom Bahnhof zur Stadt fahren. Bald ging's in rasendem Galopp von dannen; vor uns schallte das Getrampel der fünf Maultiere, fluchte und zeterte der Kutscher, knallte die Peitsche, hinter uns her aber wirbelten dichte Staubwolken und rollten andere Fuhrwerke, und zu beiden Seiten neben mir saßen nicht gerade magere Majore, die ein gut Teil Platz in dem engen Wagen einnahmen. Ohne etwas rechtes gesehen zu haben, kam ich so bis in die Stadt hinein, mitten auf den Marktplatz, wo der Wagen hielt. Die Leute hatten sich schnell verlaufen und Zuflucht in den Häusern gesucht, denn eine glühende Sonne strahlte über dem freien Platz. Nur etliche Marktweiber waren geblieben und kauerten unter großen ausgespannten Sonnenschirmen, deren Stöcke im Boden steckten, gleich

wie bei den Märkten der fränkischen Städte. Neben ihnen lagen Haufen von Früchten, sämtlich Erzeugnisse der Umgebung Toledos. Schwärme von Fliegen und Wespen umsummten das süße aromatische Obst, sonst war's still.

Hohe Häuser mit blendendhellen Fronten umschließen rings diesen Platz von Toledo. Die Dächer tragen rote Ziegel, welche hoch gewölbt und Blumentöpfen ähnlich sind. Darüber hinaus ragen zahlreiche thönerne Schornsteine, für die einzelnen Feuerstätten im Hause berechnet, ein Brauch und ein Aussehen, das mich lebhaft an manche Viertel Londons erinnerte. Unter dem Dache springt ein verziertes Gesims weit über den Giebel vor, und vor allen Fenstern ziehen sich schmale Balkone aus Eisengitter hin und verleihen in ihrer Gesamtheit den Häusern ein schwerfälliges Aussehen. Weiße Zelttücher spannen sich vor diesen Balkonen aus und wehren den glühenden Sonnenstrahlen den Eintritt; aber als ich heraussah, spielte gerade ein warmer Luftzug mit den herabhängenden Zipseln und lüftete sie dann und wann ein wenig, bis dahinter Blumentöpfe sichtbar wurden und nachlässig auf Sessel hingestreckte Gestalten von Frauen und Mädchen, die ihre Siesta hielten.

Am Fuße der Häuserfronten, welche diesen Markt umrahmen, läuft ununterbrochen ein langer Säulengang hin, rund um den Platz herum. Massive Pfeiler stützen die schweren Rundbögen. Unter ihrem Schatten gehen die Fußgänger hin, und zu beiden Seiten liegen auf Tischen die Waren aus den anstoßenden Geschäftshäu-

fern ausgebreitet. Diese Bauart mit den Arkaden ist nicht recht spanisch, während man sie ja regelmäßig in den italienischen Städten findet, aber sie gewährt eine erwünschte Zuflucht vor der Hitze, freilich auch eine böse Stätte für Schmutz, dumpfige Luft und häßliches Dämmerlicht, welches das nebenliegende Erdgeschoß der Häuser in Höhlen verwandelt.

Nabe dem Markte in einer Fonda gegenüber dem Alkazar fand ich gute Unterkunft und Verpflegung. Die Leute waren höflich, wußten freilich hernach auch, was sie forderten. Mich interessierte vor allem das alte Haus selbst mit dem verwitterten Wappenschilde über dem Thor und dem inneren geräumigen stillen Hof. Vielleicht ist das ein Merkzeichen, welches die Araber den Toledanern zurückließen. Die Städte Andalusiens, besonders Sevilla und Cordova, tragen es ja in scharf ausgesprochener Weise. Und diese Bauart hat ihre großen Vorzüge. Nach außen hin ist alles hoch und schlicht. Die Fenster sind klein, oder man sieht nur Mauern und düstere Zinnen, aber im Innern ist's wohnlich, da öffnen sich bei den Häusern der Reichen kühle Räume und schattige Hallen, ein Springbrunnen plätschert stille Weisen, und Myrten und Drangen stehen mit glänzenden Blättern und leuchtenden Blüten da und hauchen süße Wohlgerüche durch den stillen, verschwiegenen Raum.

Diese zierliche Ausschmückung, welche ihren vollsten Glanz und Formenreichtum in den Prunkgemächern der Alhambra entfaltet, mag in der That spezifisch arabisch sein, im übrigen gilt die vorhin beschriebene Bau-

art nur als der Ausdruck für das Verlangen nach Abgeschlossenheit und äußerem Schutz. Sie ist lediglich aus einer dringenden Notwendigkeit hervorgegangen und Zeuge einer Zeit, in der oft ein einzelnes Haus zur Festung umgestaltet werden mußte, um dem Angriff der Feinde Trotz zu bieten. Ähnliche Bauart der Häuser sah ich denn auch im Osten unter ganz anderen Verhältnissen, bei den Kroaten und auf der Militärgrenze, wo die Türkennot sie erfinden half, und in Ungarn, wo der Magyar aus alter ererbter Neigung sein kleinstes Gehöft zum streng abgeschlossenen Besitztum stempelt. Und selbst unsere eigenen Vorfahren bauten ja ähnlich. Mitten im Innern unserer mittelalterlichen Burgen liegt gleichfalls der stille Hof; um ihn herum aber stehen alle die festen Mauern, Zinnen und Türme und hüten die stillen Räume, welche in friedlicher Abgeschlossenheit die mittelsten Teile dieser hohen Festungspaläste unserer Ritter von ehemals bilden.

Als ich erfrischt das altertümliche Haus verlassen hatte, führte mich ein einsamer Rundgang durch die Gassen der Stadt. Die moderne Kultur hat bis hierhin fast noch keine ihrer glänzenden Neuerungen ausgestreut. Was von feiner französischer Lebensart in Spanien eingedrungen ist, folgte den Bahnen und Straßen, welche die Pyrenäen überschreiten, verbreitete sich über Catalonien und die baskischen Provinzen und gelangte, künstlich hergeleitet, bis Madrid. Dort, auf der Puerta del Sol und den anstoßenden Straßen, wo die stolzen Prachtbauten stehen, die glänzenden Kaffees ihre Spiegelhallen öffnen und die elegante Welt dem Vergnügen naheilt, dort verklingen

die letzten Strahlen jener Kultur und Überfeinerung, welche Paris, die große Sonne Frankreichs, entsendet. Toledo wurde von dieser Strömung wenig berührt, besitzt dafür aber noch einen deutlichen Anklang an maurische Zeit. Die Gassen der Stadt sind eng, holprig gepflastert und in der Mitte von einer Rinne durchzogen, durch welche das schmutzige Wasser abläuft. Trottoirs fehlen, aber die Häuser wachsen hoch und düster zu beiden Seiten mit geschwärzten Mauern hinauf und beengen den steinigen Saumpfad, der hier den Namen Straße führt. Freilich giebt's auch Ausnahmen, breitere Wege, aber immerhin könnte bei den meisten ein geschickter Turner lustig von Balkon zu Balkon hinweg sich über die Straße hinüberschwingen. Für Fuhrwerke sind deshalb die meisten zu eng und eben nur breit genug, um 2 bis 3 der kleinen Eselchen aneinander vorbei zu lassen, welche auf beiden Seiten des Rückens Lastkörbe, aus den Halmen des Espartograses geflochten, tragen. In diesen werden fast ausschließlich die Lebensmittel, das Brennholz und dergleichen Sachen mehr durch die Stadt geschafft. Aber keines dieser Lasttiere und kein Mensch belebte die Straßen, als ich am hohen Mittage durch dieselben schritt. Die blendende Sonne strahlte herab, und alle Wesen ruhten drinnen im Schatten der Häuser. Eine unheimliche Stille herrschte überall und der eigene Tritt nur hallte gespenstisch in den leeren Straßen und weckte unheimlichen Wiederhall auf den verlassenen Plätzen. Nie hätte ich geglaubt, daß bei grellem Sonnenschein eine Stätte so geisterhaft erscheinen könne, wie dies Toledo.

Aber gerade dieser Zustand war der rechte für eine solche Stadt, die wie ein düsteres versteinertes Stück Mittelalter in der neuen Zeit dasteht.

Welche Geschehnisse und weltgeschichtlichen Thaten sprechen aus diesen alten Monumenten und Ruinen! Auf dieser Stätte wohnten einst die Iberer, bis die römischen Legionen sie unterjochten und eine mächtige Provinzialstadt des Weltreiches auf den Trümmern der früheren Wohnplätze erblühte. Aber die germanischen Völker, deren gewaltigem Andrang die entkräftete römische Welt nicht mehr Stand zu halten vermochte, drangen siegreich über die Pyrenäen vor, und als die West-Goten feste Wohnsitze im Innern der Iberischen Halbinsel genommen, wurde Toledo ihre schnell aufblühende Hauptstadt. Doch nicht lange währte diese germanische Periode. Von Süden her drang in unaufhaltsamem Siegeslaufe ein fremdes Volk gegen das Reich der Goten und gegen Toledo vor. Die Araber überfluteten nahezu die ganze Halbinsel, überschritten die Pyrenäen, fielen in Süd-Frankreich ein und hätten vielleicht die gesamte christlich-germanische Welt sich unterworfen, wäre nicht durch Karl Martell auf der Ebene der Loire ihrem Vordringen durch die mörderische Schlacht bei Tours ein entscheidender Einhalt geboten worden. Aber in Spanien währte ihre Herrschaft lange genug. Anfänglich gehörte das ganze von ihnen eroberte Land zu dem Riesenreiche der Kalifen von Bagdad, später, nachdem der europäische Teil sich losgelöst, herrschte der Maurenkönig von Cordova über das spanisch-sarazenische Reich. Innere Empörungen, zum Teil durch den Stam-

mesneid der Mauren, Araber und Berbern hervorgerufen, ließen dem Lande keine Ruhe, mächtige Vasallen strebten nach Selbständigkeit, und im Laufe der Zeiten entstanden so mehrere, von einander unabhängige Maurenreiche mit den Hauptstädten Saragoza, Toledo, Cordova, Sevilla und Granada. Das toledanische nahm unter diesen Reichen eine hervorragende Stellung ein und blühte noch mächtig empor, als bereits Aragonien mit Saragoza wieder den Christen zugefallen war. Diese hatten sich bei der maurischen Völkerüberflutung in die unzugänglichen Gebirge Asturiens geflüchtet; von dort aus unternahmen sie nun allmählich den Vorstoß und eroberten, durch die ewigen Zwistigkeiten unter den Arabern begünstigt, Schritt für Schritt die einst verlorenen Gebiete zurück. So fiel auch Toledo wieder in ihre Hände und wurde die Hauptstadt des castilianischen Reiches. Im Süden der Halbinsel aber, in Andalusien und Granada behaupteten nach wie vor die Mauren ihre Herrschaft. Der kriegerische Geist und Glaubenseifer, welcher die mohamedanischen Scharen einst beseelt, über die Meerenge von Gibraltar getrieben und zu todesverachtenden Kämpfern gestempelt hatte, war indes im Laufe der Jahrhunderte gewichen, Künste und Wissenschaften hatten in vielleicht höherem Maße, wie bei den christlichen Volksstämmen Spaniens, unter den Mauren ausgiebigste Pflege gefunden, aber zugleich hatten Verschwendung und üppiges sinnliches Leben das einst so kräftige Volk geschwächt. So unterlag es endlich vollends der rohen Kraft der gegen Süden vordringenden Castilianer und verlor schrittweise seine Besitztümer in Anda-

lusien, bei Granada und in den Alpujarras, an Orten, wo es selbst einst in umgekehrter Weise das Gotenvolk sich unterworfen hatte. Wer indes in dem Triumph des Christentums über die Maurenherrschaft in Spanien lediglich eine Wohlthat und einen Fortschritt der Kultur erblicken möchte, unterliegt einer argen Täuschung. Die castilianischen Sieger bewiesen sich nicht einmal fähig, die von den Mauren übernommenen Kulturstätten in der bisherigen Höhe zu erhalten, geschweige denn, zu erheben. Die Sternwarten, die großartigen Bibliotheken, die botanischen Gärten und andere den Künsten und Wissenschaften dienende Anstalten der Araber gingen zumeist unter Castiliens Herrschaft ein. So begann für den Süden Spaniens schon damals der Verfall, und er endete nicht, als die Schatzgruben der neuen Welt sich für Spanien öffneten und der Umfang und die äußere Machtstellung des Reiches unter Karl V. und Philipp II. bis ins Weite wuchs. Es ruhte eben kein Segen auf den Raub- und Eroberungszügen, auf denen die überlegenen Spanier die Völker Central- und Süd-Amerikas sich unterjochten. Ihre Grausamkeiten übertrafen diejenigen der menschenopfernden Azteken und vernichteten förmlich das sanfte Volk der Inkas, welches in den Hochthälern der peruanischen Cordillieren bisher still und abgeschlossen eine hohe und eigenartige Kultur entfaltet hatte. Zwar blühten im Innern der spanischen Nation damals zeitweilig Malerei, Dicht- und Baukunst mächtig empor und schufen große und unsterbliche Werke; aber diese auflodernden Lichter vermochten nicht die finsternen

Tiefen mittelalterlicher Barbarei und Gewaltthat zu erhellen.

Und der dunkle Geist jener Zeit weht noch heute über Toledo. Von ehemaliger Höhe und Bedeutung sank sie schmachvoll herab. Das neuerbaute Madrid raubte ihr die wichtigsten Bedingungen des Lebens, und heute starren Trümmer überall, und in früheren, jetzt zerfallenen Palästen wohnen schlichte Leute und wissen wenig von der vergangenen Zeit. Durch die großartigen Stiergefächte, welche Toledo in seinen Mauern alljährlich feiert, hat sich ein Zug der Barbarei bis in unsere Tage erhalten. Sie sind ein Schandfleck unseres Jahrhunderts, und des sonst so groß und ritterlich angelegten Volkes der Spanier. Ein böses Gift saugt die Nation aus dem Anblick dieser wüsten Schauspiele, welche den Fremden mit Zorn und Abscheu erfüllen, und für manche der blutigen Verirrungen, welche fast alljährlich die Augen der Welt nach Spanien hinlenken, mag die Arena der Stierkämpfe die leider nur zu wirksame Schule sein.

Unter solchen Gedanken war ich bis zu dem Orte gekommen, wo die alte Kathedrale sich erhebt. Sie stammt aus früher Gotenzeit, als noch die arianische Lehre über den weitaus größten Teil von Spanien verbreitet war, und sie überlebte die lange Herrschaft der Mauren. In dieser spanischen Gotik liegt ein seltsamer Zug; es ist zwar derselbe Stil, wie bei unseren deutschen Domen, aber wie ganz verschieden ist seine Entfaltung! Das himmelanstrebende Wachstum der leichten Pfeiler hat sich

bei jener Bauart schnell in üppig herauswucherndem Zierrat erschöpft und erlangt nicht mehr die schwindelnde Höhe der deutschen Riesendome. Sind diese ein Abbild des Buchenwaldes mit seinen schlanken, glatten Stämmen und hohen leichten Kronen, so möchte ich die spanischen vergleichen mit dem Urwalde der Tropen. Die hohen Säulen und Schäfte sind übersponnen und durchwachsen von üppigem, krausem Blatt- und Blütenwerk, das in erdrückender Überladung oft sogar die edlen Grundformen zu ersticken droht, wie das Heer farbenprächtiger Schmarogerpflanzen die hohen Bäume des Urwaldes. Und im Innern dieser Dome beengt uns förmlich die Menge kostbarer Gegenstände, schwer vergoldeter Altäre, reich geschnitzter Kanzeln, Beicht- und Betstühle und wertvoller Gemälde, in denen die großen Meister des Landes, ein Murillo, Velasquez, Moro, Herrera und andere ihren Ruhm verewigt haben. Es giebt freilich auch Ausnahmen von der Regel, aber die Richtigkeit der vorhin ausgesprochenen Behauptung wird jedem auffallen, der den Kölner und Ulmer Dom, das Straßburger und Regensburger Münster und die Stephanskirche zu Wien gesehen und damit die Kathedralen von Burgos, von Toledo, von Braga, Belem und anderen Städten der Halbinsel verglichen hat. Bei der berühmten Kirche von Belem, unfern Lissabon, hat sogar arabisches Beiwerk zum Schmucke nordischer Gotik mithelfen müssen, und bunte Arabesken und tausenderlei liebliche Zierraten umweben die runden Marmorpfeiler und umkleiden die hohen Gewölbe des seltsamen Domes.

Neben den vielen alten gotischen Bauwerken besitzt Toledo noch manches aus der Maurenzeit. Eine alte Moschee mit einem Minaret, von dem einst der Priester die Gläubigen zum Gebete rief, ragt mit bunten Azulejadächern und zierlichen Hufeisenbogen in die blaue, klare Luft. Das Christentum hat die Moschee in eine katholische Kirche verwandelt, und wo einst zu Ehren Allahs Weihrauchdüste emporwallten und helle Kerzen strahlten, da bringen jetzt christliche Priester das h. Messopfer dar. In einer dieser Kirchen schallte eben heiteres Orgelgetön; denn in Spanien liebt man nicht die klassischen getragenen Weisen, sondern spielt muntere Lieder während des Gottesdienstes wie zum Tanze. Den Deutschen berührt dies störend; denn es entspricht zu wenig seiner ernsteren Auffassung kirchlicher Würde und Feier. In einem anderen, kühlen Gotteshause aber war statt dessen tiefste Stille. Nur etliche Nonnen in schwarzen Gewändern knieten in tiefgebückter Stellung einsam vor den Stufen des Altars auf dem blanken Marmor. Abwechselnd schallten ihre schwachen Stimmen im Gebete eintönig durch den weiten Raum, und ab und zu erfolgte dazwischen ein kurzes, schwindtächtiges Husten.

Hier im Süden sind solche Gegensätze des Lebens unvermittelter als im nüchternen Norden. Tiefste Entsagung wohnt neben tollem, freventlichem Lebensgenuß, und über Gräbern erschallt oft lustiger Gesang und Gelächter. Morgens drängt und eilt es zu allen Kirchen, Nachmittags füllt sich der weite Raum der Stierkampfsplätze und ergötzt sich das Volk am blutigen Spiel. Auf

den Straßen wandeln graziöse, leichtfertige Mädchen mit suchenden Blicken und schwirrenden Fächern neben ernstern, trauernden Nonnen, welche freiwillig in harter Entsagung für die Sünden der Menschheit Buße thun. Mehrmals sah ich in spanischen Städten zu, wie durch laute, scherzende Gruppen über die Maßen stutzerhaft gekleideter Herren ein Pilger seinen Weg bahnte, welcher barfuß, mit bloßem Haupte, nur von einem wollenen Mantel umhüllt und von einem groben Strick umgürtet, mit langem Stabe und von Staub überdeckt, einher schritt.

Außer der Moschee besitzt Toledo noch manches Wohnhaus, eine Brücke und viel Festungswerk aus maurischer Zeit. Aus all diesen Bauwerken aber spricht ein eigener düsterer Zug. Die Araber von Toledo waren noch das starke, kriegs- und todesmutige Volk, welches erobernd über Spanien hinwegbrauste. Sein harter eiserner Geist offenbart sich denn auch in den festen düstern Bauten der Stadt, während im Süden, in Granada, in ganz veränderter Gestalt, die spätere Weichheit und der Sinnengenuss, aber auch die poetische Naturauffassung und glühende Phantasie desselben Volkes in den Feengemächern der Alhambra zum Ausdruck kommt.

Nachdem ich so die wichtigsten Bauwerke Toledos besichtigt hatte, durchwanderte ich ohne rechtes Ziel das enge Gewirr der krummen Gäßchen, bis ich unvermutet auf hohe zerfallene Bastionen hinaustrat, die sich jäh zur Tiefe des Thales und dem blanken Spiegel des Tajo senkten. Auf dem schutterfüllten Platze bot sich mir ein großartiges düsteres Bild. In wilder, öder Schlucht, von

Granitmassen eingeengt, floß leise rauschend der Strom vorüber. Kein Schiff, kein Kahn lag auf seinem Wasser, kein freundliches Segel erglänzte; Grabesstille lag über der düsteren Tiefe, aus welcher der klare Spiegel starr und blank wie Metall herausschimmerte. Am schlammigen Ufer einer kleinen Bucht bewegten sich dunkle Gegenstände, und erst allmählig erkannte ich in ihnen eine Herde schwarzer Schweine, die sich träge auf dem feuchten Boden streckten und sonnten. Das war das einzige Uferleben, und nur weiter hinaus auf dem grünen Ufersaum des Flusses, wo eine kleine Ebene beginnt, ragten Kamine und wirbelten Dampfswolken empor und verkündeten Toledos weltberühmte Waffenfabrik, welche aus den fernsten Zeiten des Maurentums bis in unsere Tage sich lebensfrisch erhielt. Jenseits des stillen Flusses, über den grauen Granitklippen und jähem Abstürzen des hohen Uferrandes, stiegen kahle Höhen an. Felsblöcke von riesiger Größe lagen dort wirr umher gestreut, wie auf den hohen Gipfeln der Alpen und des Brocken, und nur kümmerlich grüntem dazwischen kleine Gärtdchen mit Feigen, Weinstöcken und Öl-bäumen, deren dürftiges graugrünes Laubwerk nur zu gut zur öden Landschaft stimmte. Um mich herum aber aus allen Stein- und Mauerritzen huschten flinke Eidechsen, schauten mit gewendetem Kopfe und hellen Augen herüber und verschwanden blißschnell beim kleinsten Geräusch.

Darauf überschritt ich auf hoher Brücke den Fluß. Von den Arabern wurde sie erbaut. Mächtige zinnengefrönte Türme mit schweren Pforten besetzen die Ein-

gänge, und gewaltige Pfeiler entwachsen dem Flusse, der zu beiden Seiten von Felsen eingeengt, voll Unmut gegen das Hemmnis schäumt. Die Brücke selbst ist breit, mit bequemen Erweiterungen und stattlicher Granitbrüstung, auf der in regelmäßigem Abstände steinerne Riesenkugeln zur Verzierung stehen. Jetzt bedeckt der Schmutz und Staub, vom Winde zusammengeweht, das Pflaster, und dasselbe Bild der Verödung folgt uns bis zu dem Gebirge gegenüber der Stadt. Dort, an einer Posada, welche hineingebaut in altem Gemäuer lag, ruhten großhornige Ochsen und zahlreiche Maultiere ausgespannt neben den Karren umher, umsummt von Schwärmen lästiger Fliegen. Im schattigen Hausflur aber lagen die Fuhrleute, wild aussehende Gesellen umher, welche ihre Mittagsruhe hielten. Aber sie benahmen sich anständig, ja fast würdevoll, wie die Mehrzahl der Spanier es thut, selbst unter den niederen Ständen. Auf dem Kopfe trugen diese Männer einen Filzhut trotz der Hitze, um die Hüften das breite Tuch und über der einen Schulter das kleine dürftige Mäntelchen, welches gewiß mehr zur malerischen Staffage, als zur Erwärmung übergeworfen wird. Einen billigen, herben Rotwein gab's in dem Hause, und erquickt stieg ich weiter, angestaunt von all den Gesellen, die meine mittägige Wanderung im glühenden Sonnenbrand schwerlich begreifen mochten; denn die Zeit vom Mittag bis zum Nachlassen der Hitze verbringen fast alle Spanier in vollständigem Nichtsthun. Ich aber stieg auf den Gipfel eines Berges, auf dem aromatische Kräuter, Lavendel, Salbei, Rosmarin und Thymian, die Cha-

rakterpflanzen südlicher Steppen, auf nacktem Gestein wucherten und einschläfernde Wohlgerüche in die heiße stille Luft aushauchten. Hier ließ ich mich nieder und schaute umher. — Wie verzaubert lag die Stadt, kein lebendes Wesen zeigte sich vor ihren Mauern, kein Laut drang aus ihr hervor. Es war, als ob der Tod in ihr seinen Einzug gehalten habe, oder als ob ein Trugbild des fernen dunklen Mittelalters plötzlich erstanden und in die neue Zeit emporgestiegen wäre. Und über dieser Stadt mit ihren kahlen, blendenden Häusermassen und ragenden Türmen lag in tiefem Blau der Himmel, rein und wolkenlos, wie eine metallene Kuppel.

Ich wußte aus Erfahrung bei anderen spanischen Städten, daß es am Abend sich ändert, daß dann das Leben erwacht, die Promenaden sich füllen, Gitarreflänge und heitere Gesänge aus Balkonen und Fenstern schallen und tausende lebensfrohe Menschen die erquickende Kühle genießen. Ich wußte dies und dennoch verließ ich noch am selben Abende die Stadt. Die bunten Bilder des spanischen Lebens kannte ich; ich hatte sie in dem Stiergefechte und auf den Abend-Spaziergängen unter den Klängen der Musik und bei den glänzenden Paraden des Militärs gesehen; von Toledo mochte ich nur den einen tiefen Eindruck bewahren, welcher ihm seinen Stempel vor allen Städten der Welt verleiht, den Eindruck einer dem Leben und der Entwicklung entrissenen, für ewig erstarrten Stätte mittelalterlicher Zeit.

6. Eine Fahrt durchs Baskenland.

Burgos, die alte Stadt des Sid, mit ihrem Wunderdom lag hinter uns. Mit ihren ragenden Thürmen und Zinnen grüßte sie im hellen Morgenlicht uns nach bis zur freien Ebene, welche unser Zug durchbrauste. Es war ein hübscher Anblick, wie die zierlichen gotischen Thürme, von den ersten Sonnenstrahlen in all ihrem Schmuck beleuchtet, wie elfenbeinener Zierrat bald klar und ruhig aus dem weichen Morgenduft hervortraten, bald hinter vorüber huschenden Baumgruppen sich versteckten.

Aber all dies Grüßen und Winken hätte mich nicht zurückrufen können; ich hatte genug der alten Städte, wo die vergangene Herrlichkeit so betrübend über die arme Gegenwart hinwegblickt, und vollends erst hatte ich genugsam den Staub und die Hitze der beiden Kastilien gekostet und verlangte von Herzen nach den Waldgebirgen Kantabriens und nach seinem brandenden Ozean.

In Begleitung eines liebenswürdigen preussischen Artillerie-Majors, dessen Bekanntschaft ich in Burgos gemacht hatte, kam ich gegen Mittag zum Dorf Pancorbo. Dieser Ort liegt am Süabhäng eines wild zerklüfteten Bergzuges, welcher die Hochebene von Neu-Castilien vom oberen Ebrothale scheidet. Eine natür-

liche, wilde Schlucht, nach dem Dorf benannt, verbindet die beiden Landschaften und bildet so das wichtige Ausfallsthor und Bollwerk zwischen Castilien im Süden, Aragonien und den Baskischen Provinzen im Norden.

In einer schlichten Posada fanden wir Unterkunft. Im Erdgeschoß des Hauses war nur ein großer, gepflasterter Raum, den die Fuhrleute benutzen, welche hier Ausspann halten. Ackergeräte standen da umher, an den Wänden hingen Zwiebeln zum Trocknen, und durch das weite offene Thor kamen Hühner herein und suchten Futter. Aus diesem Raum führte eine Holzstiege in den oberen, in welchem die Zimmer für die Hausleute und Gäste lagen. Kammern und Betten waren gut, und aus dem Fenster meiner Stube sah ich gerade auf das gleich bei dem Hause ansteigende Gebirge, dessen kahle, zackige Kalkgipfel im grellsten Sonnenlicht strahlten.

Mein Begleiter bereitete sich selbst auf seiner Spiritus-Maschine seine Mahlzeit; ich kostete von dem, was die Leute kochten, das war nun freilich nichts Aares: fade Suppe, in der Brotdroffen schwammen, und auf welcher eine fette Schicht von Olivenöl glänzte; Hammelrippen mit den abgekochten, beißenden Schoten des spanischen Pfeffers und ein Eierkuchen, wieder mit Baumöl, dem unvermeidlichen, gebraten. Der Wein dazu war herb und sauer, aber wenigstens echt; daß er nicht feiner ist, liegt an der schlechten Behandlung. Die fleißigen Winzer des Rheines und der Ahr müßten ein köstliches Tröpfchen auf diesen heißen Berglehnen erzielen!

Wir warteten das Nachlassen der allergrößten Hitze ab und machten uns dann auf den Weg zur einsamen Schlucht. Wir mußten vorher durchs ganze Dorf gehen, ein finsternes, schmutziges Nest. Es war bis weit in unser Jahrhundert hinein wegen räuberischer Überfälle in argem Verruf. Kein Wanderer durchschritt gern bei Abend die einsame Schlucht, und jeder vermied am liebsten auch den trübseligen Ort, dessen Bewohner man nicht ohne Mißtrauen ansah. In ferner Zeit aber mußte Pancorbo bessere Tage erlebt haben; denn wir sahen verblichene und verwitterte Wappenschilder über manchen Häusern. Armes Volk wohnt jetzt darin, aber die hohen, stattlichen Mauern stehen noch da, und noch immer ragen rostzerfressene Balkone vor den Fenstern und Thüren mit den zerbrochenen Scheiben und morschen Läden.

Gleich hinter dem Dorf beginnt der Engpaß. Ein Bächlein rauscht hindurch, und die Straße und Eisenbahn sind zu beiden Seiten in den Fels gesprengt, oder letztere durchbricht in kurzen Tunnels die vorspringenden, festen Grate. Wenige Mann könnten hier ein feindliches Heer aufhalten, aber man sah nichts von Befestigungswerken, so sehr auch mein Begleiter darnach ausspähte.

Nachdem wir den Engpaß durchwandert hatten, schickten wir uns an, die Sierra selbst zu erklimmen. Ein steiniger Weg führte steil durch ein Thal aufwärts, welches von den Kalkgeröllen eines kleinen, jetzt versiegten Baches überschüttet war. Ein Gebüsch von immer-

grünen Eichen, von Buchen, Ginstern und Heiden bedeckte die Abhänge. Darüber begannen ausgedehnte Kräuterflächen, welche vornehmlich von niederen und wohlriechenden Lippenblümlern, namentlich Salbei, Lavendel, Rosmarin und Thymian überwuchert waren. Von einer solchen Höhe aus schauten wir in die tiefe Schlucht hinab, von der wir aufgestiegen waren. Fast senkrecht, weiße Kalkwände fielen zur greulichen Tiefe ab, auf deren fernem Grunde Weg und Eisenbahn nur mehr wie schmale weiße Bänder hinzogen. Wir saßen lang am Rand des Abhanges und schauten in der Höhe einem Geier zu, welcher in weiten Kreisen über der wilden Felschlucht schwebte. Sonst war die Landschaft tief einsam und erinnerte mich lebhaft an manche ödere Gebiete der Südtiroler Dolomit-Alpen.

Über den Abhang, auf welchem wir standen, stieg ein beträchtlich höherer Berggipfel an, und zu diesem kletterten wir nunmehr empor. Oben lagen Trümmer des Kalkgesteins wirr zerstreut, und von diesen Blöcken aus überschaute man ein weites Gebiet. Nach Süden hin lag die Hochebene von Neu-Castilien gelb und sonnenverbrannt, wie eine Wüste. Einzelne Höhenzüge aus Kalk und Gips, plateauartig hingestreckt, mit steilen, hellen Rändern ragten darüber hervor, bis in weiter Ferne mehr und mehr das Blau des Himmels sich vor ihre fein-gezeichneten Linien breitete. Nach Norden dagegen fiel die Sierra, auf der wir standen, zu einem mächtigen, weitgeschwungenen Thalbecken ab, welches der Ebro in seinem Oberlauf durchströmt. Hier erfreute ein grünes Pflanzen-

kleid das Auge, und Felder, Gebüſche und Dörfer grüßten anmutig aus der Tiefe herauf. Jenſeit dieſes frucht-
baren Thalbodens, deſſen Breite mehrere Stunden be-
trägt, ſtieg ein reich ausgezacktes, grün bewaldetes Berg-
land auf, welches in der Ferne immer gipfelreicher, höher
und krauser wurde und bereits die ganze formenreiche
Geſtaltung der kantabriſchen Züge, zu welchen es gehörte,
erkennen ließ. Darüber hin, nach Nord-Oſten zu, war
eine feſte Wolkenbank gelagert, mit weißen, hoch auf-
ſteigenden Ruppen, über welche die Sonne blendende
Lichter gleiten ließ. Mitten durch dieſes majeſtätische
Wolkengebirge hindurch aber ſchaute ab und zu ein anderes,
echtes Gebirge. Dann und wann wurde ein himmelan-
ſtrebender Gipfel ſichtbar, eine dunkle Wand oder ein
ſchimmerndes Schneefeld, und ſie verkündeten die ferne
ſtolze Kette der Pyrenäen. Unſer eigenes Gebirge aber
ſahen wir weithin als ſtattliche Scheidemauer ſich fort-
ziehen und mit vielen weißen Zacken und Gipfeln über
die grünen Berglehnen ſeines Grundſtockes ſich empor-
recken. Im Weſten ſtieg ſeine Höhe ſogar zu wolken-
umgürteten, nackten Berggraten an, welche allmählich mit
dem Berggewirr der kantabriſchen Kette verſchmolzen.

Als wir abſtiegen, glühten die weißen Gipfel im
letzten Sonnenſtrahl, und bald ſenkte ſich die Dämmerung
in die ſtillen, einſamen Schluchten. Vorſichtig die Rich-
tung einhaltend und die ſenkrechten Abſtürze vermeidend,
kletterten wir hinab. Plötzlich fielen etliche böſartige
Hunde uns an, bis ein Mann hervorsprang und ſie zur
Ruhe rief. Es war ein Hirt von wildem Ausſehen, aber

von gutmütigem Benehmen; sein Leib steckte ganz in zusammengenähten Schafsfellen. Die Herde von Merinos ruhte in der Nähe.

Wir setzten uns, ermüdet vom Abstieg, zu dem Hirten, schenkten ihm Cigarren und streichelten die zarte Wolle der sanften Tiere, deren Stimmen vereinzelt mit dem Schnarren der Cikaden durch die stille Nachtluft klangen. Ein vorüberziehender Holzsucher, vom Aussehen eines Räubers, der seine Last auf einen Esel geladen hatte und selbst würdevoll mit langer Flinte hinterher schritt, führte uns dann abwärts zu dem Dorf. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. In einer Kneipe, an der wir vorbei kamen, fragten wir nach Wein. Ein flackerndes Öllämpchen erhellte dürftig den Raum. Etliche Kerle lagen auf dem Bauch am Boden, streckten die Beine hinter sich in die Höhe und spielten auf dem gepflasterten Boden Karten. Sie nickten uns ganz vertraut zu und spielten weiter, während uns der Wirt aus einem dort liegenden Faß den herben und säuerlichen, aber kräftigen Rotwein zapfte, von dem das Glas 5 Centimos, also 4 Pfennig kostete. Als wir dann weiter gingen, kam uns beim Brunnen des Ortes eine Herde von Pferden entgegen, und bald waren wir ganz von den mutigen, wiehernden und stampfenden Rossen umgeben, welche von den Bergweiden zu ihren Ställen zurückkehrten.

Sehr ermüdet erreichten wir unsere Posada. Zum Unglück für unsere Nachtruhe besaß der Wirt zwei junge und hübsche Töchter, denen die Burschen des Ortes, da es gerade ein Sonntag war, die halbe Nacht hindurch

mit Mandoline, Guitarre und argem Gesang Ständchen auf Ständchen brachten. Wir verwünschten die laute Gesellschaft draußen genugsam; aber eine Vorstellung vom Fenster aus an die zärtlichen Sänger zu machen, unterließen wir klüglich im Gedanken an den üblen Ruf der Männer von Pancorbo.

Eben hatte der Morgen begonnen, als wir am anderen Tage in ein Koupee des Madrid-Pariser-Kurierzuges stiegen. Wir störten darin einen Herrn, welcher recht gemütlich der Länge nach auf dem Polster lag, und den die hereinwehende Morgenluft aus bestem Schlummer weckte. Deshalb knurrte und brummte er über uns auch manches in den Bart, was wir nicht verstanden und uns spanisch vorkam. Als wir aber dann, im Glauben, er sei ein Spanier, uns über ihn in deutscher Sprache unterhielten und uns über sein Knurren lustig machten, lachte er plötzlich hell auf, setzte sich feierlich aufrecht aufs Polster und wünschte uns im besten Frankfurter Dialekt „guten Morgen.“ Es war ein guter biederer Handelsmann und Reisender für ein deutsches Haus. Aber schon in Miranda trennten wir uns wieder, und bald sagten wir auch dem Ebro Lebewohl, der hier etwa so breit wie der Neckar bei Heilbronn ist und durch grünes Wiesen- und Ackerland langsam sich hindurchwindet. Und daß er in diesem Thale zögert, daran thut er klug; denn hier „rauschen noch die Kastanien an seinem Strande“ und folgen schöne, bewaldete Berge seinem Lauf. Weiter abwärts aber stürzen wilde, trübe Pyrenäen-Bäche in sein Bett, und schließlich zieht er still und trauernd durch die versengten

und verödeten Fluren Aragoniens, wo nur kahle Höhen und wehmütige Ölbäume ihn begleiten und das zerfallene, einst so stolze Saragoza ihm die Geschichte seines Leidens erzählt.

Uns aber führte der brausende Zug den weitgeschwungenen Bergabhängen eines Seitenthales entlang, durch rauchende Tunnels und felsige Einschnitte, über polternde Brücken und hohe Dämme mitten hinein ins schöne Bergland der Basken. Hier endet der heiße Süden mit seinen kahlen Gebirgen, seinen einsamen Olivengruppen und der warmen Glut seiner Beleuchtung. Dichte Wälder aus deutschen und immergrünen Eichen, aus Buchen und Nadelhölzern hüllen alle Berge ein; rauschende Bächlein irren durch grünende Wiesen, und vielgestaltige Wolken überziehen auch im Sommer häufig den lichtblauen Himmel. Bei manchen Ausblicken glaubt man mitten in den Alpen zu sein, so stolz sind die Berge, so reich und mit Dörfern besät die Thäler. Auch Alpweiden fehlen nicht mit braunen Sennhütten und weidendem Vieh; nur die weißen Firnspitzen fehlen, welche im schönen Schweizer- und Tiroler-Land so neugierig über alle Höhen hinweg in die Thalgründe mit ihren ewig jungen Reizen blicken. Eine Fahrt durch eine solche Landschaft wird nicht lang, und ehe wir's uns versahen, standen wir im Bahnhof von Bilbao.

Dies ist ein seltsames, altertümliches Städtchen, das weder eine großartige Kathedrale, noch ein bedeutendes Museum, noch eine zerfallene Citadelle, wie seine übrigen spanischen Schwestern, aber dafür eine höchst wechselvolle

und anmutige Umgebung besitzt. Wir waren auf unserer langen Reise so von städtischen Sehenswürdigkeiten übersättigt, daß, nachdem wir unsern „Führer durch Spanien“ durchblättert hatten, der Major und ich mit Freude wie aus einem Mund riefen: „Hier giebt's nichts zu sehen, hier wollen wir eine rechte Zeit lang bleiben!“

Die Straßen von Bilbao zeigen hohe, alte Häuser mit schweren Balkonen aus Eisengittern und düsteren Fenstern und Eingängen. Das Pflaster ist von zwei, mit Steinplatten belegten Fahrgeleisen für die Wagen durchzogen, wie auf den Straßen der italienischen Städte. Das Interessanteste von Bilbao aber sind seine Werfte, wo stets eine stattliche Reihe von Seedampfern liegt, welche die Erze einladen, die in der Umgebung der Stadt so reich und gediegen gegraben werden. Diesem Vorkommen, zumeist in dem Sandstein der Kreidformation, verdankt auch der Ort in erster Reihe seine Bedeutung; aber seine Industrie liegt fast ganz in fremden Händen, und Engländer und Deutsche teilen sich in den großen Gewinn aus der Ausbeutung der fast unerschöpflichen Eisen- und Bleierz-Gruben. Von Deutschen ist besonders die Firma Krupp in Essen hier beteiligt und sie hat mehrere Dampfer zwischen Rotterdam und Bilbao laufen, welche die Erze herüberbringen. Das rege geschäftliche Treiben, welches auf den Straßen Bilbao's herrscht, zieht sich auch weiter dem Fluß entlang hin, der hier ausgebagert und wie ein Kanal ist und fast schon unter dem vollen Einfluß von Ebbe und Flut steht, obwohl er erst anderthalb Stunden weiter abwärts in eine Bucht des

Biskayischen Golfes mündet. Dort entfaltet sich ein anderes Leben. Ein besuchtes Bad lockt da Einheimische und Fremde zusammen, und in den rauschenden Bogen badet und scherzt ein lustiges Völkchen in bunten Kostümen.

Hier auf dem steinernen Molo saßen wir noch am Abend, wenn die spanischen Damen mit dem Fächer und den schwarzen, unergründlichen Augen unter den Klängen der Musik auf und ab wandelten und die langsam erblässende Abendröthe den Saum des blauen Meeres umzog. Und wir konnten uns nicht trennen, als schon die Nacht über den fernen Ozean heraufstieg, die hohen, bleichen Berghäupter sich in Nebelschleier hüllten, die Sterne und das Licht des Leuchtturmes erglänzten und die kühlen Bogen in stärkerem Brausen und in matt aufschauern dem Schein herangezogen kamen.

Mehrere Tage blieben wir in Bilbao, dann reisten wir nach Durango, um von dort mit der Post nach St. Sebastian zu fahren. — Solch ein spanischer Postwagen ist ein riesiger, umfangreicher Kasten, ein wenig den Schweizer-Posten ähnelnd, aber nicht so bequem und von vernachlässigtem Äußeren, mit einem vierfüßigen Interieur, einem dreifüßigen Koupee und einer „Berlina“, wieder für drei Personen. Vorn drauf sitzt der Kutscher, nicht in Uniform, sondern in schlechtem Werkeltags-Anzug, und neben ihm hockt der Pferdejunge, welcher ihm schreien hilft und ab und zu herunterklettert und unter vielem Lärm und Peitschenschlag neben den Gäulen herläuft. Wir saßen hoch in der offenen Berlina und schauten durch die Fenster in das erste Stockwerk der

Häuser von Durango, aus denen manch liebreizendes Mädchengesicht uns nachblickte. In den engen Straßen gings langsam, kaum aber kamen wir vor den Ort, auf die Landstraße, so begann die wilde Jagd. Fünf Maultiere waren vor unseren Wagen gespannt, und eins lief noch neben den hintersten her. „Anda! Anda!“ schrie unser Post-Knecht mit schmalzenden Gaumentönen. Die Tiere verstanden den Ruf und holten aus, was Zeug hielt; aber bald knallte auch schon die lange Peitsche über ihnen weg, ab und zu einen nachlässig laufenden Gaul mit wohlgezieltem Schlag an seine Pflicht mahnend. Jedes der Tiere hatte dabei seinen besonderen Namen, und je weiter wir kamen und je müder die Maulesel wurden, um so lebendiger ward der Kutscher. „Anda rico! Anda niño! Anda mulo!“ rief er den einzelnen zu, bis er, wenn allmählich alle nachließen, unter wildem Peitschengeknall sein wütendes „Anda compania!“ unter die Eselgesellschaft brüllte.

So rollten wir geräuschvoll auf guten Straßen durch das Land und schauten gern weg von dem wilden Gesell und den abgetriebenen Tieren hinüber über Berg und Thal. Es war zu Ende August, und doch lachte das ganze Land in frühlingsfrischem Farbenschmuck. Obstbäume, ganz von roten und goldigen Früchten durchfunkelt, standen um alle Gehöfte, und dazwischen hindurch streckten Feigenbäume ihre langen Äste mit großen Blättern hervor, und die leichte Rebe war eifrig bemüht, alle Lücken des Strauchwerks mit bunten schwebenden Guirlanden zu verhängen. Zu-

weilen folgte die Straße lange dem Lauf der Bäche, dann atmeten wir den würzigen Duft des frischgemähten Grases und hörten das Rauschen des Wassers, über dessen klaren Spiegel sich Weiden und Erlen hineigten, und in welchem durch das Laubdach hinzuckende Sonnenstrahlen mit flinken Forellen um die Wette auf und nieder huschten. Auf den hohen Bergen aber grüßten die stillen kühlen Alpweiden so vertraut und einladend herab, und über ihnen ragten die dunklen Wälder hoch und feierlich in die klare Luft, welche von einem erfrischenden Hauch des nahen Ozeans bewegt war.

Aber mitten in dies liebliche Bild trat zuweilen die geschwärzte Ruine eines Bauernhauses oder ein einsames zerfallenes und verlassenes Gehöft. Dies wird jetzt freilich schon selten, aber ganz sind die Spuren des letzten Carlistenkrieges, der hier gewüthet hat, doch noch nicht verwischt. Man sollte es von den Leuten, die uns begegnen, die so fleißig auf ihren Äckern arbeiten und in den Dörfern so rüstig ihr Handwerk treiben, nicht glauben, daß aus ihrer Mitte immer wieder der Aufstand zu Gunsten des Prätendenten losbricht und den ohnehin nicht allzu festen spanischen Staat erschütteret. Die Männer sind freilich stattlich, dunkel und von ernstem Blick; die Mädchen dagegen sind fast alle klein und schwarz, mit hübschen, runden Gesichtern und vollen Körperformen. Über ihren Rücken herab hängt der lange, üppige Haarzopf, und auf dem Kopfe sitzt meist fest, wie bei allen Männern, die rote oder blaue gestrickte *Boyna*, die Nationalmütze des Baskenvolkes.

Eine unbändige Freiheitsliebe, welche in all ihren geschichtlichen Erinnerungen Nahrung findet, kennzeichnet dieses Volk. Wohl nie, so lange die Menschheit weiß, hat es für längere Zeit ein fremdes Joch getragen. Es sind die Basken nämlich ziemlich unvermischte Nachkommen der alten Kelten, die einst in vorgeschichtlicher Zeit von Frankreich her über die Pyrenäen wanderten. Als die Römer ihre Stammesgenossen in Nord-Spanien und Gallien sich unterwarfen, blieben die Basken in ihren Bergen frei. Auch später hielten die einfallenden und gegen Süden ziehenden Germanen, die Sueven, Vandalen und Goten sich nicht lang in den kantabrischen Bergen auf, sondern nahmen weiter hinaus ihre Wohnsitze. Die Basken sahen sie kommen und gehen und wahrten ihre alten Fueros, die Freiheiten ihres Stammes. Gleich ungestüm, wie die Germanen von Norden, kamen später die Araber von Süden her gegen das Bergland der Nordküste herausgezogen. Aber auch sie suchten die Pässe der Pyrenäen auf und fielen in Süd-Frankreich ein. Als sie später von dort durch die Franken unter Karl Martell zurückgeschlagen waren, mochte ihnen, den Kindern des heißen Südens, das rauhere Baskenland, damals von mächtigen Wäldern bedeckt und von der stets fehdelustigen Bevölkerung bewohnt, wenig einladend erscheinen, und so gründeten sie ihre großen Reiche mehr im Süden, im Thale des Ebro, auf den Hochebenen Castiliens und im schönen, fruchtbaren Stromgebiet des Guadalquivir. Gleich krieglustig wie die Mauren, kamen die Franken heran, unter-

warfen sich Aquitanien und drangen bis zu den Pyrenäen vor, aber sie blieben dem Baskenvolk fern. Dies tritt einmal bedeutungsvoll in der mittelalterlichen Geschichte auf, als es plötzlich die Nachhut des fränkischen Heeres überfiel, welches unter Karl dem Großen siegreich am Ebro gegen die Araber gekämpft hatte. Roland, der wackere Ritter, fiel damals mit vielen seiner Getreuen unter baskischen Streichen in einem der vielen Hinterhalte, wie sie die Berge dort bieten. Eine Zuflucht dagegen mag das Baskenvolk zum Teil den zersprengten Gotenresten gewährt haben, die vor dem maurischen Einfall flüchteten. Aber der Kern auch dieser Flüchtlinge ging weiter nach dem Westen, in die gleich unzugänglichen Gebirge von Asturien. Als später nach der Vertreibung der Araber aus Mittelspanien ein großes kastilianisches Reich entstand, wurden die baskischen Provinzen demselben auch nur hinzugefügt, unter ausdrücklicher Wahrung ihrer Fueros, welche die Könige Castiliens unter der geheiligten Eiche von Guernica, wo sie die Huldigung der Basken entgegen nahmen, beschwören mußten. Und diese Fueros behielten sie ziemlich ungeschmälert bis zu unserem Jahrhundert, wo gerade die Konstitution es war, welche ihnen dieselbe zum größten Teil raubte, um ein einheitliches spanisches Staatsganze anzustreben. Von diesem Verlust der bevorzugten Sonderstellung stammt größtenteils die Erbitterung der Basken her.

Ein tiefes Gemüt birgt sich unter dem rauhen Äußeren der Basken. Mächtig ergriffen von dem

Klänge der heimatlichen Gesänge, sehnen sie sich in der Ferne mit der ganzen Macht eines unbezwinglichen Heimwehs zurück in ihre Berge, wenn der Ton der trauten Volksweisen ihr Ohr berührt. Wie jener Schweizer, den das Alphorn in der Fremde zur Flucht bewog, so lockten einst die heimatlichen Klänge der Munieira, einer Volksromanze, gegen achtzig Leute galizischen Stammes als Überläufer in das feindliche Lager des Grafen von España.

Gleichwie die Tiroler und Schweizer, Arbeit suchend, ganz Deutschland, Osterreich und Frankreich durchwandern, so ziehen auch viele Bewohner des kantabrischen Gebietes nach dem Süden der Halbinsel hinaus, um dort ihr karges Brot zu verdienen. Aber während die Galizier sich meist zu den niedrigsten Diensten, als Last- und Wasserträger, verdingen, lieben die geschickteren Basken eine bessere Beschäftigung und werden meistens Schmiede und Schlosser. Das draußen Ersparte bringen sie sorgsam heim und leben hier im schönen Vaterland glücklich und zufrieden; denn von alters her genöß hier der geringste Bauer gleiches Recht mit dem Adeligen, und weder Burgen noch Ruinen erzählen, wie anderwärts in den Ländern, von einer ehemaligen drückenden Feudalherrschaft.

Doch nicht nur auf dem Lande, auch zur See sind die Basken zu Hause und befahren kühn als Fischer oder als Matrosen auf fremden Schiffen den Ozean, der ihre heimatlichen Küsten bespült. Baskische Seeleute waren es, welche zu Ende des 14. Jahrhunderts

die kanarischen Inseln entdecken, und noch heute liefern sie der spanischen Marine eine bewährte Mannschaft. Und das nimmt kein Wunder; denn ein schlimmeres Meer, wie das von Biscaya giebt's nicht auf der Welt.

Hier in der bergumgürteten Riesenbucht verfangen sich die Wogen des Ozeans und geraten, vom Sturme durchwühlt, in rasenden Aufruhr. Dann peitschen die Wellen das kahle Gestein der steil abstürzenden Klippen. Schaumwolken, wie Häuser hoch, schießen empor, sprühen wie Raketen und erfüllen die Luft mit salzigem Nebel und ungeheurem Gebrüll. Stundenweit hallt das Getöse durch das stille, einsame Bergland, und mit verhaltenem Atem lauscht der Wanderer dem fernem Brausen und gedenkt mit Schrecken der unglücklichen Fahrzeuge, welche dies Unwetter nahe der wogenumbrandeten Küste ereilte.

Doch nicht nur toben und stürmen, auch schmeicheln kann dieses Meer, wenn es so tiefblau und unabsehbar sich vor der sonnenbestrahlten Küste ausdehnt und mit vielen schön geschwungenen Buchten sich um die stolzen vorspringenden Berge des Landes legt. In dieser sonnigen Laune war es g'rad, als wir bei Orio wieder mit unserem Wagen sein Gestade berührten und über die blaue, leicht vom Winde gekräuselte Bucht hinweg und durch ein Felsenthor hindurch auf den fernem offenen Ozean schauten.

In dem Städtchen selbst, wo wir ein wenig rasteten, und in allen Dörfern, durch welche wir gekommen, saßen Leute auf der Straße und flochten aus den Sten-

geln des Espartograses und aus anderem Bastgewebe dicke Sohlen für Schuhe und Pantoffeln. Wir aber benutzten die kurze Rast, die von der langen Fahrt fast steifen Glieder zu recken und eine Erfrischung von Fleisch, Wein und Obst zu nehmen; denn eine größere Mahlzeit gab's nicht. Einige unserer spanischen Begleiter führten einen Lederschlauch voll Wein mit sich, ganz wie homerische Helden, und ließen sich ab und zu einen kräftigen Strahl des dunkelroten Getränks durch die ausgetrocknete Kehle gleiten. Dies aber geschah erst dann, nachdem sie vorher uns mit höflicher Gebärde den Schlauch zur Mitbenutzung angeboten hatten, was wir mit gleich förmlicher Höflichkeit ablehnten. Mir waren die Früchte lieber, die schönen aromatischen Birnen und saftigen Pflirsche und die großen süßen, frisch gepflückten Feigen.

Dies glückliche Land genießt in dieser Hinsicht sorglos nördliche und südliche Gaben. Die Hitze, durch die geringe Breitenlage schon bedingt, wird hier durch das waldreiche Gebirge und den nahen Ozean gemäßigt. Mitten im Winter, in dem selten Schnee bis in die Thäler fällt, stehen hier alle Wiesen im heitersten Grün und Blumenschmuck, und schon im Februar regt sich der junge Trieb bei manchen Bäumen und Sträuchern, lockt Blüten und Blätter hervor und kleidet die Landschaft in schimmernde Frühlingsgewänder. Im Sommer aber, der anderorts in Spanien lachende Fluren in Einöden, grünende Auen in Steppen verwandelt, fallen im kantabrischen Gebirge häufige Regen und verjüngen

beständig alle Gewächse, die — von feuchtwarmen Lüften umweht — in üppiger, fast tropischer Fülle empor-schießen.

Wenn wir uns an dieser wundervollen Natur genugsam gelabt hatten, unterhielten wir uns zur Abwechslung ein wenig mit unseren spanischen Reisegefährten. Diese guten Leute konnten die deutsch-spanische Carolinengeschichte noch immer nicht vergessen, und sie schnitten uns anfänglich ganz mißtrauische Gesichter, als sie hörten, wir seien Deutsche. Als wir ihnen bemerkten, daß nunmehr die Carolinen ja ihnen gehörten, machten sie erst recht ein grämliches Gesicht und meinten: „Ja, wir bezahlen jetzt die Kosten der Verwaltung, aber die Deutschen haben den Nutzen davon.“ Wahrhaft engbegrenzte politische Anschauungen müssen viele in Spanien besitzen, um bei dem so rastlos hineilenden Wechsel der Volksschicksale an einem sonstwo längst vergessenen kleinen Zwischenfall stehen zu bleiben, zu grübeln und sich zu ärgern und darüber die großen Fragen der Zeit zu vergessen, welche für Spanien wahrhaftig ein schnelles und selbstloses Handeln erfordern zur endlichen Wiedergeburt des so tief gesunkenen und so weit zurückgebliebenen Landes. — Wie wir uns über die politischen Ansichten der Herren verwunderten, so thaten sie es über unsere Reiseausrüstung, welche sehr knapp und für Fuß- und Berg-Wanderungen berechnet war. Die schönen deutschen Spezialkarten über Spanien, die Reisetasche, sowohl zum Umhängen wie zum Tragen auf dem Rücken eingerichtet, die lederbekleidete

Feldflasche: das alles war ihnen interessant. „Sehen Sie“, sprach der eine Herr heimlich zum anderen, „sie haben die Karten, den Tornister, die Flasche, die Schuhe und Gamaschen an den Füßen; es fehlt nur noch die Flinte. Ja, so sind die Deutschen alle, jeder Mann ist im Augenblick ein Krieger.“

Schon seit dem frühen Morgen saßen wir auf unserer Post, und nun dämmerte bereits der Abend, und die hohen, dicht belaubten Kastanien zur Seite der Straßen warfen düstere Schatten über den Weg. Da — bei steilem Abwärtsfahren — stürzte obendrein noch eines der armen Maultiere und geriet unter den schweren Wagen. Mühsam spannte man ab und zog es zwischen den Rädern hervor. Es hatte sich nicht schwer verletzt, konnte noch gehen und wurde zu unserer nicht geringen Entrüstung sogar wieder angeschirrt und mußte unter Peitschenhieben weiter laufen. Diese Grausamkeit berührte den Major, der solch brutales Stück nicht einmal im Krieg erlebt hatte, und mich aufs unangenehmste. Aber wir beiden Deutsche waren offenbar auch die einzigen, denen das auffiel. Etliche junge Damen lachten und scherzten sogar ruhig weiter, während das Tier keuchend unter dem Wagen lag. Trotz aller Höflichkeit gegen das schönere Geschlecht, hätte ich ihnen am liebsten gleich eine derbe Zurechtweisung gegeben, nur um meinem Ärger Luft zu machen. Aber diese zarten und hübschen Geschöpfe, welche gefühllos in den Stiergefechten Pferd um Pferd niedersinken und verbluten sehen, hätten mich doch nicht verstanden.

Als wir dann wieder eine kleine Anhöhe erreicht hatten, blitzten plötzlich Tausende strahlende Lichter in weitem Halbrund aus der dunklen Nacht, und vor uns lag die Bai von St. Sebastian. Bald gingen wir am stillen Strand dieses reizenden Bades entlang und lauschten dem klingenden Wellengetön und sahen die dunkle Flut in seltsamem Meerleuchten erglühen. Am andern Morgen floß Licht und Sonnenschein durch mein Fenster, und ich schaute hinaus auf die ruhige Bucht, den stolz geschwungenen Bergkranz und das ferne, dunkle Meer, welches hoch und erhaben durch den schmalen Eingang des Busens herüberschaute. Unten am Strand aber wogte ein buntes Leben; da badete, wandelte und ergözte sich Spaniens feinste Welt in gewählten Kostümen mit dem heiteren, leichten Wesen, welches hier in St. Sebastian, so nahe der Grenze, der französische Einfluß verbreitet. Rings um den schönen Strand herum aber standen hohe Prachtgebäude und öffneten glänzende Läden, feine Restaurants und elegante Konzert- und Gesellschaftssäle. In diesem gefeierten spanischen Weltbad weilte ich etliche Tage und nahm dann Abschied von meinem Begleiter und gleichzeitig auch von dem Land der Basken. Bald lag die Bidassoa hinter mir, und in Mitte der schneegekrönten Pyrenäen, im Inneren des Hochgebirges, empfing mich eine neue Welt.

7. Reisebilder aus den Hoch-Pyrenäen.

Lourdes! — Lourdes! — changer de voitures pour Pierrefitte et Caunteret!“ rufen die Schaffner und reißen die Wagenthüren unseres Zuges auf, mit dem wir von Bayonne und Pau heraufkommen. Zwei Stunden Aufenthalt sind's bis zum nächsten Zuge in die Pyrenäen hinein, das reicht gerade aus, um zur Stadt und Quelle zu gehen. Nachdem wir draußen vor dem Bahnhof den schreienden Haufen der Hotel-Portiers und Kutscher überwunden haben, gelangen wir auf blanker Chaussee mit schöner Aussicht in einigen Minuten zur berühmten Gnadenquelle. Sie entquillt einem Felsabhange zur Seite einer von Gebüsch umkleideten Grotte, in welcher im Jahre 1858 die Muttergottes einem Kinde erschienen sein soll. In der Grotte, die mit Steinplatten ausgelegt ist, flackern auf hohem Eisenständer Hunderte von Kerzen und träufeln dicke Stearinstalaktiten zum Boden herab. An der Decke hängen zahlreiche alte und neue Krücken, und im Hintergrunde steht ein weißes Muttergottesbild, vom flackernden Kerzenschein und dem gedämpften Tageslicht magisch beleuchtet. Die Blumen- und Kränzeverzierungen im Innern der Grotte werden draußen von den lebenden Kräutern und Blüten fort-

gesetzt, und Farne und Glockenblumen nicken anmutig von den feuchten Felsen herab. Daneben ist das Wasser der Quelle in Röhren geleitet und fließt aus einer Reihe von Krähnen aus, sobald man diese öffnet. Neben jedem Krähnen aber hängt an dünnem Rettchen ein blankes zinnernes Schüsselchen zum Trinken. Vor der Grotte stehen lange Reihen von niederen Holzbänkchen, auf denen Andächtige knieen und beten. Man erblickt unter ihnen viele französische Abbés und Nonnen, aber auch Angehörige aller anderen Stände, von der elegantesten Aristokratie bis herab zum Bettler. Zum Schlusse küssen manche, wenn das Eisengitter der Grotte geöffnet ist, den Fels, auf dem das Standbild steht. Auf der anderen Seite der Landstraße, welche hier vorüberführt, läuft eine Steinbank und hohe lange Granitbrüstung hin; und jenseit derselben rauscht und schäumt die Gave de Pau vorüber und bespült frische Wiesen, auf denen bunte Rühe weiden. Hinter denselben schauen wohnliche Häuschen aus freundlichen Obstbaumgruppen hervor. Über dies anmutige Landschaftsbild hinaus ragt die hohe, neue, gotische Kirche, die auf dem Hügel über der Grotte steht und die alte Burg, welche den Gipfel des Berges einnimmt, um dessen Fuß herum die Häuser des Ortes Lourdes sich schlingen. Das Schönste aber ist der Hintergrund, wo die hohen, grünen Berge stehen, mit Alpmatten und Wäldern überkleidet, die ersten Vorposten der mächtigen Pyrenäenkette, welche durch das schöne Gavethal hinab mit einigen rötlichen Felsenzinken herauschaut und weiße Schneeblicke von dort herüber-

sendet. Dabei weht eine herrliche Bergluft durch das Thal, heilend und stärkend, und doch schon mit südlichem Hauche gemischt, wie in dem nahen, schönen Pau.

Sehr im Gegensatz zu dieser ruhigen Natur steht das jahrmaktmäßige Aussehen des Ortes, dem wir uns nunmehr zuwenden. Alles verrät darin den zahlreichen Fremdenbesuch und dessen möglichste Ausnützung. Die Menge der Hotels und Gasthäuser nimmt dabei die erste Stelle ein, dann kommen die endlosen Reihen der Häuser, in denen Bilder, Statuen, Rosenkränze, Amulette und dergleichen mehr zu kaufen sind. Alle diese Gegenstände sind draußen vor den Thüren und Fenstern auf Tischen zur Auswahl ausgebreitet; und fast jedes Haus hat neben der Aufschrift, welche seinen Besitzer nennt, noch seinen besonderen Namen: „Zum heiligen Joseph“, „Zur allerheiligsten Dreifaltigkeit“ und ähnliche.

In einem Orte wie Lourdes, durch den ein solcher Menschenstrom jahraus, jahrein flutet, ist der Erwerbssinn der Einwohner gar sehr geweckt, und der freundliche, gesprächige Wirt, bei dem ich einkehrte, zeigte viel Theilnahme für meine Reise, woher ich komme und wohin ich gehe, und daß ich wohl so bald nicht mehr Lourdes besuchen werde. Aber ich merkte den Fuchs heraus und bestellte vorab nur einen Teller Suppe. „Wie viel, mein Herr?“ fragte ich, als er sie vor mich hingesezt hatte. „Ein Frank, wenn's beliebt.“ Mir aber beliebte es nicht, ich legte ruhig den Löffel, den ich eben erst ergriffen, wieder beiseite, stand auf, nahm Hut und Schirm und wandte mich, ohne ein

Wort zu sagen, zur Thüre. „Verzeihung mein Herr, ich meinte dreißig Centimes, ich hatte geglaubt, Sie wollten noch eine Flasche Wein drauf trinken!“ So wurde die Suppe also doch noch verzehrt, die übrige Mahlzeit aber anderswo, und diesmal war der brave Wirt der Geprellte.

Einen anderen häßlichen Zug modernen Lebens bemerkte ich am Bahnhof. Dort lagen neben den Romanen von Zola und de Coek und neben wirklicher Schmutzlitteratur Rosenkränze mit Körnern so dick wie Kirschen und größer, und fromme Heiligenbildchen; dazwischen aber stand ganz harmlos der gute Bädeler und diejenige Karte von Frankreich, welche Elsaß-Lothringen noch immer mit derselben Farbe überstreicht, wie die französischen Provinzen, ein harmloser Spaß, der uns das alte deutsche Zwillingsland gewiß nicht wieder entreißen wird.

Am Bahnhofe waren viele Pilger zur Abfahrt bereit, die einen nach Bordeaux, die anderen nach Toulouse; unser Zug ging später ab, dem Thale der Gave entlang mitten hinein ins Gebirge. Die Nacht war hereingebrochen, die riesenhaften Berghäupter zu seiten des Thales zeichneten schwarze, schreckhafte Gestalten vor dem sternbesäeten Nachthimmel ab, und mit dem Gebrause und Gerassel des dahinrasenden Zuges mischte sich das Wasserrauschen des in weißen Fällen neben der Bahn hinschießenden Flusses. So kamen wir in tiefer Nacht nach Pierrefitte, und ich fand gastliches Obdach bei netten Leuten in gutem Hotel. Eine ge-

müthliche Einrichtung des Baskenlandes fand ich hier noch gewahrt, nämlich das Fehlen des befrachten, trinkgeldsüchtigen Kellners, dessen Berrichtungen junge, eilfertige Mädchen übernehmen, die mehr ein angebornes Pflichtgefühl, als schnöde Erwerbssucht bei ihrem Verkehr mit dem Fremden leitet. Auch hier bediente ein solches Mädchen, deckte den Tisch und übersah und ordnete alles mit jenem Geschick und jener emsigen Sorgfalt, welche der Stolz und die Zierde einer jeden guten Französin sind. Dazu kommt noch eine gewinnende Höflichkeit, welche gewiß nicht lediglich eine äußere ist, sondern zumeist eine rechte „*politesse du coeur*“, ein das Leben sehr verschönernder Vorzug, den um die Wahrheit zu gestehen, unsere westlichen Nachbarn und Nachbarinnen häufig vor uns voraus haben.

Der Morgen war noch nicht lange angebrochen, da schritt ich am anderen Tage die Chaussee hinauf durch ein Seitenthal bereits dem Herzen der Pyrenäen zu. Noch schweiften die Sonnenstrahlen an den hohen, grünen Berglehnen entlang, und unten im Thale wollten die Nebel sich noch nicht von den kühlen Wiesen trennen. Nur ab und zu schaute ein grünes Fleckchen derselben wie ein schimmernder Smaragd aus dem weißen, wallenden Schleier hervor. Ringsherum um die stillen Häuser des Ortes standen hohe Rußbäume und Edelkastanien, hier und da gar ein Feigenbaum. Eine südliche Sonne steht noch über diesem Gebirge und spendet seinen warmen, wasserreichen Thälern eine entzückende Pflanzenfülle. Ein wahrhaft tropisches Gewirr

von Kletterpflanzen, von Wein- und Geißblatt, von Waldrebe und Epheu durchschlingt den Wald und überkleidet die Felsen. Frisches Grün, selbst noch im späten Sommer, sproßt allenthalben und erfreut den Wanderer, besonders den, welcher wochenlang nur die verbrannten Gebiete und tristen Oliven Hochspaniens sah.

In solch einem wundervollen Thale liegt das berühmte Bad Cauteret, und Luft und Quelle überbieten sich hier darin, neue Lebenskraft in die siechen Körper der leidenden Gäste zu gießen. Sonntäglich elegant schwärmt die feine Badewelt auf den Promenaden einher. Viel Anmutiges giebt's da zu schauen, und neben der leichten zierlichen Französin wandelt mit gleicher Anmut aber edlerer Würde die schöne Tochter Spaniens. Hier lebt noch, wie in dem nur wenige Stunden entfernten jüdlischen Nachbarlande in aller Händen der Fächer, dieser ruhelose und treue Verkünder von jeder Seelenstimmung und neckischer Laune. Bald vornehm nachlässig die Wangen kühlend, bald einen schnellen Gruß herüber werfend, einem freundlichen Blick das Geleite gebend oder ein errötendes Antlitz verhüllend, wiegt und neigt er sich hin und her; jetzt blättern die Finger seiner in Gedanken versunkenen schönen Herrin achtlos in seinen Falten, im nächsten Augenblicke schwirrt er auf und zittert und bebt in hastiger Schwingung, bis ein plötzlicher Einfall, eingegeben von jugendlich lustigem Übermut, mit energischem Rucke ihn zuklappt. So wird dies harmlose, Kühlung fächelnde Ding zugleich zum trauten Vermittler einer tiefinnigen Sprache, dem

fremden Beobachter aber zur wahren Studie südlichen Volks- und Geisteslebens.

Doch nicht nur im bunten Badeleben von Cauteret empfindet man spanische Klänge, auch in der Bauart der Häuser und Kirchen, in den zinnengekrönten Burgen liegt noch manch deutliches Merkzeichen, das von jenseit der Pyrenäen stammt. Am meisten erinnerten mich die verzierten Balkone ans Nachbarland und doch boten sie hier schon ein Bild des Rückschrittes. Das sind nicht mehr die weiten geräumigen Aufenthaltsorte des warmen Südens, welche einen Teil des Wohnzimmers ins Freie und auf die Straße hinaus verlegen, von denen abends hinter verbergenden Tüchern schwarze Augen hervorlugen und heiteres Mädchengelächter ertönt, hier hat sie der lange, kühle und regenreiche Winter bereits zu schmalen Galerieen zusammengedrückt, und sie sind ganz im Übergange begriffen zu den nichtssagenden, langweiligen Verzierungen, als welche die Balkone unserer vornehmen Häuser sich darstellen. Aber was sollte man hier in Cauteret auch den Blick vergittern und auf die Straßen beschränken, wo dicht bei der Stadt prächtige Spaziergänge durch die Wiesen, an den rauschenden Wassern entlang, zu wunderbaren Thälern führen! Weshalb sollte man sich unter Zelttüchern verkriechen des bißchen dürstigen Schattens wegen, den da draußen hohe lustige Wälder weit hin über moosgepolsterte Ruhefisse breiten! Nur für den heißen Süden hat im Sommer das Leben im Schatten der Häuser seinen Reiz, wenn weit und breit die

glühende Sonne das Land versengt, die Bäche austrocknet und die Straßen und Felder in Staubplätze und Wüsten verwandelt. Dieselbe stille Kühle der Straßen treibt hier im heiteren Bergland alle hinaus. Die meisten Leute promenieren zur sprudelnden Heilquelle aufwärts im Thale. Dort trinkt ein jeder nach Vorschrift und Gewissen, mit verzerrtem Gesicht oder stiller Ergebung ein Glas des lauwarmen, ekelhaft schmeckenden und stinkenden Wassers, dem der reichliche Schwefelwasserstoff eine große Ähnlichkeit mit faulen Eiern und dem Wasser der Nacherer Brunnen verleiht.

Gleich hinter dem Kurhause spaltet ein hoher Berg Rücken das Thal in zwei steil abfallende, walderfüllte Schluchten, aus denen schäumende Wildbäche hervorstürzen. Wer dem rechten aufwärts folgt, steht bald vor einem herrlichen Wasserfalle, der an Höhe und Fülle sich mit den schönsten der Alpen mißt. Der wilde Bach stürzt ungestüm aus finsternem Tannengrund hervor. Felsblöcke widerstemmen sich seinem Sturz, zerteilen die zischende Flut, die in Riesenstrahlen durcheinanderschießt und schaumgepeitscht endlich in ein tiefes, kühles Granitbecken fällt. Mit rasender Schnelle durchkreisen die grünen Wogen die selbstgebildete Höhlung und werfen sich dann mit überschäumender Kraft an senkrechter Felswand hinab in einen finstern unergründlichen Schlund. Dumpfes Getöse dringt von dort herauf, und feuchte Wasserdunstschichten schweben leicht empor und umhüllen den Sturz mit durchsichtigen, lichtschillernden Schleiern und betauen die frühlingssrischen Farne und Moose, an denen

Tausende kleine Wasserfäden herunterrinnen und perlende Tropfen in bunten Farben funkeln. Und darüber wölbt ein hoher Buchenwald seine Wipfel, und die Sonnenstrahlen zaubern schillernde Regenbogen über das erhabene Bild.

Bald hinter dem Wasserfalle traf ich einen Herrn, der gleich mir und in Begleitung eines Führers dem holprigen Saumpfade folgte. Er war ein echter Franzose, bei dem ein feines gesellschaftliches Benehmen in steter Schwebel stand mit glühendem Deutschenhaß. „Ihre Landsleute“, sagte er, „reisen viel, sie erweitern dadurch ihren Gesichtskreis; den Franzosen aber genügt ihr eigenes schönes Vaterland.“ Er selbst freilich machte eine Ausnahme, war in Deutschland, England und Ungarn gewesen und hatte Italien bereist; so hatten wir vieles gemeinsam in fremden Landen gesehen und Reiseerinnerungen auszutauschen, und die versöhnende Wirkung naturwissenschaftlicher Anschauungen, die hoch den engen Standpunkt einer bestimmten Nationalität übersteigen, machte uns bald zu guten Gefährten.

Als wir auf beschwerlichem Wege über Felsrippen, moorige Wiesen und glatten Tannengrünung einige Stunden gestiegen waren, standen wir vor dem Lac de Gaube, einem stillen, grünen See, der einsam und weltverloren in tiefer Hochgebirgseinsamkeit liegt. Eine Natur, der von Graubünden ähnelnd, umschließt diese Senkung mit ihrem See. Ein kleines Wirtshaus liegt am Ufer, ringsumher sind ungeheure Granitblöcke ausgestreut, über welche der klare Abfluß des Sees, die Gave de Gau-

teret, schäumend hinab einem finsternen Thalgrund zustrürzt. In weitem Rund steigen himmelhohe Berge empor mit schroffen, wilden Zacken, ragenden Klippen und dräuenden Abstürzen; und im Hintergrunde, von wo das Wasser durch eine einsame Felseinöde herabkommt, steht der Bignemale, ein Seitenwächter des Mont Perdu mit weißen Schneemulden und einem grauen Gletscher, der zwischen finsternen Felsgräten hindurch zur Tiefe strebt.

Jenseit dieser Berge liegt Spanien, aber noch nicht das sonnige Land, wie es sich unsere Phantasie hervorzaubert, mit blauem Himmel, südlichen Pflanzen und heiteren, sangeslustigen Menschen; sondern Hoch-Aragon mit seinen Schnee- und Felseinöden und seinen ernstern, mürrischen, schweigsamen Bewohnern. Aber die Natur ist auch ganz danach angethan. Hier hausen noch Bär und Wolf in verborgenen Schluchten, die Gemse und der Steinbock erklettern die letzten grünen Matten, und Geier und Adler schweben in der reinen, dünnen Luft. In diesen wilden Gebieten, westwärts bis zum Lande der Basken, ist es, wo immer wieder der Aufstand gegen die bestehende Regierung von Spanien losbricht, wo der unausrottbare Herd des Karlismus liegt und beim geringsten Anlaß die Flammen des Bürgerkrieges über das unglückliche Land verbreitet.

Hier in einer unzugänglichen Bergwelt, an den Grenzen des schutzgewährenden Nachbarlandes wühlen ehrgeizige Fanatiker ungestraft unter dem leichtgläubigen Volke und predigen den Aufruhr. Und hier finden sie

zugleich die letzte Zuflucht, wenn ihre Sache nach verzweifelten Kämpfen dem Untergange verfällt.

Am Nachmittage stieg ich allein vom See aufwärts, bis in schwindelnder Tiefe sein blauer Spiegel unter mir lag und die Steilheit des Abhanges Halt gebot. Die Alpenrosen und Heidelbeeren hörten auf, senkrecht graue Klippen starrten empor und schienen sich drohend überzuneigen, und mehr hangend wie stehend, schaute ich in die Tiefe. Als ich dann abstieg, geriet ich in ein wüstes, fast senkrecht abfallendes Wasserrinnthal, voller Granitblöcke und umhergeschleudertes Baumtrümmer. Aber der Wildbach war jetzt versiegt, und statt seiner Fluten donnerte ab und zu ein Felsstück herab, das sich unter meinen Tritten löste. Da sie unten im See kein Unheil anzurichten vermochten und ich ihre steile Bahn verfolgen konnte, so schickte ich ihnen bald absichtlich andere größere nach. Rollend kugelten diese Blöcke hinab, prallten knatternd gegen die vorspringenden Felsgräte, übersetzten sie mit leichtem hohem Sprung und verloren sich grollend und prasselnd in der Tiefe und im aufschäumenden Wasser des Sees. Als ich diesen nach vieler Mühe erreichte, war es an einer anderen Stelle wie beim Aufstieg. Ich stand auf nackter Felsenplatte, die in den See hinauspringt, und ringsherum neigten sich fast senkrechte Gesteinsschichten in das tiefe Wasser des Sees. Ein weiter gefährlicher Umweg hoch über die Abstürze her stand mir bevor. Zwar sah ich gegenüber das liebe Wirtshaus, aber ein Ruf hätte es nicht erreicht. So hielt ich eine kleine Kiste und verzehrte

meinen Imbiß. Da zog langsam ein Kahn fern über die Mitte des Sees; ich schrie und winkte, man winkte und schrie zurück, und als man meine Notlage bemerkte, steuerte der Kahn auf mich zu. „C’était une grande imprudence, monsieur!“ schrie mir schon von weitem ein dicker, älterer Herr entgegen, der den Abhang bemerkte, von dem ich herabgekommen. Dann sprang ich in den Kahn, und wir ruderten fort. Außer dem Herrn und dem Fährmann war eine Gesellschaft von Damen in dem Nachen, die eine Lustfahrt machte, und als man mich als Ausländer erkannte, fragte man, ob ich Spanier sei. Als ich antwortete: „Deutscher“, sah der Herr mich scharf an und rief mit triumphierender Miene: „Ah, monsieur Bismarck est malade.“ Ich konnte nicht umhin, bei diesen Worten des guten Patrioten in der Schneeregion von Herzen zu lachen, und alle Damen lachten mit und schließlich auch der Herr selbst. Als gute Freunde trennten wir uns.

Es war am späten Nachmittage, als ich Cauteret wieder erreichte, und der Vollmond strahlte längst über allen Bergen, als die trauten Häuschen von Pierrefitte mit hellen, einladenden Fenstern endlich aus dem Dunkel der Obstbäume blickten. Nach zehnstündigem Marsche ruht sich’s gut, und bald vernahm ich auf prächtigem Lager nichts mehr von dem Rauschen der wilden Gave, die nahe dem Hause in felsigem Bette vorüberfließt. Nur einmal weckten Schellengetön und Tausende Stimmen mich aus dem Schlafe. Ich sprang ans Fenster, und im hellen Mondscheine zog eine unabsehbare Schaf-

herde durch den stillen Ort, und laut blökend unterhielten sich die einzelnen Tiere, und auf den tiefen Ruf der Mutter folgte jedesmal das helle Stimmchen eines hilfebedürftigen, verirrten Lämmchens.

Durchs Gavethal hinab über Lourdes und Tarbes trug mich am anderen Morgen der Zug. Hier berührt man schon einen Teil der südfranzösischen Heiden, welche ganz denen von Norddeutschland ähneln. Aber sie bieten hier am Fuße des Hochgebirges ein ungleich großartigeres Bild. Eine weite, flache Mulde schweift in dieser Gegend vor der steil und unvermittelt ansteigenden Pyrenäen-kette her; gegenüber liegen mäßige Anhöhen, wie eine lange Ruhebank, auf die man sich niederlassen möchte, um die stolzen Bergriesen zu betrachten, die drüben gegen den Himmel wachsen und die hohen Schneespitzen in flatternde Wolkenbänder hüllen. In diesem Gebiete ist es, wo das lebhafteste Volk der Gasconner mit den den Provenzalen verwandten Bewohnern von Languedoc sich vermischt, während tiefer in den Bergen der uralte Stamm der Basken wohnt.

Von Tarbes aus ging's dem Thale der Garonne aufwärts zu den berühmten Bagnères de Luchon, dem größten und schönsten Kurorte der gesamten Pyrenäen und einem der elegantesten der Welt. Aber neben den vielen Heilquellen hat hier die Natur auch ihre schönsten Gaben gespendet, ringsherum eine herrliche Gebirgswelt mit himmelhohen Bergen, Gletschern und ewigem Schnee, mit frischen Wäldern und würzigen Alpmatten, mit romantischen Thälern und schäumenden Bächen. Und

in der Nähe liegen fruchtbare Auen und grüne Wiesen, und Süd und Nord reichen sich mit üppigem, frühlingssfrischem Pflanzenkleid versöhnend die Hand. Und in dieser heiteren Landschaft liegt der Ort mit seinen hohen Platanenalleen, seinen Hotels und Kuranstalten und schattigen Parks. Hier hat die französische Kultur einen würdigen, lustigen Vorposten an die äußerste Grenze vorgeschoben; denn drei Stunden weiter in der Region ewigen Schnees beginnt Spanien, und alle Herrlichkeit hat ein Ende. Hier im Norden der Berge brausen Eisenbahnen um dieselben her, dringen tief in deren Inneres ein, Landstraßen, schön und breit, verbinden wohlhabige Städte und saubere Dörfchen. Feine Leute aus allen Teilen des großen, reichen Landes gehen und fahren hin und her und freuen sich der schönen Gebirgswelt, und im Süden derselben? — da ist weder Weg noch Steg, auf elenden Saumpfadern schleicht der Schmuggler durchs Gebirge, kein Fremder verirrt sich in die öden Gebiete, und nur elende weltferne Dörfchen, abgeschnitten von aller Kultur, unterbrechen, tagereiseweit voneinander entfernt, die finsternen Wälder und Felsgebiete des einsamen Berglandes. Aber auch hier auf der Nordseite macht die Kulturoase Luchon, so ganz im Innern des Hochgebirges, einen seltsamen Eindruck. Dagegen sind die feinsten Kurorte der Alpen, des Engadin und von Oberösterreich, selbst aus den westlichen Teilen der Schweiz einfach und urtümlich. Hier in Luchon rollen die elegantesten Equipagen, Herren und Damen galoppieren zu Pferde durch die

Straßen, in den gewähltesten Toiletten wandelt die feinste Welt umher, für deren Bedürfnisse und Vergnügungen pompöse Hotels, glänzende Geschäfte, strahlende Kaufläden und Tausende dienstbesessener Personen sorgen. Es ist eine Überkultur, eine eitle Raffinerie des Geschmacks, die uns allenthalben begegnet, mit einem Worte, ein Klein-Paris.

Als ich an einem frühen Morgen nach zweistündigem Marsche das Thal hinauf durch einsame Wälder höher und höher stieg, als die hohen schlanken Buchen den dunklen Tannen Platz machten, endlich auch diese zurückblieben und ich nun in der stillen, weiten Region der Alpmatten stand, da kam mir das bunte Gesellschaftsleben drunten gar seltsam kleinlich vor mitten in dieser erhabenen Natur. Aber der Franzose empfindet das weniger, wie unsereins; ihm ist die Natur entschieden mehr Nebensache, angenehme Staffage für sein Vergnügen, dem echten Deutschen dagegen deren Genuß höchster Selbstzweck. Oft ganz nahe bei französischen Kur- und Vergnügungsorten liegen unbeschreiblich schöne Punkte; selten sieht man jemand dort sitzen, der Sinn für eine weite Aussicht, die mit einiger Mühe des Steigens zu erkaufen, ist nicht stark genug. Und darum sammelt der Franzose unten um sich herum allen Komfort und alle Zerstreuung, und oben stehen die Berge einsam und unentweicht. Aber in der praktischen Ausbeutung der Natur ist uns der Franzose vielleicht überlegen. Das sagte ich mir, als ich im Süden des Landes frühmorgens die fleißige Hausfrau durch den Garten

spazieren und sorgsam Schnecken auflesen sah, aus denen sie für den Mittag ein leckeres Gericht bereitete, oder als ich in der Nähe der genannten Badeorte junge Mädchen aus den ersten Ständen im Walde erblickte, die mit kundigem Auge eßbare Schwämme suchten, unter Singen und Scherzen in saubere Körbchen steckten und daheim daraus eine schmackhafte Sauce und dergleichen mehr bereiteten. Wie mancher angehende junge deutsche Botaniker, dachte ich mir, möchte sie um diese Kenntniss beneiden und gern um die Erlaubnis bitten, ein wenig in ihrer Gesellschaft mitsuchen zu dürfen.

In der stillen Höhe, zu welcher ich inzwischen angelangt, stand ein einsames Hospiz. Dort gab's ein Frühstück, das ich draußen im Anblick der Schneegipfel verzehrte, während zwei riesige Pyrenäenhunde, die ganz den Bernhardinern gleichen und die ich sonst nur noch im Jardin d'acclimatation zu Paris gesehen habe, sich neben mir herumbalgten. Ob sie hier auch, wie ihre Vettern in den Alpen, zum Aufspüren der von den Lawinen Verschütteten abgerichtet werden, habe ich nicht erfahren. Nach kurzer Rast stieg ich weiter hinauf, wo nur mehr Alpenrosen und niedere Kräuter die Felsen bekleiden. Hier fand ich manch Pflänzchen, das ich in den Alpen nie gesehen, recht geeignet, das Herz des Botanikers zu erfreuen. Aber der Charakter der Pflanzenwelt in den Pyrenäen ist dem in den Alpen vollkommen gleich. Hier wie dort sehen wir die verdickten Wurzelstöcke, die Vorratskammern für den langen Winter,

die ängstlich vor Frost und Sturm an den Boden sich anlehrenden Stengel, die hellen, farbenprächtigen, von der klaren Sonne und der reinen Luft geläuterten Blüten. Da stehen die lieblichen Enziane mit den leuchtenden Blumenkelchen, die großblumigen Ranunkeln und Alpenveilchen, und auf dem felsigen Boden liegen die weißen blütenbestreuten Polster niedriger Saxifragen und Silenen. Mit dicken Sträußen in der Hand kletterte ich weiter, und die Morgensonne schien hell über das ganze Land und auch ins Herz. Ja, das ist ein Genuß, wenn man dann höher kommt, unter uns die Welt sich in die Weite reckt und dehnt, die Ferne mit tausend Zacken und Felsspitzen in die Höhe wächst und man so recht aus Herzensgrund aufjauchzen möchte und hinausrufen in die weiten stillen Berge.

Auf dem einsamen Wege begegnete mir ein wild ausschender Spanier, den ich ansprach. Er kam eben über den Paß aus Hoch-Aragonien, hatte dort in den klaren Bergbächen Forellen gefangen und brachte sie nun in einem Sacke stundenweit über die Grenze zum Verkauf nach Luchon. Oben auf den Matten, die ich bald erreichte, weidete eine Viehherde und sandte weithin ihr helles Schellengetön über den Berg; einige halbverwilderte Rosse galoppierten alsdann an mir vorüber, und vor einer zerfallenen, mit Steinplatten gedeckten Erdhütte wälzten sich einsam etliche kohlschwarze Schweine mit jungen Ferkeln in einer trüben Pfütze. Einen Menschen sah ich nicht. Ich stieg weiter und

gelangte endlich zur Wasserscheide, dort wo nach der einen Seite die Garonne, nach der anderen der Ebro sein Gebiet besitzt. Dort schaute der Blick weit hinaus über das ferne grüne Thal von Luchon, von dem ich heraufgestiegen und nach der anderen Seite hinab in eine tiefe, einsame, stille Schlucht, in deren Grunde ferne dürftige Tannen wie winzige grüne Spitzchen auf unermesslichen Trümmerfeldern standen. Jenseit dieser Schlucht erhob sich kalt und rauh ein finsterner Bergwall zu schreckhaft eisiger Höhe und bettete manch schimmerndes Schneelager in seinen unerreichbaren Schluchten und Schründen. Darüber hinaus aber ragten viel ferne röttliche und weiße Spitzen und Zacken, und wer auf diesen gestanden, hätte hinabschauen können bis in das Thal des Ebro und zu den Oliven- und Rebhöhen von Saragossa. Für mich, der ich gerade von Spanien nach Frankreich gekommen, war es genügend, auf hoher kühler Alm sitzend, noch einmal auf der Grenze meine Beine in das Land des Sonnenscheins, das hier freilich im August noch voll Schnee lag, hinab baumeln zu lassen und zu dem gewaltigen Massiv des Maladetta herüber zu schauen, der gerade meinem Standorte gegenüber, mit vielen zerpaltenen Felsmassen und zwischenliegenden Schneefeldern weit hin den Gesichtskreis begrenzte. Es war ein großartiges Gebirgsbild, obwohl weniger reich und wechselvoll, wie es die meisten Hauptalpenzüge bieten und unbedeutend im Vergleich zum Berner Oberland, der Bernina, dem Montblanc oder Monte Rosa. Allen-

falls die Landschaften des St. Gotthard lieferten dafür einen entsprechenden Vergleich.

Als ich oben saß und mit dem Fernglase nach Gemsen spähte und einer fernen Herde mit spanischen Hirten, zogen sich windschnell Nebel um die Gipfel des Maladetta, flatterten hin und her und flogen dann in dunklen Ballen herüber und gossen einen heftigen Regen herab. Aber die Sonne funkelte und glänzte unverdrossen dazwischen, und bald war alles wieder klar. Da traf ich inmitten der Einsamkeit ein hübsches, junges Mädchen, eine Sennerin, welche auf der Alm saß und strickte. Mit artigem Benehmen stand sie auf, als ich näher kam, und begrüßte mich mit einem freundlichen: „bon jour, monsieur!“

Das Mädchen hatte es sicher gut gemeint, wie zumeist die biederen Bewohner droben im Bergland; aber seltsam, der Klang dieses Grußes schien mir fremd und kalt. Unbewußt vielleicht hatte ich das traute: „Grüß Gott“ erwartet, das ich so oft in den weltfernen Thälern und auf den hohen Almen der Schweiz und Tirols als herzlichen Willkomm vernommen. Den biederen Sinn und die offenherzige Freundlichkeit aber schien auch hier eine gleiche Natur gebildet zu haben. Das merkte ich, als ich ein Weilchen mit ihr sprach und dazu an einem Glase Milch mich labte. Dann nahm ich Abschied, und das „bon jour“ erschien mir nun schon weniger fremd.

Bald darauf sagte ich den Pyrenäen lebewohl. Um mich herum wogte und summt das Volksgetriebe

von Bordeaux und etliche Tage später das lautere und wildere von Paris. Da gab's viel zu schauen, aber mitten im eitlen Getümmel der Weltstadt dachte ich oft zurück an das einsame Hochgebirge und seinen Frieden.

8. Bilder aus dem englischen Strand- und Fischerleben.

Wer eine Zeit lang in einer Weltstadt wie London gelebt hat und dabei einen für Natur und Lebensfreiheit erschlossenen Sinn besitzt, dem kann es geschehen, daß ihn eines Tags ein Gefühl erfasst, ähnlich dem Heimweh, welches ihn hinaustreibt aus dem Geräusch und Getriebe der Stadt und aus dem Dunst, der die Luft erfüllt und den Blick beengt. Glücklich, wenn dann keine geschäftlichen Pflichten zurückhalten, der den Ranzen ergreifen und forteilen kann zu den schönen Gestaden der nahen See. Zu diesen Glücklichen gehören diesmal wir. Schon regt sich das Leben der Riesenstadt, als wir am frühen Morgen die London-Bridge überschreiten. Bald trägt uns der Zug hoch über eine rotschieferige Dächerlandschaft und über einen ganzen, großen Stadtteil hinweg im hellen Sonnenglanz aus dem Bereiche der Stadt in anmutige Hügelgegenden, und in kurzer Zeit sind wir bereits am Gestade des Meeres, atmen Seeluft und genießen die Freiheit des Ozeans. Hier an den gebirgigen Gestaden branden jahraus jahrein die Wogen gegen die hohen, steilen Kreidewände, die auf die Länge der Zeit diesem Anprall nicht zu widerstehen vermögen. Das Wasser

zertrümmert das weiche Gestein, zermalmt und löst es drunten in der salzigen Flut und führt es fort. Aber mit den Feuersteinknollen, welche zahlreich in der Kreide eingesprengt liegen, hat es nicht so leichtes Spiel; immerhin aber werden auch sie von den ewig bewegten Wogen geglättet und geschliffen und zu rollenden Kugeln gerundet. Weit hinaus ist der Strand mit solchen Kieseln übersät, nur vereinzelt ragt noch ein troziger, durchhöhlter Felsblock empor. Bei hoher Flut überströmt das Meer diesen seltsamen Strand, dann donnern die Wogen gegen die senkrechten Felswände und zerstäuben in dampfendem Gischt. Bei ruhiger See während der Ebbe aber zieht sich das Meer zurück und läßt den breiten, flachen Saum frei. Leise rauschend gleiten alsdann die Wellen über die blanken Kiesel, die bei jeder Berührung in hellem, metallischem Tone erklingen.

In der Nähe der Badeorte spielt sich während der Saison auf diesem Strande ein buntes, fröhliches Leben ab. Tausende von Menschen suchen und finden hier Erholung und Zerstreuung. Steifer Zwang und langweilige Etikette sind abgestreift, jeder treibt es, wie es ihm behagt. Herren und Damen ziehen ungeniert Schuhe und Strümpfe aus und waten bis an die Kniee durch die lauen, plätschernden Fluten, die schmeichelnd die Füße umspielen. So schreitet man zwischen glatten, feuchten Algen hindurch und ist nicht ängstlich, sondern lacht, wenn ein kleiner Taschenkrebs um die Füße krabbelt oder eine bläuliche Qualle sie

mit ihrem gallertenen Körper berührt. Knaben und Mädchen stehen in langen Reihen mit aufgeschürzten Kleidern, aus der Ferne wie eine Schar dünnbeiniger Sumpfvögel anzusehen, und fischen nach bunten See- gewächsen und allerlei Meeresgetier. Diese Mannig- faltigkeit des Strandlebens macht auch jeden andern zum sinnigen Naturforscher, und selbst der ärgste Stuben- hocker verlernt hier seine Pedanterie. Und nun erst dieser Genuß des Badens, dies köstliche, erfrischende Spiel in rauschenden Meereswellen! Schnell entkleidet man sich im Badekasten, wirft den langen, faltenreichen Mantel über und eilt durch die lächelnden und plau- dernden Gruppen der Badegäste dem Meere zu. Nun ergreift der harrende Diener den Mantel, und im leich- ten farbigen Schwimmanzug springt man über den glatten, feuchten Sand den Wogen entgegen, die in schäumenden Güssen über den brodelnden Strand uns entgegencilen. Man muß weit auf dem flachen Boden hinauslaufen, um tiefer ins Wasser hinein zu kommen, aber dann beginnt ein neckischer Kampf mit den Wellen, die in kurzen Pausen vorübercilen und in weißem Schaum sich rauschend überstürzen. Mit schnell ge- fundenen Bekannten reicht man sich da die Hand und läßt sich im wogenden Tanze auf und nieder schaukeln; wen aber die Wellen unvorbereitet treffen, den werfen sie auch wohl zu Boden, daß er sich überschlägt, was auf dem weichen Sande nur Spaß macht und nichts schadet, oder sie spritzen dem unerfahrenen Neuling, der sie nicht mit dem Rücken auffing, Gesicht und Augen

voll, so daß er zur Belustigung der anderen eine Weile ganz verduht und pustend dasteht. Am Ufer aber schauen wieder andere, die bereits gebadet haben, zu, lachen mit und vergessen darüber, daß die Flut steigt, bis plötzlich eine besonders starke Welle sie selbst begießt und von ihren Plätzen treibt, zur lauten Heiterkeit der ganzen Gesellschaft. Doch wir verweilen nicht länger unter diesen Sommerfrischlern, sondern machen uns auf den Weg und gehen zu einem benachbarten Dorfe, von Fischern bewohnt und nur selten heimgesucht von etlichen weniger bemittelten oder stillen, naturliebenden Fremden aus dem Binnenlande. Die kleinen, niedrigen Häuschen des Dorfes stehen hoch auf grünem Berggras, der die Höhen der Kreidehügel überzieht. Viele der Wohnungen sind von niedlichen Gärtchen umgeben mit Mauern aus Feuersteinknollen erbaut, und drinnen blühen Fuchsien, Nachtkerzen und weithin duftende Reseden. Vor den Thüren auf den steinernen Treppenstufen sitzen Frauen und Mädchen beim Gerichten der Angelschnüre. Die Leute haben aus dem weichen Schlamme stiller Meeresbuchten bei Ebbe mit kleinen Haken mancherlei Seewürmer ausgegraben, die nun als Köder benützt und mit denen die Angeln bespickt werden. Auch die aus den Schalen gerissenen Leiber mancher Muscheln benützt man dazu, und zum Fang größerer Raubfische wendet man kleine Fischchen an.

Jetzt, nachdem wir das Dorf durchwandert haben, stehen wir bei der kleinen Kirche am Rande der hier nicht hohen Kreidehügel, die in jähem Sturze zum

Strande abfallen. Dies ist, wie wir sahen, die Wirkung des Meeres und seiner ewigen Brandung. Sie riß einst die Hügelgelände Englands vom Festlande los, sie schuf, von Meeresströmungen verstärkt, den Kanal, und sie nagt und gräbt noch heute unablässig an dem festen Bollwerk des Landes, dessen Vormauern sie mehr und mehr zurückdrängt.

Mancher Unkundige könnte sich verleitet fühlen, am Strande fortzuwandeln, den nackten Kreidewänden entlang. Wehe ihm, wenn dann hohe Flut einträte, bevor er jenem Bereich enteilt! Dann steigt das Wasser schnell und unaufhaltsam, jede heranbrausende Woge nähert sich mehr dem starren Felsenwall, und bald schlagen die Fluten in vernichtender Gewalt gegen seine weißen Wände und senden donnerndes Wogengebrause weithin durch das stille Bergland.

Uns winkt diesmal ein besonderes Glück. Etliche Fischerboote gehen eben in See, und es gelingt uns, auf einem derselben mitzufahren. Das ist bei schönem Wetter eine Lust. Der Wind bläht die hohen weißen Segel, daß das Fahrzeug unter ihrem Druck sich neigt und mit dem breiten Bug machtvoll die hoch aufspritzenden und zur Seite geschleuderten Wellenkämme durchbricht, während hinter ihm eine breite, brodelnde Wellenstraße seinen Lauf bezeichnet. Zwischen den Booten her ist das Netz gespannt, das an seinem Ende eine sackartige Verlängerung trägt, in welche unbarmherzig alle—Meeresbewohner gelangen, die von dem schnellen Zuge der tüdischen Garne überrascht und über-

holt wurden. Man benützt auch andere Arten von Netzen, Treibnetze, welche senkrecht im Wasser stehen, hinter denen die Boote bloß hintreiben, und in deren Maschen die in Scharen ziehenden Fische, namentlich die Heringe, mit den Riemen sich festrennen und hängen bleiben. Der Fang auf unserem Schiffe zählt zu ersterer Art. Bald ist der Riesenbeutel, dessen Schwere den Lauf der Boote verzögert, mit reicher Last gefüllt, die Schiffe nähern sich, die Seitenflächen des Netzes werden an Bord gezogen, und schließlich ist der große Sack mit weitgeöffneter Mündung zwischen die dicht nebeneinander mit gerefften Segeln treibenden Boote gebracht. Nun schöpft die Mannschaft, hastig und erregt von dem Glücke des reichen Fanges, mit Körben die Beute ein und füllt damit die Wasserbehälter der Rähne. Noch ist's nicht die rechte Zeit für uns, den Fang zu durchmustern; die günstige See fordert zu neuen Streifzügen auf, bis endlich reich beladen die Schiffe mit vollen Segeln der heimischen Küste zusliegen, deren helle Häuser so einladend von dem hohen Felsenrand entgegenwinken.

Am Strande ist dann großer Verkauf. In Körben trägt man die Fische aus den Booten herbei und ordnet sie nach den einzelnen Arten. Bei solchem Verkauf wird unnütz viel geschrieen und man ereifert sich über die Maßen; aber dies kann uns nicht Wunder nehmen; handelt es sich doch um den kargen Lebensunterhalt der Leute, um den geringen Lohn für eine unsägliche Mühe.

Das laute Treiben verschwindet, wenn der Abend sich naht. Das Meer liegt bereits in purpurner Glut, feurige Wolkensäulen lodern hinter der untergegangenen Sonne empor und übergießen den Strand mit rosigem Scheine. Das Tagwerk ist vollbracht, und das Fischer-volk genießt der Ruhe.

Das sind friedliche Bilder aus dem Leben der Strandbewohner, aber da draußen der Fang unterbricht sie nur zu häufig mit tausenden von Schrecknissen und Gefahren. Denn das Meer um die Küsten Britanniens ist tückisch; plötzlicher Wechsel in der Witterung bringt Nebel oder heftige Stürme. Es ist furchtbar, wenn nach schönem, klarem, sonnenhellem Tage auf einmal der Abend den feuchten grauen Nebelschleier über das Meer aushängt. Man muß selbst in solchen Nächten auf einsamem Schiffe einhergesegelt sein, um die Furcht derer zu begreifen, welche in kleinem Fischerboote umherziehen, ohne Mittel, durch Dampf-pfeife oder Nebelhorn sich weithin bemerkbar zu machen und stets in Gefahr, von einem eisengepanzerten Riesen-dampfer oder dem festen Bug eines Vollschiffes ange-rannt und in den Grund gehohrt zu werden.

Aber der Sturm birgt der Schrecken nicht weniger. Wer glaubt, noch rechtzeitig dem heraufziehenden Un-wetter entgehen zu können, sucht den schützenden Hafen auf; ist aber der Umschlag plötzlich und der Einbruch des Orkans unvorhergesehen, dann heißt's, mit aller Macht dem Sturme stand zu halten, die hohe See zu gewinnen und die dräuende Nähe der Küste zu meiden,

deren Brandung und Wogenschwall das auflaufende Boot in kürzester Zeit zertrümmern würde. Die Zuflucht im Hafen winkt in solchen Fällen nicht manchen von denen, die auf hoher See dem Fange oblagen. Der Riesenkampf muß aufgenommen werden. Die großen Segel sind eingezogen, nur kleine Sturmsegel stehen, auf daß mit ihrer Hilfe der Kurs geleitet werde. Aber der Orkan faßt sie mit Riesengewalt, reißt knatternde Stücke mit Raketenknall aus dem festen Gewebe und führt sie flatternd durch die von Wasserschaum und Wolkennebel verdüsterte Luft hinaus. Die Gefahr des Kenterns steht allen vor Augen. Die Wellen erheben sich zu Bergen und umringen in rastlos wechselndem Gewoge das kleine Fahrzeug, vor dessen Bug aufwallende Schaummassen wie rauschende Fontänen empormallen und weißen, salzigen Gischt als dichten Sprühregen über Deck schleudern.

In diesem Aufruhr tritt den geängstigten Insassen des schwer bedrohten Fischerbootes allmählich, und von Minute zu Minute deutlicher werdend, ein hohes, bleiches Schreckgespenst entgegen. Und doch ist's nur die heimische Küste, deren sonst so freundliche, einladende Höhen jetzt den nahen Untergang verkünden. Vergebens sucht das Schiff ihre Nähe zu meiden, des Sturmes Gewalt treibt es unaufhaltsam ihr zu. Die Augenblicke sind gezählt; Rettung kann nur noch vom Lande kommen; aber wer sie zu bringen versuchte, rennte wahrscheinlich selbst dem drohenden Verderben entgegen. Ein furchtbarer Krach erfolgt; das Boot sitzt auf, die Riesenwogen der äußeren Brandung schmet-

tern gegen die ächzenden Flanken und überschütten das Deck mit rauschenden Strömen. — Es ist ein erhebender Zug des menschlichen Herzens, daß in erschütternden Fällen, wo es gilt, das Leben des Nächsten zu retten, der starke Trieb der Selbsterhaltung zurücktritt, daß die edelsten Tugenden, Opfermut und Todesverachtung, erwachen, zu heldenmütigen Thaten fortreißen und den Gedanken an die eigenen Gefahren ersticken.

Es hat sich die Kunde von dem nahen Untergang eines Fahrzeuges im Dorfe verbreitet, welches auf den Höhen des Strandes steht, in dessen ferner Brandung sich das schreckliche Schauspiel vollzieht. Am Ufer sammeln sich Leute. Frauen und Mädchen stehen schreckensbleich und händeringend und schauen nach dem Plage hin, wo das Boot aufsitzt, dessen Lage segellose Maste mit zerfetzten Segeln und von Zeit zu Zeit aufgeschleuderte Wassermassen bezeichnen. Aber der Schwarm der Männer hat sich bereits zur Hilfeleistung entschlossen. Das Rettungsboot ist herbeigeschleppt und auf den Strand gesetzt, die Mannschaft steigt ein, nimmt die Ruder zur Hand, und der Steuer- mann steht an seinem Plage, als gälte es schon, den heranrollenden Wogen machtvoll und mit Umsicht den wohlgerichteten Kiel zu bieten. Aber noch liegen sie gefahrlos auf dem Trocknen. Da greifen zwei Reihen kräftiger Männer in gebückter Stellung die Seiten des Bootes, heben es zu den Schultern empor und schreiten dann langsam und bedächtig dem Meere entgegen. Bald empfangen sie die ersten Wellen, welche zunächst

ihre Füße umspülen; dann rauschen die Fluten an den hohen Lederstiefeln und Gummiwämfern herauf, nun schleudern sie schon den weißen Schaum gegen die Brust der starken Träger. Den Vordersten droht der Atem zu vergehen von der Anstrengung des Tragens, dem furchtbaren Luftdruck des Windes und dem Wasser-
schaum, der immer heftiger das Gesicht überströmt. Doch jetzt sind sie weit genug. Sie setzen die Last nieder, das Wasser schießt in weißen Garben um die Seiten des Fahrzeuges, und schon die nächste Woge hebt den vom Boden befreiten Kahn auf ihren schaumgefrönten Rücken. Mit ganzer Kraft tauchen die Ruder in die Flut, das Boot bäumt sich auf, übersetzt die nächste Welle, versinkt im folgenden Wellenthal; und dann, von Schaum und Gischt beständig umsprüht, auf und ab geschleudert im Kampfe der Wogen, aber trotzdem fest und richtig gesteuert von der wohlgeschulten und gestählten Mannschaft, kämpft es dem Rettungswerke entgegen.

Das Wagnis ist geglückt, die Rettungsmannschaft und die Schiffbrüchigen sind gerettet. Es sind erhebende Augenblicke, wenn nun die mutigen Strandbewohner den Dank der Geretteten empfangen, wenn sich die kräftigen, schwielligen Hände ergreifen und schütteln und man am warmen Herde den Erschöpften und Durchnästen Trank und Speise reicht. Das menschliche Herz schlägt ja gottlob unter der derben Teerjacke noch ebenso warm, wie unter geplättetem Linnen, und das Bewußtsein einer guten That ist ein köstlich Gut an allen Orten und zu allen Zeiten.

9. Am Strande von Scheveningen vor der Badesaison.

Der Haag, die elegante Residenzstadt, liegt hinter uns. Durch dichte Baumbestände führt der Weg, den die Pferdebahn nach Scheveningen benützt. Hier reicht der wasserreiche schwarze Marschboden bis zum Fuße der langen Dünenkette, welche die Ufer des Meeres begleitet. Er begünstigt eine üppige Vegetation. Schöne Wälder wechseln ab mit weiten saftigen Wiesen, bis bei Leyden und Harlem die Kultur der Blumenzwiebel der Gegend einen farbenprächtigen Blütenschmuck verleiht.

Nach einer kurzen Fahrt sind wir an den ersten Häusern von Scheveningen. Es sind hübsche Landhäuser inmitten kleiner Gärten. Letztere steigen in ihrem hinteren Teile steil hinan, und wenn wir genauer durch die Hecken und Gebüsche blicken, gewahren wir weiter oberhalb den weißen Sand der Dünen. In der That sind wir bereits bei ihnen angelangt und der Weg, der schon vorher eine Wendung gemacht hat, geht nun dicht neben ihnen her und ihrer Richtung entlang durch das stille Dorf, das hinter dem sichern Schutze derselben liegt.

Still darf man Scheveningen in dieser Jahreszeit wohl nennen, besonders im Gegensatz zu dem bewegten Treiben, das während der Sommermonate in der Bade-

faison hier herrscht, wo die feine Welt aus allen Ländern sich hier aufhält und in dem kleinen Fischerorte sich der Glanz und Luxus einer Großstadt entfaltet. — Dieß Alles fehlt nun, und wir bedauern es nicht; vielleicht bieten sich uns dafür andere Eindrücke aus dem Leben seiner Bewohner, nicht von fremdem Einflusse durchsetzt.

Unsere Erwartungen täuschen uns nicht. Wir verlassen den Wagen dort, wo eine Seitenstraße auf die Höhe einer Düne führt, auf welcher wir beim Näherkommen einige große Fischerfahrzeuge zur Reparatur liegen sehen. Doch nun haben wir die Anhöhe erreicht und unser Blick fällt weit hinaus auf die Fläche des Meeres und auf ein seltsames Schauspiel vor uns am nahen Strande. Eine große Menge derselben Fischerboote, wie sie entmastet hoch neben uns liegen, sehen wir dort theils auf dem trockenen Strande, theils in der Brandung des Meeres liegen, noch andere steuern mit vollen Segeln weiter hinaus auf der See oder leuchten als weiße Flecken am fernen Horizonte. Es ist die stattliche Fischerflotille von Scheveningen, die, wenn ich nicht irre, aus circa zweihundertundachtzig Schiffen besteht.

Durch den weichen, muschelreichen Sand schreiten wir zum Strande hinab und sehen uns genauer das Getriebe dort an. Einige der Boote sollen eben auf See gelassen werden. Die starken, hoch gebauten Fahrzeuge, von der Größe mittlerer Flusschleppflähne, aber von ganz anderer Form, mehr rundlich, mit hoher, um das Schiff laufender Brüstung und langem Mast mit

reicher Tafelage, ruhen auf runden Holzwalzen. Jetzt werden sechs Pferde davor gespannt; auf ein Zeichen schlagen die Fischer auf die Tiere los und treiben sie durch lautes Geschrei zum Ziehen an. Langsam und ächzend fängt das Schiff an sich zu bewegen; dann geht's schneller und sicher rückt es auf der beweglichen Unterlage vorwärts. Doch nun neigt sich der Vordertheil vornüber und droht von den zurückgebliebenen Holzblöcken sich wieder auf den Sand niederzusetzen, da gebietet ein abermaliger Zuruf der die Bewegung des Schiffes beobachtenden Männer Halt. Die Pferdetreiber greifen in die Zügel, die Tiere bleiben stehen und warten keuchend, bis neue Holzblöcke unter das Schiff und vorgeschoben sind und die mühevolle Arbeit von neuem beginnt. Langsam rückt so das Boot dem Wasser zu; schon fließt dieses um die Hufe der vorgespannten Pferde und steigt schnell bei beginnender Flut hinauf. Da spannt man sie ab und wartet, bis die höher und höher schwellenden Fluten es langsam emporheben und Wind und Segel es von der Küste entfernen.

Während hier Schiffe das Meer zu erreichen streben, kommen andere beladen eben vom Fange zurück und sind draußen in der Brandung auf den Strand festgelaufen. Allein sie müssen höher aufwärts gelangen und benützen dazu die wiederkehrende Flut. Die brandenden Wogen werfen die hoch aus dem schaumbedeckten Wasser ragenden Boote hin und her. Bald liegen sie ruhig und fest auf dem noch hoch vom Wasser überströmten Sande; im nächsten Augenblick aber hebt eine

Flutwelle sie von diesem auf und schaukelt sie für einen Moment auf ihrem Rücken, während eine nachfolgende, weniger starke Woge, unfähig, die schwere Masse emporzuheben, sich brausend an der starken Schiffswand bricht und in weißem Gischt überstürzt. Mit starken Seilen sind diese Schiffe an anderen befestigt, die als sichere, unverrückbare Stützpunkte weiter hinauf fest und unbeweglich auf dem Sande des Strandes liegen. Sobald nun das einlaufende Schiff von einer Woge für Momente getragen wird, drehen unter lautem, ermunterndem Zurufe die Schiffer desselben an einer Winde, um welche das Seil geschlungen ist. Zitternd und knarrend spannt dieses sich an und zieht das Boot in der Brandung um ein kleines Stück vorwärts; dabei hilft der Wind mit, der eben kräftig von der See herüberweht und alle die drei großen Segel, welche das Schiff gesetzt hat, aufbläht. Es ist eine schwere und aufregende Arbeit für die Schiffer, dieses Auslaufen am Strande; es gehören kräftige Arme dazu und es erfordert Umsicht: denn nur in dem Augenblicke lohnt sich die ungestüme Anstrengung zum Umdrehen der Winde, wo eine Flutwelle sich unter dem Schiffe voranwältzt.

Das Interesse, mit dem wir diesen Scenen zusahen, ließ uns vergessen, vor uns zu blicken, und nun gewahren wir, wie schon das Wasser um unsere Füße spielt und unsere Stiefel langsam sich in dem weichen Sande einsenken. Wir wenden uns daher um und anderen Gruppen zu.

Droben am Abhange der Dünen kauert eine Reihe von Frauen auf dem Sande. Die meisten sind alt und zeigen zerfallene, faltenreiche Gesichter. Sie tragen weiße Hauben und zum Theil geflochtene Hüte mit über den Nacken herabhängenden Schutzlappen. Einige schauen nach den Segeln ferner, auf dem Fange begriffener Schiffe; sie erkennen die ihrer Angehörigen an manchen Zeichen auch in solcher Weite. Die meisten der Frauen aber wenden ihre Aufmerksamkeit den näher, eben angekommenen Booten zu, die gerade anfangen, ihren Fang an's Land zu befördern. Sie haben geflochtene Tragkörbe neben sich stehen, in welchen die ersteigerten Fische untergebracht und fortgeschafft werden sollen. Neben uns sitzt eine Gruppe junger Mädchen von sechzehn bis zwanzig Jahren auf dem von der Sonne beschienenen Sande; auch sie erwarten den Verkauf des Fanges. Sie lachen und plaudern und laden uns scherzend ein, in ihren Kreis zu treten. Sie haben volle und regelmäßige Gesichter, aber in ihrer Kleidung zeigt sich wenig Ordnung und Sauberkeit. Doch klüglich, denn Bescheidenheit scheint nicht ihre Haupttugend, schenken wir ihnen keine längere Aufmerksamkeit und gehen weiter. Sogleich gesellen sich einige junge Burschen zu uns; sie ruhen eben ein wenig von der Arbeit aus und möchten uns nun für ein Trinkgeld gern über alles Mögliche und Unmögliches unterrichten, was nach ihrer Ansicht uns wissenswert erscheinen mag. Geduldig hören wir denn auch von einem eine Weile das Geschwätz, von dem wir nicht die Hälfte verstehen, an, geben ihm den ver-

dienten oder besser gesagt unverdienten Lohn und eilen zu einer Stelle, wo inzwischen der Fang von dem ersten der angekommenen Schiffe auf dem Sande ausgebreitet worden ist und sich eben mit großer Hast die Scharen der Fischweiber prüfend versammeln. Vor der nun beginnenden Auktion bleibt uns noch Zeit übrig, das Ausladen der Fische mit anzusehen. Männer mit hohen Stiefeln und Lederhosen, aus einem Stück bestehend, schreiten bis über die Hüften durchs Wasser zu den Fischerbooten. Von diesen aus werden ihnen die Fische in Körben gereicht, die sie auf den Schultern zum Strande tragen. Dort wird ihr Inhalt, meist aus Schollen bestehend, umgestürzt und die Fische werden reihenweise hingelegt. Da dieselben ziemlich gleiche Größe besitzen, ist schnell eine annähernde Schätzung durch bloßes Zählen möglich. Der Anblick, den diese frisch aus den Schiffen gebrachten Fische gewähren, hat etwas Abschreckendes. In der Sonne liegend, aus ihrem Elemente gerissen, versuchen sie zuweilen mit dem Schwanze sich empor und vorwärts zu schnellen, und regelmäßig und hastig bewegen sich ihre Kiemen- deckel. Für die umstehenden Fischer und Fischweiber ist ein solcher Anblick natürlich etwas Gewohntes und höchst Gleichgültiges. Als wären es leblose Gegenstände, ergreifen sie die Fische bei der Schwanzflosse, legen sie auf die Rückenseite und schaben mit einem Messer den Schleim und den Schlamm von den noch lebenden und sich bewegenden Fischen. Neben diesen Schollen liegen auch größere Steinbutten und einzelne

kräftige Rochen, die meist nur von der ärmeren Bevölkerung der holländischen Städte verzehrt werden und die mit dem langen, reptilartigen Schwanze ein eigentümliches Aussehen haben. Als die größten der hier vertretenen Fische liegen zur Seite regungslos einige starke Kabliaus.

Aber während unseres Zuschauens ist der die Versteigerung abhaltende Beamte hinzugetreten. Er trägt einen Stab in der Hand, und um freien Raum um sich her zu schaffen, fängt er ohne weiteres an, mit diesem Stabe, dessen Enden er in den Händen hält, gegen die mit Ungestüm sich hinzudrängenden Weiber anzurennen und sie auf diese wenig liebenswürdige Weise zurückzustößen, was übrigens diesen als ganz selbstredend vorzukommen scheint. Was nun hastig geschrien, gesprochen und gemurmelt wird, verstehen wir leider nicht; wir sind froh, daß wir in diesem unsaubern Menschen-, respektive Frauenknäuel noch in der vordersten Reihe stehen und von dem Versteigerer gegen seine Gewohnheit in freundlicherer und nicht handgreiflicher Weise in gebührender Entfernung von seiner Person gehalten werden. Übrigens währt die ganze Geschichte nur wenige Augenblicke und endet mit einem unhaltbaren Zusammenfließen der umstehenden Frauenpersonen, welcher allgemeinen Bewegung sich der Versteigerer auf fast räthelhafte Weise entzogen hat, der bereits würdevoll einer andern Partie von Fischen zuschreitet, verfolgt von dem Schwarm der kaufslustigen Weiber. Wir bleiben indes noch etwas bei der schnell

sich vermindern den Gruppe stehen und sehen noch mit zu, wie die glückliche Käuferin ihre Fische eilig in den mitgebrachten Korb hineinwirft, diesen auf den Rücken nimmt und damit eilig forttritt, dem nahen Dorfe zu, von wo die Fische entweder gleich weiter zum Haag oder nach anderwärts zum Verkauf auf den Markt gebracht oder an Stangen aufgereiht vor den Häusern von Scheveningen in die Sonne zum Trocknen aufgehängt werden, eine Konservierungsart, die den ganzen Ort zu Zeiten mit üblem Geruch erfüllt.

Wohl kaum eine Stunde Zeit ist darüber hingegangen und aus allen angekommenen Fahrzeugen ist der Fang ans Land gebracht und dort versteigert worden. Die Menge der bei dem Verkauf beteiligten und der müßigen Zuschauer verläuft sich allmählich, aber für die Fischer auf den Booten bleibt noch Arbeit übrig. Es müssen jetzt die für den Verkauf als Nahrungsmittel unbrauchbaren Seethiere und Pflanzen, welche die Netze aus der Meerestiefe mit herausbrachten, aus dem Schiffe geschafft werden. Zu diesem Zwecke fahren Männer in zweirädrigen, mit einem Pferde bespannten Karren durch das Wasser bis an die Boote heran, so tief oft, daß das Wasser den Pferden fast bis zu den Schenkeln reicht. Die meist elend aussehenden Tiere sind das gewohnt und schreiten geduldig und ohne zu scheuen durch das tiefe Wasser hindurch. Bei den Booten angekommen, steigt der Führer der Karre aus dieser in das Schiff und entleert dasselbe der Meeresreste, welche er mit einem Korbe in den nebenstehen-

den Wagen wirft. Von dem einen Boote fährt er zu anderen, bis die Karre gefüllt ist.

Wir haben diesen Vorgang nur aus der Entfernung mit ansehen können und eilen nun, nachdem der Mann die volle Ladung ans Land fährt, hinzu, um diese selbst in Augenschein zu nehmen. Ihr Anblick würde ein empfindsames Gemüt in Aufregung versetzen; denn sie besteht der größten Masse nach aus noch lebendigen Meerestieren. Da erblicken wir unter den vorherrschenden Muschel- und Schneckenarten langbeinige Krabben und Taschenkrebse, Seeigel und Seesterne, letztere bewegen noch langsam die kleinen Saugfüßchen. Am unangenehmsten berührt uns die Menge der Fische, namentlich der für den Verkauf zu kleinen Schollen und Rochen. Man fragt sich, ob durch ein solch' barbarisches Ausbeutesystem nicht schließlich auch selbst die Fülle eines Meeres in der Nähe der Küste erschöpft oder doch empfindlich beeinträchtigt werden könne. Am Strande angekommen, lieft der Mann auf der Karre aus dieser Seetiermasse die Einsiedlerkrebse, welche in den harten Gehäusen des großen Wellhornes, einer Schnecke, sitzen, aus und wirft sie fort; wahrscheinlich, weil sich diese Schalen wegen ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Verwitterung nicht als Dünger, wozu die übrige Masse verwendet wird, eignen. Das Übrige, diese aufgeschichtete Masse theils noch lebender Wesen, wird auch bereits als Dünger von den Leuten behandelt. Sie treten mit Holzschuhen darauf herum und laden dieselbe mit einer Mistgabel auf und ab,

bis durch den Druck der übereinander liegenden Haufen die einzelnen Geschöpfe ersticken. Es tröstet uns, daß, mit Ausnahme der freilich zahlreichen Fische, die meisten dieser Wesen nur wenig mit Empfindung begabt sind. Beim Ausladen dieses Abfalles aus den Booten fällt uns das dreiste Benehmen einiger Krähen auf. Neben den Schiffen, die an ihrer Arbeit sind, schreiten sie auf den Booten selbst einher und teilen sich mit in den Fang, was man ihnen gerne gönnt, da sie nur die unbrauchbaren kleineren Weichtiere und Krebsse hier verzehren. Vorzüglich ist es die Rebelkrähe, die sich hier herumtreibt. Während dieser Vogel wenige Wochen vorher noch auf den Äckern des Binnenlandes hinter dem Pfluge des Landmannes einherschritt und Engerlinge und Regenwürmer aufsaß und verzehrte, verpeißt er hier mit gleichem Behagen, auf dem Rande eines Fischerbootes sitzend, Schnecken, Muscheln und Seeigel. Gewiß ein furioser Wechsel der Lebensweise!

Da wir noch einen weiten Marsch vor uns haben, machen wir uns nunmehr auf, um zuvor im Orte eine Stärkung zu uns zu nehmen. Auf der Höhe der Dünen angekommen, machen wir indes noch einmal Halt, lagern uns auf den von der Sonne erwärmten trockenen Sand und schauen noch eine Weile auf das Meer, von dessen Anblick sich zu trennen einem stets, so oft man es auch gesehen haben mag, schwer fällt. — Die Boote liegen ruhig und von den Fischern verlassen im Sonnenschein. Ihre Segel sind herabgelassen, nur die Masten ragen in die Höhe. Einige Kinder des

Dorfes spielen zwischen den Schiffen. Sie tragen ärmliche Kleidung, sind aber offenbar gut genährt und recht vergnügt. Sie spielen mit bunten Muscheln und wühlen in dem Sande kleine Festungen aus. Man schaut ihrem fröhlichen Treiben gerne zu; es erheitert unser Gemüt. In diesem kindlichen Spiele zeigt sich noch nichts von dem Unterschied der durch die Verhältnisse so weit getrennten Gesellschaftsklassen; ebenso spielt auch im Sommer die Jugend der Bornehmen hier im Sande, gleich unbekümmert und gleich erfreut über die kleinen Bauten, welche wenige Stunden später die steigende Flut wieder verwischt und ebnet.

Etwas abseits, auch auf der Höhe der Dünen, stehen noch immer einige ältere Frauen. Sie unterhalten sich ernst und lebhaft und schauen oder deuten mit den Händen auf die fernen Segel hinaus. Vielleicht haben sie manchmal bei Sturm weniger ruhig hier gestanden, aber heute ist keine Besorgnis nötig. Das Meer liegt eben da; nur in der schäumenden Brandung offenbart sich seine nie ruhende gewaltige Bewegung. Eine eigentümliche grünbläuliche Färbung liegt heute auf dem Wasser. Sie wird gegen den Horizont hin allmählich heller und verschwimmt zuletzt fast unmerklich mit dem lichten Blau des Himmels. Die zahlreichen, weit entfernten Fischerboote beleben die ruhige Fläche. Alle haben sämtliche Segel gesetzt und leuchten unter den Strahlen der Sonne hell herüber. Bei manchen vermögen wir noch mit bloßem Auge den Schiffsrumpf über dem Meere zu erkennen;

bei anderen vermag man dies selbst nicht mehr mit dem Opernglase. Ihre Entfernung beträgt gewiß drei bis fünf Seemeilen und mehr; denn einige tauchen fast unter den Horizont.

Im Dorfe angekommen, treten wir in eines der Wirtshäuser, und während uns das bestellte Essen bereitet wird, haben wir Zeit, die in der Stube versammelten Gäste uns anzusehen. Es sind meist Fischer, die heute morgen erst von der Fahrt zurückgekommen sind, starke, untersetzte Gestalten mit wettergebräuntem, meist bartlosem Antlitz. Einige sitzen plaudernd um einen Tisch; andere spielen Billard. Es ist wahrlich eine wohlverdiente Erholung, der sie sich überlassen; denn kein Leichtes ist es, im Fischfang auf dem Meere seinen Lebensunterhalt zu suchen. Diese Leute sehen oft in Stürmen dem Tod ins Auge. Noch vor kurzem verlor die Fischerflotte von Scheveningen zwei Boote mit Bemannung. Eines davon schlug um bei heftigem Sturme gerade in der Brandung dicht bei der Küste im Angesichte der versammelten Zuschauer, die, ohne Hilfe leisten zu können, dem schrecklichen Unglücke zuschauen mußten. Acht Männer, alle, die auf dem Schiffe gewesen waren, verloren dabei das Leben. Und doch liebt der rechte Fischer seinen Beruf; es liegt ein unwiderstehlicher Reiz in diesem Kampf mit schrecklichen Naturgewalten. Mit Stolz wird dir jeder derselben von seinen mutigen Thaten erzählen, denen er sein Leben verdankt. — In einer Ecke des Gastzimmers sitzt ein Knabe. Er hat ein Körbchen sauber gewaschener

Muscheln neben sich stehen und ist damit beschäftigt, diese auf allerhand für den verschiedensten Gebrauch bestimmten Kästchen festzukitteln. Es geben dies die beliebten Reiseandenken vom Seebade, die von den Fremden gerne gekauft werden. Der Knabe besitzt viele Übung in dieser Arbeit und ordnet mit Geschmack die Muscheln an. Die kleinen, niedlichen Tellinaarten gruppieren sich zu zierlichen rosenroten Rosetten, drum herum laufen kleinere, schillernde Schneckengehäuse; hier und dort liegt eine größere Schale und zwischendurch sind dunkelrote Perlen gestreut.

Doch die vorgeschrittene Zeit mahnt zum Aufbruch. Wir wollen vor der Dunkelheit noch zu Fuß das über drei Stunden nordwärts am Strande gelegene Fischerdorf Rattwijf erreichen, wo der von Utrecht und Leyden kommende alte Rhijn sich ins Meer ergießt. Der des Strandes kundige Wirt mahnt uns zur Eile, da bei höherer Flut, die wiederum begonnen hat, das Gehen in dem losen Sande des oberen Strandes nahe der Dünenreihe sehr mühsam wird. Von einem besonders erhöhten Punkte der Dünenkette aus, in der Nähe des Leuchtturmes, gewahren wir in verschwimmender Ferne den hellen Kirchturm des Ortes, zu dem wir hin wollen. Der Strand scheint bis dort hin einen regelmäßigen, leicht nach innen gekrümmten Bogen zu beschreiben. Schon der Augenschein belehrt uns genugsam über die Größe der Entfernung, zudem steigt die Flut schnell, und die Sonne ist längst im Sinken begriffen; Gründe genug, die uns zu rüstigen

Marsche anspornen. Anfangs, im Orte selbst, halten wir uns auf der Höhe der Dünen, über die ein gepflasterter Weg hinführt. An das eigentliche Dorf reihen sich die Villen, Hotels und Restaurants des Badestrandes. Alle diese Gebäude liegen oben auf den Dünen. Eine unheimliche Stille ist rings herum; nur die Brandung des Meeres rauscht und die Möwen lassen ihr heiseres Geschrei ertönen. Keines der Häuser ist geöffnet; alle Thüren, alle Fenster sind fest verschlossen. Der Wind hat hohen Sand über die Straße geweht; dieser ist hie und da zu kleinen Hügeln zusammengesegt vom wehenden Luftzuge. Die kleinen Gärtchen neben und vor den Häusern sind durch dichte, an dem Zaune herabhängende Matten vor Versandung einigermaßen geschützt. Vor diesen Matten aber hat sich der leicht bewegliche Stoff hoch angehäuft. Zwischen jeder Treppenstufe, um alle Verzierungen der Häuser hat er sich hingebettet. Man glaubt fast durch eine vom Wüstensande überdeckte Stätte vergangener Kultur zu wandern. Seltsam nehmen sich in dieser Einsamkeit zwei Wölfe, aus Stein gehauen, aus, welche zur Seite der großen Treppe, die vom Strande zum Badhause führt, stehen. Auch sie ragen mit den Sockeln aus dem Sande hervor, der bereits auf den untersten Stufen der Treppe wellenförmige Hügel bildet. Wie möchte eine solche Stätte nach Verlauf einiger Jahre aussehen, wenn nicht in jedem Frühling die angewehten Sandmassen hinweggeräumt würden! Dieses Bild der Verödung giebt uns indes einen rechten Maß-

stab für die Schnelligkeit und Stärke der in einem einzigen Winter sich vollziehenden Bewegung in den Sandmassen der Dünen. Hinter den letzten Häusern des Ortes steigen wir von diesen herab wieder zum Meere. Das Gehen auf dem feuchten, zu einem harten, ebenen Boden zusammenfließenden Sande ist eine Freude. Allein wir bringen es nicht über uns, dies genügend auszunützen und so schnell vorwärts zu eilen, als es ratsam wäre. Zu viel der interessanten Meeresprodukte sind um uns her ausgestreut. Allerhand hübsche Muscheln und Schnecken liegen dort. Die langen „Messerscheiden“ der Solenarten sind hier besonders häufig. Buntfarbige Schalen von Tellina-, Pfeifen- und Herzmuscheln sind massenhaft über den Sand ausgestreut. Auch an Schnecken, wie z. B. an den dunklen Gehäusen der Strandschnecke und den großen, weiß oder rostbraun bis schwarz gefärbten des Wellhornes, fehlt es nicht. Wir durchmustern hie und da eine Tang- oder Seeegrasmasse, welche das Meer ausgeworfen hat und in welcher sich mancherlei Getier aufhält oder eine der leichten, schwammartigen Ballen, welche die Eier des großen Wellhornes bilden. Dergleichen erregen die nicht gerade seltenen, vom Meere ausgeworfenen und rund geschliffenen Schiffstrümmer unsere Aufmerksamkeit, und einmal finden wir das Skelett eines großen gestrandeten Delphins.

An manchen Stellen hat man die Muschelreste am Strande zusammengescharrt, um sie noch vor dem höchsten Stande der Flut fortzuschaffen und als Dünger

auf die Felder zu fahren. Um größere Meerestiere, wie Krebse, Krabben, Seeigel und Seesterne zu finden, achten wir auf die Möven und Krähen. Wo diese sich zahlreich versammelt haben, sind wir im voraus gewiß, eine reiche Ausbeute zu machen. Bei unserem Näherkommen erhebt sich die ganze Schar mit Geschrei in die Luft, um sich bald darauf wieder an einer andern Stelle niederzulassen. Wie es die Schiffstrümmer thun, erregen desgleichen eigentümliche Gefühle zahlreiche Kaffeebohnen, mit denen die Wellen über dem Sande spielen. Sie sind vom Seewasser grasgrün gefärbt und bedecken auf mehrere Stunden hin den Strand. Sie werden von dem Schiffbruch eines großen Fahrzeuges herrühren, das nahe der Küste strandete und zerschellte.

Schon mehrere Male haben wir bei unserem Marsche große Scharen von Vögeln, die am Strande versammelt waren, aufgescheucht. Wiederum sehen wir jetzt in der Entfernung eine solche; wir machen Halt, um die Tiere einmal mit dem Fernglase in ihrem Treiben zu beobachten. Sie haben unser Herannahen noch nicht bemerkt oder glauben sich noch vor uns in völliger Sicherheit. Der Mehrzahl nach sind es Möven. Deutlich erkennen wir die hell und zierlich gefärbten Silbermöven; zwischen ihnen Lachmöven, Saat- und Nebelkrähen. Etwas abseits von den übrigen Vögeln eilt eine Reihe Austernfischer auf und ab. Die Möven und Krähen sind meist alle emsig mit der Aufnahme von Nahrung beschäftigt; man sieht sie hastig an Gegenständen, welche ausgeworfene Meerestiere sein werden,

herumhacken. Wir haben schon vorher Plätze besucht, an denen solche Vogelscharen sich aufgehalten hatten; dort fanden wir die Muschelschalen und Schneckengehäuse zertrümmert, die Tiere selbst aber herausgehakt. Von den Seeigeln blieben nur die rundlichen, fein gezeichneten und zierlichen Gehäuse zurück, von den Fischen die Gräte und von den Einsiedlerkrebse, welche aus den Schneckengehäusen, in denen sie saßen, herausgezerrt waren, der vordere, gepanzerte Theil, während der weiche Hinterleib verzehrt worden war. Diese Wahrnehmungen kommen uns jetzt bei der Betrachtung der ihre Nahrung einnehmenden Vögel zu gute und lassen uns den Zweck der Bewegungen und eifrigen, oft sonderbaren Bemühungen der versammelten Vögel deutlich erraten. Das Meer bildet an dieser Stelle eine seichte, in den Strand eindringende kleine Bucht. An solchen Stellen wirft die Flut stets besonders reichlich aus. Auf dem nur leicht von der Brandung bewegten Wasser dieser Einbuchtung schwimmen, ausruhend, einige schon gesättigte Wöwen, von kleinen, sich schnell verfolgenden Wellen in schaukelnder Bewegung gehalten. Am drolligsten nehmen sich unter unseren Vögeln die Austerfischer aus. Hintereinander laufend, gleich einer Reihe Soldaten, marschieren sie eilfertig mit den langen, dünnen und roten Beinchen über den Strand; scheinbar geschieht dies mit ausnehmender Schnelligkeit; das überaus hastige Bewegen der Beine erregt diese Täuschung. Das Benehmen dieser Tierchen auf ihrem seltsamen Gange erregt unwillkürlich

Heiterkeit, um so mehr, als sie dazu recht artig zu pfeifen verstehen.

Nachdem wir uns lange an dem hübschen Schauspiel ergötzt, gehen wir behutsam weiter. Allmählich wird die Aufmerksamkeit und Furcht der Vögel rege. Die Möven recken die Hälse empor, die Krähen setzen sich gravitatisch und flugbereit dazwischen und die Austerfischer unterbrechen ihren Lauf und stehen auf den dünnen Beinen in einer Reihe aufrecht da. Nun plötzlich erhebt sich freischend eine der Möven und fliegt davon; eine zweite folgt ihr, eine dritte; nun mehrere auf einmal. Mit ihnen machen sich die schlauen Krähen fort, nur einige ältere Möven bleiben noch ein Weilchen sitzen und entfernen sich zuletzt und ohne Hast. In weitem Bogen fliegen die Möven um uns herum und lassen sich an anderer Stelle wieder gemeinsam nieder; die Krähen fliegen ihnen nach, scheuen jedoch die Nähe der hohen Brandung; die Austerfischer endlich streichen dicht über den Strand hinweg, setzen sich in geringer Entfernung schon wieder nieder und beginnen sofort unter abwechselndem Pfeifen ihren drolligen Marsch. Hübscher noch, wie diesem Treiben am Strande, ist es, den Möven zuzusehen, welche draußen in der Brandung ihren Fang erbeuten. Mit hastigem Flügelschlage schweben sie für Augenblicke dort über der schäumenden Flutwelle. Nun erhebt sich diese zu einem Ramme, und in dem Momente, wo sie überstürzt und in weißem Gischt zerstiebt, stürzt sich der Vogel auf dieselbe nieder. Einen Augenblick lang spritzt der

Schaum des Wassers über sein Gefieder, doch schon erhebt er sich wieder mit ein paar kräftigen Flügelschlägen, den Fang, den er meist gleich herunterwürgt, im Schnabel haltend. Scharf in das Wasser niederschauend und durch die schnelle Bewegung der Schwüngen sich in gleicher Höhe über demselben haltend, erwartet er so die nächste der herankommenden Wogen, um das nämliche Spiel von neuem zu beginnen. Zuweilen aber wendet er sich auch zu einer andern Stelle der Brandung, zu der sein kühner und reißender Flug ihn mit Windesschnelle hinträgt.

Bei diesen Vogelstudien haben wir kaum auf die höher und höher steigende Flut geachtet. Bereits hat sie den größten Teil des Strandes überspült. Was der Mann in Scheveningen uns vorher sagte, als er uns zur Eile riet, ist bereits eingetroffen: das Gehen in dem losen Sande des oberen Strandes wird äußerst beschwerlich. In scharfem Trabe eilen eben zwei mit Pferden bespannte Karren vorüber, die den zusammengescharrten Auswurf der See geladen haben. Die Männer winken uns, zu ihnen auf die Karre zu steigen; allein wir ziehen es vor, die kurze Strecke bis Rattwijk noch zu Fuß zurückzulegen, als auf den über und über beschmutzten Wagen, denen sogar ein Brettersitz fehlt, Platz zu nehmen. Wir blicken uns um, um zu sehen, wie weit Scheveningen hinter uns liegt. Raum vermag man noch eine Andeutung des Ortes, viel weniger die Masten der Schiffe zu erkennen, die sonst doch schon aus weiter Ferne herübergrüßen; nur

der Leuchtturm, auf hoher Düne erbaut, ragt als kleines, schmales Stäbchen empor. Nahe vor uns aber liegt unser Ziel, der Ort Rattwijf auf ganz niederen Dünen. Ein paar Fischerboote ruhen auf dem Strande. Wie wir näher kommen, verläßt eine Schar Kinder ihr Spiel im Sande, stellt sich um uns und blickt uns neugierig an.

Obwohl recht ermüdet von dem andauernden Waten durch den tiefen Sand, drängt es uns doch, noch vor Sonnenuntergang die Mündung des alten Rhein zu besuchen. Sie liegt nur wenige Minuten von dem Orte entfernt. Die Dünen sind hier beträchtlich niedriger als bei Scheveningen und weniger gut mit „Helm“ bewachsen, dringen aber viel weiter in das Land hinaus vor. Unser Weg führt uns über dieselben hin und auf einen weiten Platz, auf dem zahlreiche Arbeiter in Thätigkeit sind und den Sand zu künstlichen Dünen aufschütten. Mit Schiebkarren, die über lange Bretterreihen hinlaufen, holen sie ihn aus entfernteren Teilen der Dünen, die hier in einer für das Land verderblichen Bewegung begriffen sind. In die aufgefahrenen Sandmassen werden sofort in regelmäßigem Abstände Büschel des Dünenhafers eingesteckt, um deren Verwehen beim Windzuge vorzubeugen und der neuen Anlage Halt zu verleihen.

Gleich hinter diesem Terrain überrascht uns in unbedeutender Dünensenkung auch schon der Anblick des „Rheines“, des einzigen der vielen Mündungsarme, der den ursprünglichen Namen des stolzen Stromes

beibehält. Wäre man so kleinlich, sich an den Namen zu klammern und darüber die Wirklichkeit zu vergessen, hier wäre dann jedenfalls der Ort, in die Klagen einzustimmen, welche das traurige Ende des schönen Stromes betrauern. In der That ist dieser Mündungsarm im höchsten Grade unbedeutend und spielt augenblicklich kaum mehr als die Rolle eines künstlich erhaltenen Kanals, der die Städte Utrecht und Leyden und die zwischenliegenden Orte untereinander und mit dem Meere verbindet. Nicht nur für Seeschiffe, selbst für größere Flußfahrzeuge ist er nicht passierbar. Etwa hundert bis zweihundert Schritte von der Mündung entfernt, die durch weit ins Meer vorgebaute Steinwälle geschützt ist, ist der Fluß, wie ich mich durch eigene Messung an einer über ihn führenden Brücke überzeugt habe, nur fünfzig Schritte breit. Einst hatte der Wind sogar die ganze Mündung durch Sand verweht, die Dünen schritten darüber weg. Mühsam mußte man ihn wieder durch dieselben leiten und den Sand durchstechen. Man führte, um ähnliche Vorkommnisse für die Zukunft zu verhüten, Steinwälle zu beiden Seiten auf und brachte Wehren an, die das Wasser des Meeres zeitweilig am Eindringen hindern sollen. Daß gerade dieses unbedeutende Wasser allein den Namen Rhein beibehält, verdient indes immerhin Beachtung und gestattet den Schluß, daß derselbe in früheren Zeiten eine ungleich höhere Bedeutung gehabt haben mag. Die großartigsten Veränderungen haben ja in diesem Mündungslande des Rheines stattgefunden,

dessen Gestaltung noch bis zur Jetztzeit keineswegs als feststehend anzusehen ist. Nur die mächtigen Deichanlagen der Holländer vermögen den einzelnen Flußläufen eine gewisse Regelmäßigkeit zu verleihen und deren Wasser, das oft beträchtlich höher steht als das umliegende Land, gesammelt dem Meere zuzuführen. Die Hauptrheinmündungen liegen augenblicklich weiter westlich und der wichtigste Ausfluß unter denselben ist wohl derjenige, an dem Rotterdam liegt. Sonderbarerweise nennt der Holländer diesen Mündungsarm „die Maas“, obwohl er neben dem Wasser dieses Flusses doch vor allem dasjenige des Lek und der Waal, der Hauptäste des Rheinstromes, in sich vereinigt.

Neben der seeartigen, aber flachen Einbuchtung des Biesboschs, den die Bahn von Rotterdam nach Antwerpen auf der berühmten langen Pfeilerbrücke überschreitet und dessen Ausdehnung so beträchtlich ist, daß nach beiden Seiten hin sich dem Blick ein Wasserhorizont bietet, gewährt keiner der vielen Mündungsarme einen so großartigen Anblick, als eben der von Rotterdam. Von zahlreichen Fluß- und Seefahrzeugen belebt, zieht er breit und mächtig durch die weite Niederung dahin. Und besonders bei stürmischem Wetter, wo der Wind hohe Bogen über seinen Spiegel treibt und in der Nähe der See die Ufer mehr und mehr sich voneinander entfernen, ist es ein ergreifendes Bild, wie es nur immer die Mündung eines großen Stromes bieten mag. Uns liegen die Eindrücke einer Fahrt auf dem großen Strome bis zu seiner Mündung,

die wir vor wenigen Tagen gemacht, noch zu nahe, als daß uns nicht der alte Rhijn, wie er, scheinbar ohne Bewegung, zwischen den Dünen steht, erst recht erbärmlich erscheinen müßte; und nach kurzer Betrachtung und Rast am Ufer desselben wenden wir uns wieder der Höhe der Dünen und dem Dorfe zu, um bis zur Abfahrt des Dampfstramway nach Leyden noch den Anblick des Meeres zu genießen.

Wieder schauen wir auf seine unendliche Fläche. Eben sinkt die Sonne hinter geröteten Wolkenbänken. Eine düstere Glut überzieht den Abendhimmel, und das Meer strahlt sie milder zurück. Langsam verbleichen die hellen Farben; graublaue Schatten gehen von Westen auf und schreiten gegen den Zenith vor. Das Meer hüllt sich in Nebel und Dämmerung. Schweigend haben wir uns auf dem Sande der Dünen niedergelassen; noch immer wälzt die steigende Flut ihre Wogen heran und ihr Gebrause schallt durch die Stille des Abends. Wie manche Erinnerung taucht in solchen Stunden im Geiste auf; alle die Bilder, wo man das Meer in anderer Stimmung gesehen, treten wieder hervor. Aber wo es auch sein mochte, unter welchen Bedingungen, stets ergreift es unser Gemüt mit geheimnisvoller Gewalt. Besonders wer längere Zeit auf einer kleinen Düneninsel weilte, wie es mir vergönnt war, hat diese Gewalt erfahren.

Wenn am Morgen die Sonne strahlend aus den Fluten taucht und warmes Licht über den leicht bewegten Spiegel gießt, wenn ein leichter, frischer Wind

von der See herüberweht und das kräftige Brausen der Brandung ertönt, dann erhebt das Meer das Gemüt und weckt Thatkraft und Selbstbewußtsein in der Brust des betrachtenden Menschen. Diese freie, heitere Stimmung weicht leicht der Schwermut, wenn der Abend auf Meer und Strand sich senkt. Dann leuchtet auf den weißen Wogenkämmen die düstere Glut des Himmels, und seltsames Licht übergießt den Strand und die Dünen. Nachdem dann die Sonne hinabgesunken ist und tiefere Schatten auf das Meer sich legen, beschleicht ein Gefühl der Verlassenheit den einsamen Beschauer; das Geräusch der Wogen scheint stärker zu werden, und näher und näher treibt die Flut ihre Wogen. Und wenn dann erst der Wind aufspringt und die Wellen treibt, bietet der Strand einen seltsamen Anblick. Der von der Luft getrocknete Sand wird vom Boden hinweggeführt, aber die Gewalt des Luftdruckes läßt ihn nicht emporsteigen, sondern führt ihn dicht über die Erde fort. Dann scheint der feuchte Strand erhitzt zu sein und leichten weißen Dampf zu entsenden, der windschnell über die Fläche streicht.

Besonders ergreifend aber ist das Herannahen der Flut während der Nacht. In eintönigem Gebrause schlagen die Wogen gegen den Strand und neben uns pfeift der Wind in den dünnen Halmen des Dünengrases. Da plötzlich tönt schwach von einem fernen Teile des Ufers her ein dumpfer Donner, er findet Nachklang und kommt grollend näher. Und nun sehen wir

plötzlich bei dem matten Lichte der Gestirne vor uns, dort, wo dunkel das Meer den Saum des Strandes begrenzt, eine weiße Masse sich aufstürmen und wind- schnell vorübereilen, und gleichzeitig erschallt ein dumpfes, mächtiges Brausen, unter dem der Sand unter unseren Füßen zu erzittern scheint. Noch einen Augenblick erschallt's wie ein Echo in der Ferne, dann wird es still und wieder tönt das nämliche regelmäßige Gebrause der Wogen, bis eine zweite Flutwelle dieselben Scenen erneuert. Nur das sanfte Licht des Mondes mildert diese wilde Bewegung der brandenden Wogen; unter seinem matten Schein, der blinkend auf der Fläche ruht und unendlichen Zauber darüber ausgießt, wird die sich nahende aufbäumende Welle zum dunklen Schatten, der über die helle Fläche streicht, und wo, sich überstürzend, ihr Kamm in weißem Gischt zerstiebt, sieht das Auge nur heller aufblitzende silberne Massen. Wenn dann vorüberziehende Wolken das Gestirn für uns verdunkeln und in der Nähe tiefe Schatten auf das Meer sich breiten, dann strahlt in der Ferne noch immer die ruhige Fläche wie von magischem Licht erhellt.

Wahrhaft furchtbar aber wird das Meer im Sturme und bei trübem, regnerischem Wetter. In nächster Nähe scheinen dann die schweren, dunklen Wolkenballen auf der düsteren, wild bewegten Oberfläche zu liegen. Die Gewalt des Windes wird erschreckend, und das Geheul und Pfeifen des Sturmes schallt furchtbar durch das wilde Brausen der schäumenden Brandung.

Wer, ergriffen von der Mannigfaltigkeit und Größe dieser Erscheinungen, in der Erinnerung ihrer gedenkt, fragt sich nach den Ursachen ihrer so tiefen Einwirkung und sinnt über die Beziehungen, welche zwischen der Natur des Meeres und dem menschlichen Gemüte walten.

Raum berührt von innerem Wechsel, ist das Meer ein Spiel der Luft, ein Spiegel des Firmamentes. Zwar bestimmen Beleuchtung, Verteilung von Licht und Schatten auch auf dem Lande die Wirkung eines Naturgemäldes. Der Abend verleiht übereinstimmende Züge jeder Landschaft, und ähnliche Wirkung übt die Natur im heiteren Lichte des Morgens unter jeglicher Gestalt. Aber immer drängt sich dabei das individuelle Gepräge hervor; Formation des Bodens, Pflanzenwuchs und Zeugen menschlichen Wirkens kommen zur Geltung. Das Hochgebirge mit den düsteren Nadelwäldern stimmt ernst, auch wenn heller Sonnenschein auf den Wipfeln strahlt, und die freundliche, blumenübersäte Wiese weckt Frohsinn und Heiterkeit selbst an trüben Tagen. Vor allem aber, wo bebaute Fluren und menschliche Ansiedlungen dem Blick begegnen, verknüpfen gemeinsame Beziehungen Naturansichten verschiedenen Charakters und schwächen den Eindruck des Gesamtbildes, wenn auch in mildernder Form.

Alles dies fällt weg beim Anblicke des Meeres! Die vergängliche Düne, pflanzenarm, ohne menschliche Spuren, dazu nur wenig über die Fluten ragend, trennt die Phantasie von den Vorstellungen, mit denen

sie zu schaffen gewohnt, und läßt den Geist sich sammeln zur völligen Hingabe an die Erscheinungen des Himmels und des Meeres. Zwischen diesen aber herricht stete Harmonie und, sich gegenseitig verstärkend, wirkt ihre Vereinigung als ein Ganzes mit erschütternder Macht. Wer einmal die Nacht über das Meer heraufziehen sah, empfand das. Wenn dann allmählich die Gestirne aus dem Dunkel treten und von der stillen Höhe herniederstrahlen, wirft das Meer ihren blassen Schein zurück. Den Gedanken an die Unendlichkeit des Alls, den der Blick zur Höhe weckt, nährt das Meer, ein Abbild seiner Größe, und Schauer durchziehen das Gemüt, das sich in die Tiefen der Allmacht versenkte.

10. Eine Wanderung durch das Riesengebirge.

Schon längere Zeit haben wir in den weiten Niederungen Posen's und Schlesiens gewelt und nach allen Richtungen hin diese Gegenden durchstreift. Aber auf die Dauer ermüdet der Anblick der Ebene, man verlangt nach den Bergen und begrüßt mit Freuden den Zug, der uns endlich von Breslau aus, dem Riesengebirge entgegenführt. Schon treten in der Ferne hohe, blaue Vorberge hervor, Bodenwellen schwingen sich langsam aus dem fruchtbaren Flachlande an; bald öffnen freundliche Thäler ihre mit Fluren, Waldungen und Ortschaften bedeckten Höhenzüge, und frische Bergbäche rauschen dem Laufe des Zuges entgegen. Aber mit den anheimelnden Bildern ländlicher Stille wechselt ab und zu das rege Getriebe des Bergbaues und der Industrie mit ihren qualmenden Zechen. In schlangenartigen Windungen klettert die Maschine im Thale aufwärts; und bald gestattet die von der Bahn erklimmene Höhe jenseit der ersten Vorberge den Ausblick auf den Hauptkamm des Gebirges. An dieser Stelle liegt Hirschberg, am Nordrande eines mehrere Stunden breiten, dem Zuge des Hauptkammes vorgelagerten Thalbodens, welcher vom Bober durchflossen wird. In der Bauart des altertümlichen und durch seine Spitzen-

manufaktur berühmten Städtchens liegt schon ein fremder Zug. Wenn man in Innsbruck, Salzburg oder Bern, wo die großen Alpenstraßen münden, Anklänge an den Süden findet, erscheint es natürlich; hier in Hirschberg aber, soweit im Norden, berührt es seltsam, einen Marktplatz zu sehen, dessen einfassende Häuser, gleich denen der italienischen Städte, über düstern Arkaden aufsteigen, während unten im Halbdunkel der massiven Gewölbe die Waren der anstößenden Geschäftshäuser zum Verkaufe ausgelegt sind. Außerhalb der Stadt wird es freundlicher; stattliche Landhäuser in großen, wohlgepflegten Gärten schließen sich an die alten Straßen an und leiten unvermerkt den Wanderer zum nahegelegenen Kur- und Badeorte Warmbrunn herüber, dessen weiße Häuser aus anmutigem Grün hervorschauen.

Zimmer freier und großartiger öffnet sich uns in zwischen der Blick auf das Gebirge. Wie eine finstere Riesenmauer steigt es vor uns empor; denn die einzelnen hervortretenden Gipfel sind nicht bedeutend im Vergleich zu der mächtigen Erhebung des Hauptkammes, dem sie aufgesetzt sind. Es war Abend, als wir uns dem Gebirge näherten. Das Regenwetter der verflossenen Tage hatte lange weiße Wolkenschichten zurückgelassen, die nun auf halber Höhe des Riesenkammes schwebten und den rechten Maßstab für dessen Höhe gaben. Ab und zu trat der Mond aus zerteiltem Gewölk hervor, ferne Wasser blitzten aus der dunkeln Landschaft auf, bis die bewaldeten Vorberge näher

rückten und einladend schimmernde Lichter aus den Fenstern niederer Bauernhäuser uns den Ort Hermsdorf am Fuße des Rynast verkündeten.

Während der Nacht hatte sich das Wetter geklärt; der Morgen zog klar über das Gebirge herauf, als wir über tauperlende Wiesen und durch harzduftende, stille Tannenwälder dem Rynast zustiegen. Frisch wehte die Morgenluft, die Vögel erwachten und stimmten helle Lieder an, und die ersten Sonnenstrahlen schweiften eben über Berg und Thal. Immer weiter breitete sich bei jedem Rückblick die Ferne aus; der breite Thalgrund von Hirschberg mit seinen fernen Bergen entrollte sich mehr und mehr. Blasse Nebelstreifen lagen in seiner Tiefe, Teiche und Wasserläufe glänzten daraus hervor, und auf Tausenden Fenstern in Dörfern und Gehöften glühte eben der Widerschein der aufgehenden Sonne. Plötzlich schimmerte moosumwuchertes Mauerwerk zwischen den braunen rissigen Baumstämmen, ephuumspinnene Burgtrümmer ragten auf kühnen Felsklippen. Ein Gasthaus hat sich im Bereich der alten Ruine eingebettet, und ein alter hoher Wartturm mit verwittertem Gestein steht daneben auf dem höchsten Gipfel des Berges, der nach der andern Seite hin in jähem, schwindelndem Absturz zum finstern Höllengrund sich senkt. Diese Ruine ist der Rynast, dessen Sage Körner in seiner Ballade unsterblich besungen. Vom Turm herab fällt der Blick auf das schmale Felsgesims, von dessen glatten Felsen herab der Schwindel die unglücklichen Ritter in die graufige Tiefe stürzte, die, dem Verlangen

der stolzen, kalten Gräfin getreu, als Werbungspreis mit ihren Rossen den Ritt um die Burg am Rande des Abgrunds wagten. Furchtbar in der That, ist dieser Felsabhang und wohl geeignet, die Phantasie zu beleben und den Stoff zu graufigen Sagen heraufzufördern; aber nicht minder erhaben ist der Blick in die Ferne und auf das nahe Gebirge, das hier bei klarem Wetter in seiner ganzen Länge überschaut werden kann. Dort im Osten ragt die Schneekoppe über den kahlen Kamm, daneben die Sturmhaube und das hohe Rad, an seinem Abhange blickt man in die beiden Schneegruben hinein und weiter gegen Westen liegt der finstere Reifträger wie der Deckel eines Riesensarges auf der einsamen Hochfläche des düstern Kammes.

Vom Rynast aus führen mehrere stille Waldpfade dem Herzen des Gebirges zu. Es ist eine feierliche Natur, die in diesen Thälern herrscht, in denen nur das Rauschen der klaren Bergbäche, das Wehen des Windes in den hohen Laub- und Nadelkronen und die Stimmen der Vögel erschallen. Während wir diesen Lauten lauschen, erzählt im Weitergehen unser Führer unverdrossen seine Geschichten von den Tücken des Berggeistes Rübezahl, der hier im Riesengebirge sein Wesen treibt. Hier zeigt uns der geschprächige Alte auf moospolstertem Felskoloss Rübezahls Ruhebank, dort in aufeinandergetürmten Granitblöcken seinen Backofen mit liegengebliebenen, hernach versteinerten Broten, dort in feuchter Berggruft seinen Felsenkeller, auf ragendem Vorsprung seine Kanzel und anderswo seine Schatz-

kammer voll unermesslicher Reichtümer. Wer sie nur zu heben und am rechten Ort zur rechten Stunde das rechte Wort zu sprechen vermöchte! Es ist seltsam, wie sehr die Sagen von diesem Berggeiste ins geistige Leben des Volkes im Riesengebirge eingedrungen sind; aber die Natur umher hält sie wach und läßt sie ewig jung erscheinen, ist ja doch dieser Rübezahl mit all seinen tollen Streichen nichts anderes, als die personifizierte Natur des Gebirges mit dem schnellen Wechsel ihrer Erscheinungen. Wenn bei klarem Wetter aufsteigende Luftströme sich verdichten und plötzlich die hohen Gipfel des Gebirges mit Wolken umhüllen; wenn unvorhergesehen nach hellen Herbsttagen am Abend dunkles Gewölk sich zusammenballt, in abenteuerlichen Gestalten über die düstern Moorgründe der Höhe zieht und weiße Schneeflocken in wirrem Tanz herunterwirbeln, wenn dann am Morgen den erstaunten Thalbewohnern der Riesenkamm wie ein weißes Schneegebirge über den Wäldern ragt; oder wenn der auf der Koppe Erwachende morgens auf ein unermessliches, unter ihm lagerndes Wolkenmeer schaut, das in blendendem Lichtglanz die Welt umspannt und aus dem befremdend nur einzelne benachbarte Gipfel wie Inseln aus dem schaumbedeckten Ozean auftauchen; wenn solche Naturerscheinungen den Bewohner überraschen, dann ist's in seiner Phantasie Rübezahls Spiel. Er steckt mit seiner Bosheit hinter dem Wildbach, der die Werke des Menschen zerstört, und in den tiefen, schwammigen Moorgründen, wo Nebel den Wanderer in die Irre führen und der Fuß gurgelnde, geheimnis-

volle Laute im elastisch zitternden Grunde weckt. Aber der Berggeist hat auch seine guten Stunden. Gerade uns hatte er manche hübsche Überraschung bereitet, den Weg mit den köstlichsten Himbeeren und Erdbeeren besetzt und sogar an etlichen über die Bäche hängenden Erlenbüschen, deren Blätter eine frühe kalte Nacht geröthet, sein Hauptkunststück, die Verwandlung von Laub in Gold versucht.

Doch nicht immer hält uns der Pfad im schattigen Walde, zuweilen führt er auf nackte Felsgräte, wo dann die Aussicht auf die tief unten ruhenden Thäler winkt. Dort erblickt man Dörfer mit weit umher zerstreut liegenden braunen Häuschen, die wie in den Alpen auf grünen Bergwiesen stehen. Von Viehzucht und dem Lohn als Holzfäller leben die Leute. Die Arbeitsstätte der letztern verkünden weithin schmale blaue Rauchfäden, die aus dem dunkeln Waldesmeer hier und dort hinaufschweben. Erst im Winter werden die gefällten Stämme heimgebracht, wenn der Schnee die Thalsohle hoch bedeckt. Dann bringt man droben im Walde die Stämme auf mächtige Schlitten mit vorn hoch umgebogenen Rufenenden, zwischen denen der Führer sitzt und, mit den schweren benagelten Schuhen gegen den Schnee sich stemmend, das Fahrzeug im windschnellen Laufe lenkt und hemmt. Während des Sommers und Herbstes beschäftigen sich zahlreiche Erwachsene und Kinder mit dem Einsammeln von Beeren, und manche Männer nehmen Dienste als Führer und Träger bei den das Gebirge durchwandernden Fremden. Aber auch die In-

dustrie ist diesen Thälern des Gebirges nicht fremd, und besonders sind es einige Glashütten, die allenthalben im besten Rufe stehen. Ich besuchte die bekannteste derselben, die Josephinenhütte bei Schreiberhau. Die Schmelzen liegen in einem einstöckigen schuppenartigen Gebäude, welches ganz von hohen Haufen von Holzscheiten, die zum Heizen verwandt werden, umgeben ist. Rings um einen jeden der freistehenden Öfen, der eine Reihe von Einlässen besitzt, läuft eine niedere Tribüne, auf der die Bläser stehen. Alle tragen große blaue Schutzbrillen, welche der Gesellschaft ein ganz gelehrtes Aussehen verleihen. Jeder dieser Männer ist ein Künstler in seiner Art, und man sieht staunend in unglaublicher Schnelle Stück für Stück der kostbarsten Gegenstände aus den glühenden Schmelzklumpen des zähflüssigen Glases entstehen. Das Magazin der Hütte bietet eine prächtige Ausstellung der schönsten hier gefertigten Gefäße in allen Farbentönen, in allen Formen und Gestalten, vom schlichten Wasserglase bis zur prunkvollen, reichverzierten Riesenvase.

Als wir alles genugsam betrachtet und uns im Gasthaus an einem Gericht der köstlichen Forellen gelabt hatten, welche die Bäche des Riesengebirges in seltener Güte beherbergen, stiegen wir weiter, mehrermals überrascht durch hübsche Wasserfälle des Zacken- und Rochelbaches, welche weniger durch ihre Wasserfülle, die bei Ankunft der Besucher durch das Öffnen von Schleusen verstärkt wird, als vielmehr durch die milden Reize der sie umgebenden Waldeseinsamkeit den

Beschauer erfreuen. Allmählich wird beim Höhersteigen die Gegend rauher, die Bäume kriechen mehr und mehr in sich zusammen, Moose beginnen ihre Polster um alle Zweige zu hüllen, Bartflechten lassen ihre langen wirren Zöpfe von den Stämmen und Ästen herabhängen, und am Boden breiten nasse Torfmoose schwammige, blaßgrüne Kissen über den schwarzen Moorboden. Manche dieser Moornälder, in denen die Erle vorherrscht, hat man mit Erfolg entwässert, durch Anlage von Abzugsgräben vom überflüssigen Bodenwasser befreit und zur Anpflanzung von Tannen geeignet gemacht. Aber allgemein wird in dortigen Gegenden behauptet, daß seit dieser Änderung drunten in den Thälern sich die verheerenden Überschwemmungen nach plötzlichen Regengüssen stark vermehrt hätten. Ich bezweifle diese Wahrnehmung nicht. Man darf die Aufforstung kahler Gebirgsrücken, die Bewaldung unfruchtbarer Sandheiden als Mittel zur Besserung auch der klimatischen Beschaffenheit einer Gegend bezeichnen, der Austrocknung der Moornälder und Torfgründe in höheren Gebirgen ist dagegen nur eine Steigerung des direkten Bodenertrages, keineswegs eine allgemeine Aufbesserung der Landesverhältnisse zuzuschreiben. Man sollte diese Thatsache nicht aus dem Auge lassen. Die Moore der Gebirgsländer spielen eine bedeutsame Rolle im Haushalte der Natur; sie ziehen Nebel und Wolken an, sie sind die Spenderinnen der Quellen, sie regeln den Wasserstand und sind somit die erste Bedingung für die stete Schiffbarkeit der Flüsse. Was für den Rhein die Firn-

massen und Gletscher der Alpen, das sind für die Elbe, die Oder und die Mehrzahl der andern nord- und mitteldeutschen Flüsse die Moore und Torfflächen des Riesengebirges, der Sudeten, des Böhmerwaldes und der benachbarten Bergzüge.

Auch die Wälder mit ihrem Farngestrüpp ließen wir endlich hinter uns; vor uns lagen frischgrüne Bergwiesen mit vereinzelt Granitblöcken besät, um welche dichtes Strauchwerk von Wald- und Heidelbeeren wucherte. Weidende Rinderherden sandten, wie auf den Almen der Alpen, weithin melodisches Glockengetön, und eine gastliche Baude lud uns nach langem, beschwerlichem Anstieg zur wohlverdienten Rast. Eine Baude im Riesengebirge ist dasselbe, was wir in den Alpen Sennhütte nennen. Hier wie dort giebt es solche, die nur während des Sommers bewohnt sind und die auf den höchsten Bergrasen stehen, und solche, in denen jahraus jahrein die Milchwirtschaft betrieben wird. Die letzteren haben meist den Schutz der tiefen Thäler aufgesucht. Ein solches Gebäude ruht auf einer mächtigen, aus schweren Steinblöcken aufgemauerten Terrasse; schwere Bohlen bilden die Wände, die Fugen sind zuweilen mit Moos verstopft und mit Lehm verschmiert und innen mit blank gehobelten Brettern ausgekleidet. Schindeln decken das flache Dach, auf dem schwere Felsstücke als Schutz gegen die Gewalt der Stürme ruhen. Auch die Wetterseite des Gebäudes ist häufig noch mit Schindeln belegt. Aus der Hausflur gelangt man meist nach der einen Seite durch eine Thür zu der sehr einfach

ausgestatteten Wohn- und Fremdenstube, nach der andern Seite zum Stalle und nach hinten zur Milchammer, welche sich zum Teil schon dem kühlen Boden der anlehrenden Bergwand einschmiegt. Die Hausflur ist in den meisten Fällen zugleich auch Küche. In der Milchammer, wo das klare, kalte Wasser einer Quelle durchgeleitet fließt, stehen in hölzernem Trog die Zinkgefäße mit Milch, deren Rahm zu Butter verarbeitet wird, während aus der rückständigen noch süßen Milch zumeist Koppenkäse bereitet wird. Das abfließende Bächlein ergießt sich neben dem Hause in einen Trog, den ein ausgehöhlter Baumstamm bildet, an den die heimkehrenden Heerden zur Tränke geführt werden und aus dessen oberer Einflußröhre das Wasser zum täglichen Gebrauch entnommen wird. So ist die Baude in ihrer ursprünglichen Weise; allmählich aber hat sich beim zunehmenden Fremdenverkehr aus mancher derselben ein förmlicher Gasthof heraus gebildet, mit einem geräumigen Gastzimmer und zahlreichen, freilich stets sehr kleinen, im obern Stocke gelegenen Schlafkammern, von denen jede 2 bis 3 Betten besitzt. Indes ist die wahre Natur der Baude dadurch nur in seltenen Fällen ganz verwischt; ein Rest erfreulicher Einfachheit und Artümllichkeit ist geblieben. Der fracktragende Kellner, als Stempel moderner Überkultur, fehlt mit Ausnahme des Gasthofs auf der Schneekoppe noch in den Bauden des Riesengebirges, Mädchen besorgen den Tisch in schlichter Weise, und das Gebrüll des Rindviehs schallt noch patriarchalisch durch alle Räume einer echten Baude.

In keiner einzigen aber fehlt während des Sommers eine Harfenspielerin, meist eine alte, häßliche Person, die, in einer Ecke des Zimmers sitzend, abends ihre Gesänge von Lenz und Liebe, die für sie selbst längst entschwunden sind, herzerreißend durch den Raum erschallen läßt. Fidele Gesellschaft von Wanderern aus allen Theilen des deutschen und österreichischen Landes findet sich fast stets in der Reisezeit in diesen Bauden ein, und frohe Lieder und laute Scherze übertönen dann bald den Harfenklang und das Lied der Sängerin. Zur Ehrenrettung der Riesengebirgsfänger sei es gesagt, daß vereinzelt auch bessere Leistungen unter ihnen zutage gefördert werden, und daß namentlich in den Bauden auf der böhmischen Seite, wo bekanntlich die Volksmusik zu Hause ist, manch tüchtiger Spieler mit Harfe, Zither oder Violine die lauschende Schar der Gäste ergötzt. Während der Pausen schaut man sich dann wohl das Fremdenbuch an und sucht nach dummen Herzensergüssen, drolligen Bemerkungen und bekannten Namen. Im letzteren Falle würde ein Rheinländer freilich Mühe haben, etwas zu finden. Berlin, Breslau, Dresden und die Städte der Ebene herab bis Posen und Bromberg sind stark als Wohnort der Gäste vertreten, aber nur höchst selten begegnen wir einmal dem Namen irgend einer rheinländischen, westfälischen oder süddeutschen Stadt.

Wir hatten in der schlesischen Baude Rast gemacht und setzten noch am späten Nachmittag unsern Marsch fort, um vor Abend die Rammhöhe zu erreichen, ob-

wohl der Führer dazu ein nicht gerade erfreutes Gesicht machte und zwei dienstbeflissene junge Mädchen der Baude uns baten, dort zu bleiben, da sie sonst am Abend zum Harfenspiel ja nicht tanzen könnten. Ungerührt schieden wir von dannen. Bald schon verkündeten auf dem Berggrasen stehende alpine Kräuter die Höhe unseres Standortes. Die buschigen Samenstände des Teufelsbartes, die reizenden Primeln und Silenen, die ultramarinblauen Gentianen und leuchtenden Nelken erinnerten ganz an die hochgelegenen Matten der Alpen, und selbst das isländische Moos gesellte sich am Boden zu ihnen. Freilich liegt hier die Grenze des Baumwuchses und die Zone der Alpenkräuter bedeutend niedriger als in den Alpen, und wo auf dem Ramme des Riesengebirges nur verkrüppeltes Knieholz und Ebereschengestrüpp den Boden bekleidet, stehen in den Thälern der Schweiz und Tirols in gleicher Höhe noch große Bestände stattlicher Tannen und Arven.

Wir hatten inzwischen die Hochfläche westlich vom Reifträger erreicht und schritten durch den etwa drei Fuß hohen „Wald“, welchen hier oben die Krummholzfichte bildet, deren sparriges, am Boden hingestrecktes Geäst und seltsam geformtes schwarz-grünes Nadelgewirr in den bizarrsten Gestalten die sonst unendlich öde Fläche belebt. Diese Zwergfichten, deren Holz ein vorzügliches Material zu den feinsten Schnitzarbeiten liefert, stehen auf der Höhe des Rammes, zur Abwehr gegen Stürme und Unwetter und zum Segen für das tiefere Land, unter besonderem Schutze und dürfen nicht abgehauen

werden, bilden somit mit ihren alten vermodernden Stämmen und Ästen und verwitterten windzerzausten Gestalten einen förmlichen Urwald im kleinen. Mitten in diesem Gebiete überschritten wir die böhmische Grenze, die sich längs des Hauptkammes hinzieht. Jetzt ist sie von beiden Seiten so gut wie gar nicht bewacht, früher blühte aber auch hier der Schmuggel, und wir sahen noch ein altes Steinkreuz, welches über dem Grabe eines von Zollwächtern erschossenen Menschen steht. Die Breite der obern Fläche des Riesenkammes wechselt an den verschiedenen Orten, mag aber im Durchschnitt 5 bis 20 Minuten betragen. Diese nach den Seiten hin schmale, in der Längsrichtung stundenweit ausgedehnte Hochfläche trägt nun die einzelnen hervorragenden Bergrücken und Hauptgipfel des Gebirges, dacht sich erst allmählich, dann steiler gegen das vorgelagerte tiefere Bergland hin ab, wird aber stellenweise auch von jähem Abstürzen, wie bei den Schneegruben, oder von tiefen Thalschluchten, wie am Riesengrunde, begrenzt. Mit dem Hauptwalle parallel streichend, ziehen sich gegen Süden die niedrigeren „böhmischen Rämme“ hin, deren Ausstrahlungen weit hinaus den Norden Böhmens mit Hügelzügen überdecken.

Die Abendbeleuchtung warf ein glühendes Rot über die einsame Landschaft, und in violetten Farbentönen, in immer höheren und blasseren Linien schließlich am fernem Horizonte verschwindend, lagen gegen Westen die Bergzüge des Isergebirges und die weithin ausschweifenden Stufenlandschaften Nordböhmens. Schon war

der Abend hereingebrochen, als wir eine Wiese erreichten. Es war ein mooriger Grund, auf dem der Fuß vorsichtig die grünen, trügerischen Moospolster vermeiden und zwischen Pfützen hindurch die höheren Grasinseln zum Weiterkommen aufsuchen mußte. Wir ließen uns an einer trockenen Stelle nieder. Der Wind sang eintönige Weisen in den düstern Büschen des Knieholzes. Rinnsale mit langsam hinschleichendem Wasser umgaben uns von allen Seiten. Eine kleine Vertiefung sammelt sie, und ein kleiner Quell wirbelt auf deren Boden die Sandkörner empor und verstärkt das abfließende Bächlein. Sein spärliches Wasser rinnt langsam abwärts über den moorigen Grund, weiße Wollgrasbüschel neigen sich darüber hin, ein einziger Schritt führt uns hinüber, aber der Name des Bächleins flößt Achtung ein, es ist — die Quelle der Elbe. Eine halbe Stunde unterhalb der Elbwiese macht sie in einem schäumenden Wasserfall den kühnen Sturz vom Rande des Kammes, rauscht dann in kleinern Fällen, verstärkt durch zahlreichen Zuwachs aus allen Seitenschluchten, in felsigem Bette und tiefer, romantischer Thalschlucht dem Elbgrunde zu, wo das stärkere Weißwasser sich mit der Elbe vereinigt und dieser von nun an erst die Bedeutung eines kleinen Flüsschens verleiht.

Die Dunkelheit hatte schon stark zugenommen, als wir die Elbquelle verließen; ein heftiger, eiskalter Wind begann auf der Höhe des Kammes zu wehen, und bald waren wir in ein stürmisches Wolkentreiben geraten, welches die ganze Höhe mit windgepeitschten feuchten

Nebelfetzen umhüllte. Glücklicherweise bezeichnen hier in kurzen Zwischenräumen hohe Stangen die Richtung des Weges. Ohne sie wäre im Winter bei wildem Schneewehen das Gebirge fast ungangbar; denn über Schluchten und Abhänge breitet sich alsdann eine trügerische Decke, mit der schon mancher unglückliche Wanderer zusammenbrach und in die Tiefe stürzte. Die Bewohner des Gebirges aber tragen zu solcher Zeit häufig die aus Knieholz selbst gefertigten und mit Hanfsträngen verflochtenen breiten Schneereifen unter den Füßen, welche, den Schneeschuhen der Nordländer entsprechend, dazu dienen, das Einsinken im weichen Schnee zu verhindern. Auf diesen Schuhen geht's dann wohl auch auf die Jagd, die freilich im Riesengebirge, da sowohl größere Raubtiere, wie Wolf und Luchs, als auch Rot- und Schwarzwild längst verschwunden sind, keine besonders ehrenvolle Beute liefert, aber mit ihrem reichen Bestande an Auer-, Birk- und Schneehühnern und andern selteneren Wald- und Sumpfbewohnern doch manche Überraschung dem Liebhaber bereitet.

— In der Schneegrubenbaude fanden wir gute Unterkunft. Wir erwärmten die schier durchfrorenen Glieder, stärkten uns an guter Speise und einem herben Ungarwein und horchten in der schnell vertraut gewordenen Tafelrunde den Erzählungen der Kundigen von den Schrecken des nahenden Winters, wo häufig die Bewohner der Bauden statt aus den Thüren aus dem Dachgiebelfenster auf die Schneefläche treten, und oft wochenlang die Verstorbenen in den Wohnungen liegen

bleiben müssen, weil es unmöglich ist, die Leichen zum Dorfe herab zu befördern. Mich drängte es, trotz aller Abmahnungen, im Windgebraus noch in der Nacht an den nur wenige Schritte von der Baude entfernten Rand der beiden Abgründe zu treten, welche den Namen große und kleine Schneegrube tragen. Es war ein schauerliches Bild. Der Mond, von vorüberjagendem Gewölk umzogen, warf ab und zu ein fahles Licht in den scheinbar unergründlichen Schlund, aus dem schwarze Felsen emporstarrten und in dessen tiefem Grunde bleiche Nebel- und Wolkenmassen ein trügerisch unheimliches Spiel entfalteten. Am hellen Morgen erschienen die Abgründe zwar weniger gräßlich, immerhin aber ringsherum von einer fast unersteiglichen Schroffheit. Einen ergreifenden Eindruck verfehlen sie auf niemand, den Geologen aber überraschen sie noch besonders durch den merkwürdigen Durchbruch eines Basaltstromes durch den Granit am hohen Rande der kleinen Grube, und den Botaniker durch zahlreiche alpine Pflanzenformen in den tiefen Gründen, wohin selten ein Sonnenstrahl dringt und die im Winter turmhoch zusammengewehten Schneemassen bis zum Juli und August als langsam abnehmende weiße Flecken liegen bleiben, ja, oft sogar den ganzen Sommer und Herbst bis zum Eintritt neuen Schneefalls überdauern.

Doch ich will den Leser nicht weiter gewissenhaft mit umherführen auf allen Kreuz- und Querspüßen durch das Gebirge, durch die kühlen Thalgründe, wo silberhelle Bäche bald maienfrische Wälder, bald blumenbunte

Wiesen durchrieseln, über alle die Hügel und Felsgehänge mit ihren ergötzlichen Fernsichten weit in die deutschen und böhmischen Lande hinaus. Nur erwähnen will ich, daß ich auf all diesen Zügen einen ferndeutschen Volksstamm in den Winkeln des Gebirges antraf und noch kein tschechischer Vorstoß bis hierhin eingedrungen ist. Als ich am dritten Tage meiner Bergreise im klaren Sonnenschein über die grüne Fläche des hohen Kammes nach Osten hin dem fernen Koppkegel zuschritt, begegnete mir eine muntere Schülerschar mit Gesang und wehenden Fähnchen und erinnerte mich hier auf dem böhmisch-schlesischen Grenzwege daran, daß man heute im deutschen Lande den Tag von Sedan feiere. Die Schule hatte von einem benachbarten Orte aus einen Ausflug gemacht, und während ich mich eine Zeitlang der frohen Schaar anschloß und mit dem Lehrer plauderte, konnte ich genugsam die frischen roten Gesichtchen der kleinen Bürschchen und Mädchen betrachten, die heute ob des Festtages und der Schulfreiheit und in Erwartung von Milch, Butterbrot und andern Delikatessen in der nächsten Baude ganz extra heiter ausschauten. Übrigens umfaßte der Ausflug auch weitere Kreise; denn etliche Mütter und Tanten hatten sich angeschlossen, und mehrere junge hübsche Mädchen, die entschieden nicht mehr schulpflichtig waren, begleiteten den Zug.

Gleich hinter der Riesenbaude steigt der Gipfel der Schneekoppe an, die freilich von dieser Höhe aus nicht mehr besonders imposant aussieht und sich in einer hal-

ben Stunde erklettern läßt. Am Fuße des Berges vor einer Art von Felsenloch mit Bretterverschlag saß am Wege ein Leierkastenmann und orgelte mit unermüdlicher Ausdauer. Dann kam ein kleines, wunderniedliches Knäbchen, barfuß, mit einem Zigarrenkistchen, in dem allerlei Krimskrams aus dem Gebirge, bunte Steine, getrocknete Moose und verwachsene Hölzer steckten. „Herr, kaufen Sie doch etwas Beilchenmoos aus Mübezahls Lustgarten, es riecht ja so sehr gut“, so sagte der Kleine; und nachdem ich seiner Bitte willfahrt und er mir noch erzählt hatte, daß er drei Jahre alt sei, räumte er den Vorrang minder jugendlichen Verkäufern, die schon zu dringlich und lästig wurden.

Bei dem prächtigen Sommerwetter fand ich oben in den Gasthäusern der Koppe eine ziemliche Anzahl von Fremden versammelt, die alle des Sonnenunterganges harnten, der denn auch ganz vorschriftsmäßig verlief und das ganze Land in feurige Farben tauchte. In solcher Abendstimmung ist es ein erhabenes Panorama, das sich von hier oben bietet. Die ganze Oberniederung bis in die Gegend von Breslau, das sächsische Bergland, die wechselvollen, reich gesegneten Gefilde Böhmens und das eigene Gebirge mit all seinen Erhebungen, Teichen, Schluchten und Thälern, mit all seinen Fortsetzungen und Ausläufern in Ost und West, das alles liegt hell und wunderbar vor dem entzückten Beschauer. Als es dann Nacht geworden war, draußen der Vollmond strahlte und die jähren, bleichen Abhänge des Riesengrundes durch magische Streiflichter erhellte,

faßten wir drinnen im hellen Speisesaal den löblichen Entschluß, den Sedantag hier oben doch nicht so ganz klanglos vorübergehen zu lassen. Bald hatten wir an einem Tische versammelten jüngern Leute durch etliche Spenden die Musik gewonnen, es ertönten frohe Volks- und Vaterlandslieder, und was deutscher Zunge war, stimmte kräftig mit ein. Als wir aber dann auf Vorschlag eines der Herren endlich in das demselben Besitzer gehörige, gerade gegenüber, aber schon in Oesterreich gelegene Gasthaus einkehrten, um dort dieselben guten Ungarweine zollfrei und deshalb beträchtlich billiger zu trinken, fielen wir sämtlich herein, bekamen saures Getränk und kehrten schleunigst in zehn großen Schritten wieder auf deutschen Boden und zum alten Wein zurück, wo wir uns dann insgesamt das feierliche Versprechen gaben, jeden Koppensfahrer nachdrücklichst vor diesem vielfach angepriesenen Grenzerperiment zu warnen.

11. Bilder aus Böhmen.

Vom Gipfel der Schneekoppe führt ein steiler Weg hinab in den Riesengrund und von dort dem jungen Lupabache entlang über Freiheit nach Trautenau. Mehrere Stunden vor dieser Stadt erweitert sich bereits das bis dahin enge und alpenartige Thal. An Stelle der Bergwiesen und Tannenwälder treten Laubholzhaine, Äcker und Obsthöfe, und in die Triebkraft des eilig hinfließenden Baches teilen sich zahlreiche Mehl- und Sägemühlen, Pochwerke, Spinnereien und andere Fabriken. Bei Trautenau hat man bereits die Hügellandschaften erreicht, welche die mittleren Teile Böhmens überdecken. Nachdem wir das Schlachtfeld besichtigt, reisten wir, ehe wir dem Centrum des Landes uns zuwandten, nochmals zu den Einfassungsbergen gegen Osten, in das Thal von Adersbach und Beckelsdorf, dessen Naturschönheiten uns allenthalben in der Gegend angepriesen wurden. Und in der That fanden wir dort ein Felsgebiet, dessen großartige und wunderbare Bildungen einzig in Europa dastehen mögen. Geographisch wird dieser Bergzug meist zum Riesengebirge gerechnet, dessen östliche Fortsetzungen er bildet; geognostisch und landschaftlich reiht er sich dagegen der nahe gelegenen Heuscheuer an, besitzt indes auch manche Verwandtschaft mit dem

Elbsandsteingebirge, dessen Ruf als „sächsische Schweiz“ allenthalben bekannt ist. Der Höhenzug um Adersbach und Beckelsdorf besteht nämlich aus einem sehr zerreiblichen, grobkörnigen, weißen Sandstein, in welchem die herabfließenden Gewässer und die Einflüsse der Witterung großartige Verheerungen und Wegführungen bewirkt haben, während die seltsamsten Felsmassen zurückblieben und nun die Geschichte dieser Umwandlungen in leicht verständlicher Sprache verkünden.

Schon gleich hinter dem Dorfe Adersbach, wo der Abhang des Bergzuges langsam ansteigt, begegnen wir den ersten Überraschungen. Auf einem niederen Rasen, welcher den weißen Sandboden, das Verwitterungserzeugnis der höhern Bergteile, überkleidet, stehen vereinzelt zwischen Tannen und Ahornbäumen wunderliche Felsgestalten, wie von der närrischen Laune eines Künstlers ausgehauen. Drohende Zinnen, unförmliche Säulen, schwindelnd aufgebaute Terrassen ragen schweigend in der Runde. Von einem schmalen Wassergraben umgeben, steht wunderbar ein Riesen-Obelisk von Turmhöhe umgekehrt, auf dem spizen Ende, und flößt mit den überhängenden hohen Flächen dem Untenstehenden, selbst bei ruhigem Wetter, geheimes Grausen ein. Wenn aber der Sturm durch die Felsenstadt tobt, beobachtet man an dem unheimlichen Felskoloß, wie an den hohen Kaminen der Fabriken, sogar deutlich wahrnehmbare Schwingungen. Nahe dabei ist die großartigste Bildung der ganzen Gegend, das „Felsenthor“, welches die eigentliche „Felsenstadt“ von der bisher durchwanderten „Vor-

stadt“ trennt. Man denke sich einen der gigantischen Fels-
tempel des alten Agyptens, wie sie durch Photogra-
phieen und Stereoskop-Ansichten wohl jedem zur An-
schauung gelangt sind, fast senkrecht ansteigende, wie
vom Meißel behauene Wände, die zu schwindelnder Höhe
empornachsen und aus welchen schlanke, eckige Säulen
und Strebepfeiler vom Boden an bis zu den in die
blaue Luft ragenden hellen Zinnen hervortreten; man
denke sich diesen gewaltigen, Ehrfurcht erweckenden Fel-
senbau durch etliche schmale Risse zerklüftet und im brei-
testen derselben einen von den überhangenden Stein-
massen in ewigen feuchten Schatten gehüllten Fußpfad
— alsdann hat man eine annähernde Vorstellung von
diesem Riesenthor zur Felsenstadt. Haben wir den
düstern Engpaß, der stellenweise an die Schlucht von
Bad Pfäfers in der Schweiz erinnert, hinter uns,
so enthüllt das Felsenlabyrinth neue Überraschungen.
Schluchten und Grotten öffnen sich hier und dort; über
dunkle Tannenbestände wachsen furchtbare Felsgräte
hinan, hinter Büschen und Bäumen grinsen gräßliche,
durch ein Spiel der Natur aus den Felsen gewaschene
Fragen und Ungeheuer, wie in den unterirdischen Grot-
ten Krains. Dazwischen erfreuen uns köstliche Becken,
von kühlem, klarem Wasser gefüllt und eingefast von
den lieblichsten Moosen und den zarten Wedeln mannig-
facher Farne. In einsamer düsterer Grotte rinnt über
grünliche Felsgehänge ein plätschernder Wasserfaden. Da
ertönt ein Pfiff unseres Führers als Signal. Für uns
unbemerkt, hat sich oben eine Schleuse geöffnet, und

mit wildem Getöse stürzt eine schäumende Wassermasse uns entgegen. Die Gewalt des entstehenden Luftzuges beengt den Atem, erschrocken prallt man zurück; aber dann steht man staunend vor dem prächtigen Falle, dessen sprühendes Wasser von oben einfallendes Tageslicht in wundersamer Weise beleuchtet. Im höchsten Gebiete der Felsenstadt liegt ein kleiner See zwischen senkrechten, weißen Felswänden und dunkeln Bäumen. Ein Kahn gleitet geräuschlos über seine blanke Fläche. Still und feierlich ziehen die hohen Ufer vorüber und ihr Spiegelbild liegt klar über dem dunkeln Grunde des Wassers. An seichteren Stellen aber schimmern grüne Pflanzeninseln aus der Tiefe, von lang hinflutenden Seegewächsen gebildet. Ergreifend ist die Stille umher. Nur zuweilen gluckst und murmelt eine sanft anschlagende, leicht gekräufelte Welle in einer verborgenen Höhlung des Ufers; ein Windhauch bewegt lispelnd die hohen blinkenden Büschel des Schilfs, und aus der Ferne murmelt gedämpft das Wasser des zusießenden Baches. Ganz ähnlichen und auf dieselbe Entstehungsursache zurückführbaren Felsbildungen begegnen wir auf dem Bergzuge des eine Stunde von Adersbach entfernt liegenden Dorfes Beckelsdorf. Nur sind hier stellenweise die Formationen noch großartiger, die Klüfte tiefer und schauerlicher, die Ausichten umfassender.

Daß übrigens die reichen Besitzer dieser Bergzüge mit ihren merkwürdigen Felslabyrinthen aus denselben durch Erheben von Eintrittsgeldern möglichst großen finanziellen Nutzen ziehen, brauche ich kaum zu erwäh-

nen; ebenso ist es selbstverständlich, daß die Angestellten dieser Herren diesen in praktischer Sinnesart noch „über“ sind. Hier bläst ein Dreimännerbund ein Waldhorn=Terzett, daß es lustig von allen Bergen wiederhallt und ein echtes Jägerherz in Entzücken geraten möchte, dort schreit ein anderer mit einer gewissen Verzweiflung etliche Echo's an einer gegenüberliegenden Bergwand nach; unvorhergesehen feuert da wieder ein anderer einen Böller los und weckt ein fürchterliches Getöse, Gerassel und Gefnatter in allen Schluchten und Schründen des Gebirges. Die Sache an und für sich ist reizend, rechnet man aber nun noch den Rahnfahrer, den Führer, den Orgeldreher und alle die vielen andern offenen Hände hinzu, so erscheint uns doch schließlich des Guten zu viel, ja, man wird zuletzt förmlich mißtrauisch gegen jeden harmlos seines Weges wandernden Menschen, er möge unvorhergesehen und unaufhaltbar irgend einen Ton von sich geben oder eine sonstige Überraschung uns bereiten, die wir dann hernach laut Tarif pflichtschuldigst zu honorieren hätten.

Die Gegend um Adersbach und Beckelsdorf, obwohl böhmisch, gehört noch ganz dem deutschen Sprachgebiete an. Nahe dabei aber, um den Ort Nachod, sendet schon das Tschechentum der böhmischen Mitte einen Strich bis dicht an die schlesische Grenze heran. Das Städtchen Nachod selbst ist überwiegend tschechisch. Hörte man auch nicht die Sprache, man würde den Wechsel auf den ersten Blick in den flachern Gesichtern der Bewohner, in der buntern Kleidung, in den bemalten

Schildern der Häuser und — als Deutscher — in dem unhöflichen Benehmen der Ortseingewohnten erkennen. Nachod ist einer jener wenig bedeutenden Ortschaften, deren das böhmische Land so viele besitzt und welche wie Zwitterbildungen zwischen Stadt und Dorf erscheinen. Dieses Überwiegen ländlicher Verhältnisse über städtisches Wesen ist für Böhmen kennzeichnend. Auf die Haupt- und Großstadt Prag mit 162 000 Einwohnern folgt gleich als zweitgrößte Pilsen mit nur 38 000. Die nun folgenden stehen schon in untergeordnetem Range; wenige erheben sich bis zu 10 000 Einwohnern. Alle übrigen Bevölkerungscentren des ausgedehnten und stark bevölkerten Landes nehmen nach unserm Begriffen nur mehr den Rang von Flecken und Dörfern ein.

Bei Nachod spielten sich 1866 heftige Kämpfe zwischen Preußen und Österreichern ab. Nachdem die preußische Ostarmee unter dem Kronprinzen aus Schlefien heraus die Pässe des Gebirges überwunden hatte, suchte sie sich hier auszubreiten und mit den beiden andern Armeen in Fühlung zu treten, worin sie bei den Österreichern auf heftigsten Widerstand stieß. Auf dem Plateau von Benzelsberg hinter Nachod hielt die preußische Vorhut fast einen ganzen Tag lang gegen eine volle feindliche Division stand, bis die noch 3 Meilen entfernte Hauptmacht ihr am Nachmittag nach anstrengendem Eilmarsch zu Hilfe kam. Mehrere in die Wände der Häuser eingemauerte Kanonenkugeln erinnern noch heute an den hartnäckigen Kampf, der um

die Stadt herum getobt. Die Erinnerung an diese Begebenheiten des 66er Feldzuges wird niemals schwinden, einige Züge desselben sind mit glänzenden Lettern in die Kriegsgeschichte eingetragen, wohl aber hat der Gedanke daran für die Deutsch=Österreicher den herben Stachel verloren, der sonst wohl das Gemüt der Besiegten verbittert. Man betrachtet längst die Ereignisse als eine Notwendigkeit in der Entwicklung der Geschichte, der nicht eine weitere Entfremdung der beteiligten Mächte, sondern eine herzliche Annäherung und auf gegenseitigen Interessen beruhende Bundesgenossenschaft gefolgt ist. Ich selbst hätte einen bessern Beweis dafür nicht erlangen können, als er mir in Königgrätz, grade am Orte der großen Entscheidungsschlacht, zu teil wurde, wo ich Gelegenheit hatte, in der Gesellschaft österreichischer Offiziere das deutsch=österreichische Bündnis aus vollster Überzeugung preisen und als einen Ausdruck der Zuneigung der beiden großen stammverwandten Nationen darstellen zu hören. Denselben Ansichten begegnet man allenthalben in allen Schichten der deutschredenden und magyarischen Bevölkerung Österreichs.

Königgrätz liegt in einer weiten Ebene, die ebenso fruchtbar wie langweilig ist. Die Elbe fließt in unbedeutender Thalsenkung hindurch und ferne Höhenzüge umgrenzen die Landschaft. Die tschechischen Dörfer auf dem flachen Lande sind wenig einladend, bestehen aus niedern, strohgedeckten Hütten und erinnern noch lebhaft an die Ortschaften Polens und der slawischen Be-

zirke Ungarns; auch die frei umherlaufenden Schweine und Gänse spielen noch eine ziemliche Rolle, aber die Wege sind doch schon weniger breit und vielspurig und nicht mehr solche vorzügliche, wenn auch unberechtigte Rennplätze, wie im Lande der berittenen Magyaren. Seit 1866 sind diese kleinen Ortschaften Böhmens manchem Preußen nicht mehr „böhmische Dörfer“ in dem bekannten Sprachgebrauch; vielmehr stehen sie allen denen lebhaft in der Erinnerung, welche den österreichischen Feldzug mitgemacht haben. Das Elend dieser Orte, durch den Krieg vermehrt, die schnatternden Gänse, von denen manche hurtig von der Straße an den Sattelnopf und hernach in den Feldkessel wanderte, das am Wege sich umhertreibende Bettelvolk und die wandernden Zigeuner, dabei an Bäumen und Giebeln hoch übereinander angebrachte Kreuze und Heiligenbilder, ab und zu auch einmal ein aus dem Fenster schauendes hübsches tschechisches Mädchen, das alles sind bei ihnen noch frische Eindrücke, die mir daheim aus mancher Erzählung bekannt wurden und die ich nun im Frieden und unter günstigerem Licht an Ort und Stelle bewahrheitet fand. Bevor man mit der Bahn Prag erreicht, übersteigt man ein Berggelände, welches die Wasserscheide von Elbe und Moldau bildet. Unerwartet öffnet sich dann plötzlich der Blick auf die Stadt. Wäre der Böhme gewohnt, in der überschwenglichen Sprache der Südländer zu reden, er würde von seiner Hauptstadt sagen: „Wer Prag nicht gesehen, hat nichts gesehen!“ und „Prag sehen und sterben!“ Alexander

v. Humboldt nennt es die viertschönste Stadt der Welt. Ohne daß man grade auf diese zahlenmäßige Rangordnung viel Wert zu legen braucht, läßt sich doch kühn behaupten, daß Prag unter allen Städten hinsichtlich seiner imposanten Häusermasse, der Mannigfaltigkeit seiner Bauart und der prächtigen Lage im Felsthale der Moldau in der That seinesgleichen sucht. Das Finstere und eigenartig Mittelalterliche von Regensburg und Nürnberg, das Bunt=Fremdartige der Städte jenseit der Alpen, das Elegant=Moderne der großen Ringstraßen von Berlin, Wien, Paris, dabei eine großartige Lage in der Art wie Pest, dies alles vereinigt sich in Prag zu einem einheitlichen und überraschenden Ganzen. Wenn man vom Bahnhof aus die Pferdebahn benutzt, berührt man die schönsten und breitesten Straßen der Stadt. Sie sind neuern Ursprungs und um die Altstadt herum auf ehemaligen Befestigungswerken angelegt. Breites Pflaster, schöne geräumige Trottoirs dienen dem regen Verkehr. Prachtige Karossen und viel anderes Fuhrwerk jagen vorüber, und lebhaftere Scharen von Geschäftsleuten und Lustwandelnden wogen auf und ab. „Am Graben“ und in den anstoßenden Straßen liegen die größten und schönsten Geschäftshäuser. Mächtige, prunkvoll ausgestattete Schaufenster, besonders Juwelierläden mit dem ganzen Reichtum und dem Lichtglanze der böhmischen Edelsteine, fesseln die Blicke. Von diesen großen Straßen der Neuzeit führen enge Gäßchen in die Altstadt, deren Anfang der berühmte mittelalterliche Pulverturm bezeichnet. Da wird mit

einemmal alles anders. Die Straßen werden enger, das Pflaster holpriger; die Giebel rücken zusammen und strecken ihre Gesimse vor. Über den Thüren ragen Schilder heraus und tragen seltsame Tiergestalten und Symbole als Bezeichnung der Häuser. Bunte grobe Bilder decken die Firmenschilder und verkünden weithin die Berrichtung des Besitzers oder die Gegenstände des Verkaufs. Erker und Türmchen springen feck und frank aus den Fronten der Häuser, von denen keines dem andern gleicht; jedes davon ist anders, nach besonderm Geschmack erbaut, verziert, bemalt; keines hat sich wie anderwärts einer allgemeinen Schablone unterworfen. Dazu gesellen sich dann noch die Arkaden, welche lange schattige Säulenhallen bilden, in denen die Warenausstellung aus den anstoßenden Häusern aber nur einen schmalen Wandelgang übrig läßt. Nicht genug mit all dieser Raumausnutzung und Raumbekämpfung stehen in manchen Straßen gar noch lange Reihen hölzerner Buden vor den Häusern, in denen jahrmärktsmäßig alles Mögliche feilgeboten wird. Zuweilen aber schauen altehrwürdige Gebäude, die öffentlichen Zwecken dienen, und hohe mittelalterliche Kirchtürme auf dieses bunte Städtebild hinab. Unten aus dem drängenden Volksgewirr heben sich die bunten Uniformen des Militärs heraus, die dunkeln Gestalten zahlreicher Ordensgeistlicher, die an den Straßenecken stehenden Polizisten mit dem runden Jägerhut und dem schwarzen Büschel wehender Hahnenfedern und die Ammen und Kinderwärterinnen aus der Pilsener Gegend

mit kurzen, weit aufgebauschten Röcken und seltsamem Kopfpuz.

Da es grade am Morgen war, besuchte ich die Märkte der Altstadt. Je näher man kommt, um so lebhafter wird das Treiben. Das tschechische Volk liebt grelle Farben, bunte Tücher; man sieht Schürzen bei Frauen und Mädchen, die ganz aus bunten Flicklappen zusammengenäht sind. Manche Kleidung erinnerte mich noch an die der russischen Bäuerinnen, obwohl sie weniger reich und zierlicher ist, als bei den letzteren. Der Tscheche vom Lande trägt meist den runden Filzhut und zuweilen den seltsamen Haarschnitt, den wir bei uns von den slowakischen Mausfallenkrämern her kennen. Die Füße stecken durchweg in hohen Kanonenstiefeln. So unterscheidet sich der äußere Habitus ebensowenig wie der flache Gesichtsausdruck des gewöhnlichen Tschechen von dem des stammverwandten Slowaken und Kroaten, obwohl bei dem erstern die Kultur durchgängig doch bereits tiefere Wurzeln geschlagen hat. Auf dem Markte selbst erreicht das Volksleben seinen Höhepunkt. Haufen von Gemüse liegen aufgestapelt, Pilze und Schwämme, hier ein sehr beliebtes Gericht, füllen hohe Körbe, Zwiebeln hängen wie im Süden mit den trockenen Stengeln zusammengebunden als lange Schnüre, prächtige Früchte verkünden bereits die südliche Lage und das mildere Klima des Moldauthales. Unglaublich ist die Zahl der Gänse und des andern Geflügels, das ein großes Geschrei vollführt; dazwischen zwitschern und trillern in Käfigen eingesperrte und straflos zum

Verkauf ausgebotene Singvögel, und daneben spricht, schreit und lärmt es in deutscher und tschechischer Zunge, in jüdischem, städtischem und ländlichem Dialekt.

Von diesen Straßenmärkten wenden wir uns dem alten Judenviertel, der jetzigen Josephsstadt, dem ältesten Teile Prags zu. Da werden die Gäßchen winklig, krumm, dumpf und schmutzig, wie in den schlimmsten Vierteln Londons. Man könnte irre gehen auf kleinem Raum. Gebrauchte Möbel, alte Kleider, unechte Putz- und Flitterwaren für Bauersleute und niederes Volk liegen vor den Häusern ausgebreitet; manch pffiffiges Gesicht schaut uns aufmerksam an. Die Synagoge, die in diesem Gassengewirr mitten drinnen liegt, ist sehenswert; sie ist ein einfaches Gebäude und stammt aus ältester Zeit. An ihrer Decke hängt eine Fahne, welche der Kaiser Ferdinand der Dritte den Juden geschenkt zum ehrenden Andenken an ihre tapfere Mitwirkung bei der Verteidigung der Stadt gegen die Schweden im dreißigjährigen Kriege. Nahe dabei liegt der alte jüdische Kirchhof, der indes seit mehr als 100 Jahren nicht mehr in Benutzung ist. Er ist das älteste geschichtliche Denkmal Prags. Bei dem engen Raume war man genötigt, im Laufe der Jahrhunderte den Boden über den Gräbern durch Erdausschüttung zu erhöhen und so neuen Raum für die Bestattung zu gewinnen. So liegt der Kirchhof ziemlich erhöht und ist vollständig bedeckt mit dicht nebeneinander stehenden Gedenksteinen, die jedesmal vor einer neuen Erdausschüttung herausgenommen und oben wieder zwischen

den neuen aufgestellt wurden. Der älteste Grabstein stammt aus dem Jahre 606; andere sind aus dem achten Jahrhundert. Manche liefern wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung jüdischer Namen. Das eingegrabene Bild eines Hirsches, eines Löwen u. s. w. auf der Grabplatte bezeichnet den Stammhalter des gleichen Namens; andere Symbole weisen auf den Stamm hin, dem der Verstorbene angehörte, so bedeuten eine Urne den Stamm Levi, zwei ineinander verschlungene Hände das Geschlecht Aaron. Viele Steine tragen die Namen jüdischer Flüchtlinge aus Spanien und Portugal; einer trägt das Wappen eines Geadelten, der Pächter der kaiserlichen Münzpräge war. Auch der bedeutende Rabbi Loew, ein Zeitgenosse Tycho de Brahes, besitzt hier sein Denkmal und neben ihm ruhen seine Schüler. 12500 Grabsteine stehen dicht gedrängt, von hohem Gras überwuchert und beschattet von Fliederbüschen mit tief herabhängenden Zweigen auf kleinem mauerumschlossenem Raume. Eine feierliche Stimmung ergreift uns beim Andenken an die Jahrhunderte, die aus diesen Steinen reden, an die Generationen, die hier übereinander gebettet liegen. Aber draußen im Wirrwar der Umgebung wird diese Stimmung schnell verwischt. Der häßlichste Teil dieses Viertels ist der, wo die Stalungen und das dunkle Schlachthaus mit unreinlichem Außern und mit schwarzen, blutbefleckten Thüren liegen. Ich war schließlich froh, als ich wieder heraus war und „am Graben“ in einem der prächtigen Restaurants den reichhaltigen Speisezettel studierte.

Nachmittags ging's zum Gradschin, dem weltberühmten. Ehe man dies Prager Kapitol erreicht, kommt man über die Moldau. Sie ist ein schwach treibender Fluß von Moselgröße mit braunem, durch die Moorgründe des Böhmerwaldes gefärbtem Wasser. Am Ufer ist wenig Leben. Große Schiffe verkehren hier noch nicht, obwohl eine Schleppverbindung für flache Rähne und ganz kleine Dampfer mit dem Oberlaufe sowohl als mit der Elbe besteht. Häufiger ziehen große Holzflöße hinab, die aus den ungeheuren Forsten des Böhmerwaldes die Moldau oder Beraun herabkommen. Mehrere Brücken führen bei Prag über die Moldau und verbinden die beiden Stadtteile. Die älteste und sehenswerteste ist die Karlsbrücke, die mit pomphaften Gruppenbildsäulen im Geschmacke des 18. Jahrhunderts geschmückt ist und auf der ein ähnlich gehaltenes Standbild des heiligen Nepomuk steht, der von dieser Brücke auf den Befehl Kaiser Wenzels in die Moldau hinabgestoßen wurde. Viele Tausend Wallfahrer aus Böhmen und selbst aus dem fernen Ungarn finden sich am 16. Mai auf dieser Brücke und im Dome, wo die Gebeine des Heiligen ruhen, zusammen. Erkerverzierte Befestigungstürme aus alter Zeit überwölben die Aufgänge zur Brücke an beiden Flußseiten. Gegenüber fällt der Blick auf den Stadtteil, der am Fuß und an den Abhängen des Gradschin sich hinzieht. An dem Palaste Wallensteins vorbei steigen wir durch steile Straßen hinauf. Endlich haben wir die Höhe erreicht und stehen nun vor den langen weißen Fronten der

königlichen Burg und der an sie anstoßenden Paläste. Mehrere Höfe liegen in der Mitte der hohen, stolzen Gebäude. Spärliches Gras sproßt hier und da zwischen dem Pflaster, der Schritt der Schildwache hallt über den stillen Raum, und ein Brunnen plätschert in der Mitte. Die ganze reiche Geschichte Böhmens zieht beim Anblicke des Gradschin an uns vorüber. Die düstere, wilde Zeit der Hussitenkriege, an die so manches Wahrzeichen hier oben erinnert, lebt in der Erinnerung auf. Aus einem Fenster dieser Burg warf man zwei Jahrhunderte später, 1618, auf Befehl des Grafen Thurn die kaiserlichen Statthalter nebst deren Geheimschreiber und brachte damit die Spannung religiösen Zernüßnisses zum Ausbruch, der dann als dreißigjähriger Krieg das Vaterland durchtobte. Die Kriege Maria Theresiens mit Friedrich dem Großen haben sogar sichtbare Spuren bis heute hier zurückgelassen, und am Dome zeigt man die eingesprengten Kugeln aus den preußischen Geschützen im siebenjährigen Kriege. Ganz umgeben von den weitläufigen Gebäulichkeiten der Burg steht der Dom, der, freilich in kleinerm Maßstabe, in mancher Eigentümlichkeit der Bauart Anklänge an den Kölner besitzt. Das Herrlichste von allem aber, was der Gradschin aufzuweisen hat, ist die Ausschau von seinen Terrassen auf die Stadt. Es ist gerade ein klarer Tag; ein blinkendes Häusermeer füllt das weite Thal. Bläulicher Duft ruht darüber, und aus Tausenden niederer Schornsteinen schweben schwache Rauchfäden empor. Hier und da strahlen blanke Schieferdächer wie Sonnen-

licht, und mit hohen, funkelnden Kuppeln, stolzen Türmen und Spitzen ragen zahlreiche Kirchen und Klöster aus dem Häuser- und Gassengewirr hervor. In der verschwimmenden Ferne, wo häufigeres Grün den Beginn der Vorstädte bezeichnet, steigen die Höhen des Thales an, und an ihren Gehängen winken aus grünen Gebüsch und Parks helle Schlösser und Landsitze und kleine Dörfer. Mitten durch die Stadt zieht sich der Fluß mit seinen Brücken und Rähnen. Möven, obwohl so fern dem Meere, eilen zierlichen Flugs über seinen hellen Spiegel, und höher hinauf schweben kreisende Taubenschwärme in wechselndem Lichtglanz über der Stadt. Diesseit der Moldau löst sich das Stadtbild in wundervolle Einzelheiten auf. Da erkennt man die ganze Mannigfaltigkeit all dieser Gebäude. Die Kirchen und Prachtbauten treten majestätisch hervor, man ergötzt sich an dem Farbenspiel der buntschiefrigen Dächer, an dem wunderbaren Reichthum der Erker und Türmchen und einem verschwenderischen Formenwechsel, der selbst die Schornsteine der gewöhnlichen Häuser mit allerhand zierlichen Bildungen und Verzierungen bedacht hat. Neben dem Grabschin fällt ein Seitenthal zur Moldau ab, welches ganz von Weinbergen, Obst- und Gemüsegärten eingenommen wird. In steilen Gassen und breiten Terrassen steigt die Stadt zu ihm nieder und entfaltet auf dieser Seite ein völlig italienisches Bild, welches noch verstärkt wird durch bunte Scharen armen Volkes, das sich auf den Steinstufen der Kirchen und vornehmen Gebäude gelagert hat. Ähnliche

Aussichtspunkte wie der Gradschin bieten zahlreiche andere Bergvorsprünge; aber weiter ins Land hinein steigen höhere Gipfel an. Das Moldauthal erscheint von dort gesehen, wie ein gewundener Spalt des Gebirges, die ferne, große Stadt wird unbedeutend und verbirgt sich in der Tiefe; in der Ferne aber ziehen blaue Bergzüge am Rande des weiten, fruchtbaren Landes hin. Es sind die nördlichen Einfassungsberge Böhmens, das Riesengebirge, das Elbsandstein- und Erzgebirge und die vorgelagerten schönen Basaltfegel des Elbthales.

Tagelang kann man Prag und seine Umgebung durchstreifen, und immer bleibt der Eindruck frisch und die Anregung groß. Aber mancher, der unbefangen hier kurze Zeit sich aufhält, ahnt nicht, wie unter diesem lebhaften bunten Volkstreiben ein wilder Dämon seine Herrschaft übt, wie der Rassenhaß alle Klassen der Bevölkerung Prags schlimmer als in irgend einer andern Stadt der Welt ergriffen hat. Es ist überaus schwer, in diese traurigen Verhältnisse mit vorurteilsfreiem Blick hineinzuschauen, und unmöglich, ohne dabei die Geschichte Böhmens und die Stellung der Deutschen und Tschechen zu einander während der Vergangenheit kennen zu lernen. Wir können daher auch hier auf einen kurzen geschichtlichen Rückblick nicht verzichten.

Die Tschechen lieben es, bei jeder Gelegenheit sich als Ureinwohner Böhmens, die Deutschen aber als fremde Eindringlinge hinzustellen. Diese Darstellung entspricht indes keineswegs der wirklichen Sachlage.

Es ist wahrscheinlich, daß die ursprünglichen Einwohner Kelten gewesen sind; unzweifelhaft aber hat nach ihnen der urdeutsche Stamm der Markomannen das Land besetzt. Erst nach der Völkerwanderung, vermutlich im 7. Jahrhundert, zogen die slawischen Tschechen aus den Karpathen her in die mittlern Ebenen und Hügellandschaften Böhmens ein. Die meisten Gebirge aber blieben nach wie vor germanisch, und nichts weist darauf hin, daß die kerndeutschen Bewohner des Riesengebirges, des Erzgebirges, des Böhmerwaldes etwas anderes, als die Nachkommen ursprünglich dort sesshafter Germanen seien. Aber selbst im Innern des Landes war die Besitznahme durch die Tschechen keine vollständige, große deutsche Sprachinseln, wie die bei Budweis, bei Deutschbrod, bei Jglau und andere, blieben bestehen; und im mährischen Gesenke, wo ehemals die germanischen Quaden, nach ihnen die Rugier und zuletzt die Longobarden gewohnt hatten, ist ebenfalls das Deutschtum niemals verschwunden gewesen. Übrigens erfreuten sich auch die tschechischen Bewohner des mittlern Böhmens nur kurze Zeit einer gewissen Unabhängigkeit. Schon Karl der Große unterwarf sie, und unter Ludwig dem Deutschen verblieben sie bei dessen Reiche. Nachdem sich unter den letzten schwachen Karolingern das Abhängigkeitsverhältnis gelockert hatte, stellte Heinrich der Vogelfänger dasselbe wieder vollkommen her. Nur noch Otto der Erste hatte mit den heidnischen Tschechen, nach deren abermaliger Auflehnung, einen siegreichen Kampf zu bestehen, nach dieser Zeit wurde dann der Lehnöver-

band mit dem Reiche kaum mehr angefochten. Doch nicht allein in politischer Hinsicht besaßen die Deutschen die Obergewalt, auch in geistigen Angelegenheiten gaben sie schon früh die Anregungen. Deutsche Mönche überbrachten den heidnischen Tschechen das Christentum, und der heilige Wenzel selbst, der im Lager der Sachsen an der Moldau dem deutschen Reiche Treue schwur, wurde von heidnischen Tschechen ermordet. Mehr und mehr gewann in der Folgezeit das Deutschtum in Böhmen die Oberhand, besonders unter der Herrschaft der Kaiser aus dem Hause Luxemburg, die zum Teil sogar ihre Residenz nach Prag verlegten. Der Dom auf dem Gradschin, die Universität und andere hervorragende Gebäude der Stadt wurden damals, meist von deutschen Meistern, erbaut. Fünf Sechstel der Studierenden der Hochschule waren kurz nach deren Gründung deutscher Abkunft und nur ein Sechstel Tschechen. Die Bedeutung des Landes und der Hauptstadt beruhte lediglich auf dem unbestrittenen Vorrang des deutschen Elements; und deutsches Leben und deutsche Sitte herrschte sowohl am Hofe wie in den bessern Kreisen.

Eine tiefgreifende, wenn auch wieder vorübergehende Änderung in diese Verhältnisse brachte die Zeit der Hussitenkriege, in denen zum erstenmal das Tschechentum bedeutungsvoll in die große Weltgeschichte eintritt. Aber in diesen revolutionären Umwälzungen, in diesen Kriegs- und Rachezügen Ziskas und Prokops nimmt die Lehre des Huf schon bald einen gewaltthätigen Charakter an; und erst später, als diese tschechische Be-

wegung mit der deutschen Reformation in Fühlung tritt, gelangt sie in ruhigere Bahnen. Während der 16 Jahre, wo das Hussitentum über Böhmen gewaltthätig herrschte, hatte indes das Deutschtum eine schwere Einbuße erlitten; die ersten Familien waren verarmt, die deutsche Bildung tief gesunken. Bald darauf tritt mit dem Bewußtsein größerer Macht auch zuerst der tschechische Deutschenhaß in schärferer Form auf und macht sich in angreifender und gewaltthätiger Weise geltend. Im Jahre 1611 vernimmt man zuerst den jetzt so oft wiederholten Ruf der tschechischen Menge: „Deutsch ist in Deutschland, in Böhmen aber tschechisch zu reden!“ Er schallte damals auf der Prager Ständeversammlung dem Grafen Dohna entgegen, als er wie sonst in deutscher Sprache die kaiserliche Botschaft verkünden wollte. Der bald darauf von den Ständen gegebene Sprach-Erlaß kennzeichnet bereits den ganzen, durch die errungenen Erfolge geweckten Übermut des tschechischen Volks.

Der Aufstand des hussitischen Adels, die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dessen Sturz nach der Schlacht am Weißen Berge bezeichnen die Wendung auch für diese deutschfeindliche Strömung in Böhmen. Das Deutschtum trat unter dem Habsburgischen Regiment wieder machtvoll wie ehemals in den Vordergrund. Unter der Kaiserin Maria Theresia war wieder das Verhältniß wie vor der Hussitenzeit zurückgekehrt, fast nur die Bauern, Dienstboten und niederen Handwerker sprachen noch tschechisch. Dagegen

ruhte die Kunst, die Wissenschaft so gut wie ganz in deutschen Händen. Deutsche waren es in erster Reihe, welche die Industrie und den Großhandel in Böhmen schufen und entwickelten; der Adel und die Geistlichkeit waren durchweg deutsch und wirkten in deutschem Sinne; dasselbe war in Bezug auf die Verwaltung der Fall. Mit der allgemeinen Errichtung der deutschen Volksschule im Jahre 1774 schien dem Deutschtum sein böhmischer Besitz auch für alle Zukunft gesichert. In einem Bericht des Oberburggrafen von Böhmen an den Kaiser wird sogar darüber geklagt, daß es schwer falle, noch Beamte aufzutreiben, welche der tschechischen Sprache für den Verkehr mit dem niedern Volke mächtig seien. Bei solcher Blüte deutscher Kultur in Böhmen hörten die böhmischen Grenzgebirge auf, Völkerscheiden zu sein; ein reger geistiger und Handelsaustausch, zum Teil begünstigt durch die politischen Verhältnisse, bewegte sich über das Erz- und Riesengebirge, durch das Elbthal und den Böhmerwald.

Und wie ist's heute? — Nicht mehr als der Führer steht der Deutsche im böhmischen Lande da, sondern als der Unterdrückte, der in hartem Streit um seine nationale Erhaltung kämpft. Die Verwaltung liegt durchweg in tschechischen Händen, die tschechische Schule umfaßt von Jahr zu Jahr weitere Kreise, die Vertreter der Deutschen, längst in der Minderzahl, sind zur Wahrung ihrer Ehre freiwillig aus dem böhmischen Landtage ausgetreten, aus der Prager Stadtverwaltung verdrängt. Die Versammlungen deutscher Vereine wur-

den vom tschechischen Pöbel verhöhnt, thätlich angegriffen, der Fremde deutscher Zunge wird seiner Nationalität wegen unhöflicher behandelt. Wie ist es möglich, so fragt man sich, daß eine solche Wandlung sich in so kurzer Zeit hat vollziehen können, daß das Deutschtum so wenig dem tschechischen Andrang standzuhalten vermochte?

Die Ursachen für diese betäubende Erscheinung sind mannigfacher Art. Zum geringen Teil liegen sie in einer natürlichen Entwicklung des tschechischen Volkes, dessen verhältnismäßiger Bevölkerungszuwachs mancherorts den der Deutschen übersteigt. Häufige Mischehen zwischen Deutschen und Tschechen beschleunigen den Vorgang. Mag nun aber der Deutsche eine Tschechin oder der Tscheche eine Deutsche heiraten, in der Mehrzahl der Fälle werden die Kinder aus diesen Ehen Tschechen. Das größere Anpassungsvermögen des Deutschen, welches ihn so schnell unter andern Nationen verschmelzen läßt, der schwache nationale Sinn bewahrheiten sich auch hier; das Tschechentum bleibt in diesem friedlichen häuslichen Nationalitätenkampfe der Sieger. Eine kleine Wandlung hat freilich in diese Verhältnisse die neueste Zeit gebracht, in der das Nationalgefühl der Deutschen endlich wie aus langem Schlummer erwachte. Auf die vorhin angedeutete Weise aber hat in den gemischt-sprachigen Gegenden allmählich das Tschechentum die Oberhand gewonnen; ebenso drang es langsam auch in früher rein deutsche Gebiete vor. Etliche zugezogene Dienstboten, Tagelöhner, niedere Handwerker bildeten

den Grundstoß; durch weitere Zuwanderung, durch Verheiratung wuchs die fremde Kolonie. Kaum aber hat die Familienzahl der tschechischen Bewohner eine solche Höhe erreicht, daß eine genügende Menge schulpflichtiger Kinder vorhanden sind, so sorgt der Tschechische Schulverein für deren möglichst schnelle Entfernung aus der deutschen Schule. Die Gemeinde wird zur Errichtung einer zweiten, tschechischen Schule gezwungen, anderwärts, wo dies noch nicht angeht, die neu zu errichtende Schule aus den Mitteln der tschechischen Propaganda ins Leben gerufen und unterstützt. Die tschechische Kolonie ist damit unter Dach, die tschechische Behörde thut das ihre, und das Deutschtum hat einen bedrängten Posten mehr zu verzeichnen.

Einen großen Teil der Schuld für das Zurückgehen des Deutschtums in Böhmen, wie auch anderwärts, kann man indes kühn auf die Schultern der Deutschen selbst laden. Der Überläufer ins tschechische Lager sind viele. Manche der erbittertsten Führer der Tschechen, der grimmigsten Deutschenhasser, sind Deutsche von Geburt oder Abstammung. Es giebt sogenannte Tschechen, welche in den Versammlungen für die nationale Propaganda eifern, aber kaum ihrer neu angenommenen Sprache mächtig sind, und welche unedle Beweggründe: gekränkter oder unbefriedigter Ehrgeiz, Habsucht und Rache, ins feindliche Lager getrieben haben. Glücklicherweise sind diese verabscheuungswürdigen Fälle selten, aber auch aus purem Gleichmute ent schlagen sich manche Deutsche ihrer angestammten Nationalität. Wenn man

durch die Straßen Prags und anderer böhmischen Städte wandert und aufmerksamen Blicks die Firmenschilder der Häuser mustert, begegnet man Hunderten deutscher Namen, welche durch das Ausmerzen eines Vokals zwischen den Endkonsonanten und andere dumme Kunstgriffe von ihren erbärmlichen Trägern einen tschechischen Klang und Anstrich bekommen haben. Kommt du nach Polen, nach Ungarn und Dalmatien, so begegnet dir dieselbe lächerliche Erscheinung. Wo aber, so frage ich, möchte wohl eine Stadt zu finden sein, wo der Tscheche, der Pole, der Magyar seinen eigenen Namen zum deutschen stempelte? Es wäre thöricht, wenn er so handelte, aber diese Thorheit begingen in Böhmen und den andern slawischen Ländern Tausende von Deutschen.

In dem durch diese großen Erfolge geweckten Übermuth des tschechischen Volkes liegt indes auch wieder eine Hoffnung für die Deutschen. Des erstern Siegeszuversicht geht zu weit, seine Ansprüche werden unerfüllbar, und gar zu unverhüllt stellt es seine Wünsche und Absichten hin.

Der Panславismus ist das gefährlichste Merkmal dieser krankhaften geistigen Überspanntheit der Tschechen. Er wurzelt in dem dunkeln Bewußtsein der eigenen geringen Bedeutung. Zwar weist die alttschechische Litteratur ebenso wie die altslawische bedeutende und wertvolle Schöpfungen auf, aber später, während des 17. und 18. Jahrhunderts, erscheint sie verkümmert und gesunken, und erst in der Neuzeit hat sie sich gewaltig

aufgerafft und in einer Reihe bedeutender Männer ihre Pflege gefunden. Auch in der Kunst und Wissenschaft der Tschechen zeigt die Neuzeit einen bedeutenden Fortschritt. Aber alle diese großen und unleugbaren Errungenschaften auf geistigem Gebiete, welche bei dem den Slaven eigentümlichen Übergewicht der Phantasie und des Gemütes über den Verstand von tschechischer Seite doch zu arg übertrieben werden, haben zum großen Teil nur eine Bedeutung für einen engen tschechischen Kreis. Sie können nicht in Vergleich gebracht werden zu den Schöpfungen der deutschen Sprache und des deutschen Geisteslebens und besitzen nicht die innere Kraft der Selbstständigkeit. Dieses Anlehungsbedürfnis weist nun die Tschechen auf Rußland hin und unterhält bei ihnen den Panlawismus, als dessen erster Anreger in Böhmen der aus der Slowakei gebürtige große tschechische Dichter Kolar bezeichnet werden kann. Aber dieses Großrussentum ist nur schön in der Theorie. Wenn die Tschechen sich die Mühe machen wollten, nach Bulgarien und Russisch-Polen zu gehen, wo der Panlawismus im russischen Sinne verwirklicht ist oder seiner Erfüllung entgegen geht, würden ihnen manche Illusionen schwinden.

Wer diese nationalen Kämpfe aus der Ferne von hohem ethnologischem Standpunkte aus beurteilt, dem bieten sie ein anregendes Interesse; derjenige aber, welcher selbst auf dem Kampfplatze steht, diesen harten Kampf ums Dasein, bei dem der Nachgebende auch zugleich der Besiegte und Unterdrückte ist, mit ausficht;

wer gelegentlich als Deutscher erfährt, wie in tschechischen Restaurationen nach den ersten deutsch gesprochenen Worten ihm vom Kellner eine Karte überreicht wird, auf welcher geschrieben steht: „Sprechen Sie tschechisch in tschechischen Lokalen;“ wer als Deutsch-Osterreicher auf irgend eine Frage an einen Menschen auf der Straße in deutscher Sprache die Antwort erhält: „Ich spreche kein Deutsch in Böhmen;“ wer solche kleine gehässigen Stiche und Chifane zu erdulden hat, der wünscht sich doch schließlich über alle Berge und erblickt das „goldene Prag“ in keinem goldenen Lichte.

An dem Morgen, an dem ich Prag verließ, traten indes diese trüben Bilder zurück. Gar zu hell strahlte die Sonne über die stolze Stadt, und die hohen Türme, die blinkenden Kuppeln winkten einen freundlichen Abschiedsgruß. Die Bahn führte aufwärts an den stillen Ufern der Moldau entlang. An der linken Seite glänzte der klare, ruhige Spiegel des Flusses, an der andern stiegen schroffe Kalkhöhen an. Neben uns im wohlangebauten Thale lagen Dörfer und Gehöfte, und eine gewisse freundliche Gruppierung im Landschaftsbilde erinnerte an manche mittelhheinische Striche. Aus dem Moldauthale ging's schließlich seitwärts in das ähnlich gebildete der Beraun. Nach einer längeren Fahrt verkündeten viele hohe Schornsteine, welche über einen wenig ausdrucksvollen Ort emporstiegen, die Bierstadt Pilsen. Von hier aus verbreitet sich das gute schäumende Getränk über das ganze böhmische Land und weiter hinaus, erfreut gnädig die Deutschen und die Tschechen und

bringt dem Laufe des Wassers entgegen bis in die abgelegensten Thäler der Gebirge vor. Auf den hohen Bergkämmen aber, wo die Grenze liegt und die Gewässer sich scheiden, da liegt auch die Bierscheide, wie von Sachkennern emsig angestellte Forschung ergeben hat. Wo auf dem Nordabhange des Riesengebirges die Thalgründe ihr Wasser zur Oder hinab nach Schlesien senden, da schäumt in den Bierflaschen der Bauden das mouffierende Gräzer Bier, das Breslauer und die säuerliche „Berliner Weiße.“ Wenige Schritte jenseit der Grenz- und Wasserscheide dagegen übt in Gasthöfen und Bauden das Pilsener eine unumschränkte Herrschaft. Aber auch ihm ist sein Ziel gesteckt. Im Böhmerwald endet sein Reich; jenseit der Rammhöhe beginnt allenthalben das Münchener Gebräu, und glückliche, beneidenswerte Grenzbewohner fahren ab und zu eine Station weit hin und her, um sich am einen oder andern der Abwechslung wegen zu laben.

Hinter Pilsen sah man wieder fruchtbare, wellenförmige Gegenden, wo auf weiten Brach- und Stoppelfeldern riesige Schaf- und Gänseherden weideten. Dann kamen zur Abwechslung bergige Kohlen- und Bergwerksbezirke, und näher dem Böhmerwald, wo das Land schon bedeutendere Erhebungen trägt, Wälder und Wiesen mit buntscheckigen Viehherden. Auf solcher Fahrt lernt man so recht in Kürze den ganzen Reichtum Böhmens an natürlichen Hilfsquellen kennen. In dieser Hinsicht steht es unerreicht in Europa da, und wäre es nicht genötigt, das Salz aus dem nahen Galizien

einzuführen, es wäre im Besitz aller Erzeugnisse, deren ein Land zur Ernährung und zur Wohlfahrt seiner Bewohner bedarf. Die Bahnfahrt fing inzwischen an interessant zu werden, und der Böhmerwald erschloß mehr und mehr seine innersten Geheimnisse. Dunkle, rauschende Tannenwälder standen in den Thalgründen, eilende Bergbäche brausten durch wiesengrüne Thäler, in deren kühlem Grunde reizende braune Sennhäuser hingestreut lagen. In der Höhe aber wuchsen die Gipfel steiler hinan und streckten nackte, zerrissene Felsklippen über den Waldmantel hinaus, der ihre Gehänge umwallt. Neue Bilder entrollten sich bei jeder Biegung; manche erinnerten lebhaft an die Schwarzwaldbahn; aber die Thäler des Böhmerwaldes sind weiter ausgeschwungen, die Berge stattlicher, die Verhältnisse großartiger.

In Eisenstein, dem ersten Orte jenseit der Wasserscheide und dem letzten auf böhmischem Gebiet, stieg ich aus und fand ein gutes Obdach im „Gasthaus zum Böhmerwald.“ Eigentlich hatte ich mir das Gebirge viel wilder, die Ortschaften verwahrloster gedacht; ich erlebte eine glückliche Täuschung. Die Leute des Ortes sind schlicht und bieder und sprachen schon bayrischen Dialekt. Die Häuser gleichen ganz denen in manchen Teilen der Alpen; die Kirche aber besitzt eine seltsame, schindelgedeckte Dachkuppel wie eine Riesenzwiebel und könnte viel eher für ein Bauwerk Hindostans als des Böhmerwaldes angesehen werden. Wer also im Böhmerwald noch eine schauerliche Wildnis zu finden hofft,

geht fehl. Die Urwälder sind verschwunden, und auch die romantischen Räubergeschichten haben längst ausgespielt; die Banden Karl Moors haben keinen jungen Nachwuchs hier zurückgelassen. Es war gerade Kirchweih im Orte und deshalb gesteigertes Leben. Früher gab's alsdann auch abends in den Wirtshäusern Tanzmusik. Dann kamen von der nahen Grenze unternehmungslustig die stammverwandten bayerischen Burschen herüber und es wurde allemal zum Schlusse grimmig gerauft. Seitdem aber einmal vor einigen Jahren ein Mann bei solcher Rauferei erstochen worden war, wurde der Tanz ein für allemal untersagt. So verbreitete sich denn abends Stille über das Dorf und ich konnte ruhig schlafen, obwohl es Kirchweih war.

Am andern Morgen machte ich mich mit einem Führer beizeiten auf den Marsch zum Schwarzen- und Teufelssee. Bald hatten wir die vom Morgennebel triefenden Wälder erreicht und wanderten stundenlang in ihnen auf und nieder. Die Wege waren einsam, nur einmal begegnete uns ein verdächtig aussehendes Individuum, das über ein zerlumptes Gewand einen Uniformmantel geworfen hatte. Mein Führer betrachtete ihn von der Seite mit unverholnem Mißtrauen, und als er vorüber war, neigte er sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „Den do hob ich nimmer g'fehn; dös is ka Rechter, dös is schon a Ungeheuer.“ Aber das „Ungeheuer“ ging harmlos an uns vorüber, und wir waren wieder allein. Der Führer schaute inzwischen eifrig im Walde herum nach eßbaren Pilzen, und wenn

er eine besonders feine Sorte gefunden hatte, war seine Freude groß. „Himmel Sacra! a ganzer Stock voll! Dös wär wirklich schad, wenn die do bleiben!“ und mit diesen Worten steckte er sie handvollweise in alle Taschen.

Das Dorf und das angebaute Thal waren inzwischen längst aus dem Gesichtskreise geschwunden, eine feierlich ernste und düstere Natur umgab uns. Ich hätte mich jedoch all dessen viel mehr gefreut, wäre nicht der heimliche Ärger über den verlorenen Urwald dabei gewesen. Zwar waren die Forste prächtig. Kein gepflanzter Stamm verkündete menschliche Umsicht; manche hatten schwere Felsblöcke mit den Wurzeln umklammert, andere hingen verwegen über wilde Schluchten hinaus. Es war also ein recht urtümlicher Wald, den man, stände er bei uns zu Lande, ganz gewiß einzäunen und für Geld sehen lassen würde, aber ein Urwald war's trotzdem nicht; denn allenthalben ragten aus dem Boden Baumstümpfe längst abgehauener Stämme von echter Art. Das waren die Überreste der ehemaligen Waldesherrlichkeit, wie sie die alten Germanen gekannt, wie sie in Stifterns wunderbaren Schilderungen lebt und wie sie in unsern geographischen Lehrbüchern fort und fort bei der Beschreibung des Böhmerwaldes erwähnt wird, obwohl sie nun verschwunden ist auf immer. Alle ältern Leute der Gegend haben den Urwald noch gekannt; allmählich aber war er zusammengeschrumpft, und die wenigen Bestände hatten sich mehr und mehr gelichtet. Die

entstehenden Straßen und Wege, der Bau der Eisenbahnen und Flößkanäle beschleunigten seinen Untergang. Tag und Nacht pfiff und kreischte ihm in den vielen Sägemühlen der Thäler die rastlos arbeitende Maschine das Sterbelied. Da kam 1870 ein ungeheurer Sturm und riß mächtige Windbrüche in die Forste des Böhmerwaldes; im folgenden Jahre nistete sich in unerhörter Menge der Borkenkäfer in das gefallene Holz ein. Da that Eile not, wenn die fürstlichen Besitzer der Waldungen noch etwas heraus schlagen wollten. Zahlreiche Arbeiter aus allen Weltgegenden, namentlich aus Italien, wurden verschrieben, das Holz aufzuarbeiten; die noch massenhaft stehen gebliebenen Riesenzstämme fielen diesem Aufräumungswerke mit zum Opfer, und der Urwald hatte aufgehört zu bestehen. Nur wenige Riesenzstämme der frühern Zeit hat man hier und da im Gebirge erhalten. So steht bei Eisenstein die „große Tanne“ wie ein lebendiges Wahrzeichen der alten Zeit. Das ist kein Baum nach den gewöhnlichen Begriffen, nicht wie vor einer Pflanze steht man davor, sondern wie vor einem ehrfurchtgebietenden Denkmal. Mehrere Mann vermögen erst den braunen Riesenzstamm zu umspannen, der schlank und ebenmäßig wie eine gewaltige Säule emporstrebt und oben in schwindelnder Höhe sein sturmzerfektes Geäst in trotziger Kraft hoch über die Wipfel der andern hohen Waldbäume streckt. Aber rings um diesen Riesen herum stehen die morschen, vermodernden Stümpfe anderer Bäume solcher Art, die den Stehengebliebenen an Größe und Um-

fang zum Teil noch übertrafen. Man hat sie in unsern Tagen niedergehauen und zu Brettern zersägt. Mit ein paar lumpigen tausend Mark oder dem Verzicht des Besitzers auf den geringen Verdienst hätte man solch ein Stück Wald erhalten können. Aber man hat es hingegeben und den Spätern nur den Ärger hinterlassen. Wir Deutsche rühmen uns gern bei jeder Gelegenheit unseres Natursinnes, als ob wir denselben für uns allein gepachtet hätten, aber dieser Natur Sinn ist da leicht, wo er nichts kostet! Wir vergessen, daß das Volk von Amerika Millionen bewilligt, um die Fälle des Niagara wieder in ihren ursprünglichen weisevollen Naturzustand zu versetzen, daß das Gebiet der Mammutbäume in der Sierra Nevada der Bewunderung durch Ankauf erhalten bleibt, daß im Felsengebirge der Staat eine Fläche von der Größe manches kleinen Fürstentums als Nationalpark für das ganze Volk erklärt; wir vergessen, daß wir trotz aller Anregung nicht einmal unsere paar Gipfel auf dem Siebengebirge vor dem Abbruch bewahren können und unsern Nachkommen statt des schönen Bergkranzes ein wüstes Steinbruchsfeld hinterlassen! Das herrliche Eichendorfsche Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ lebt in jedem Munde; aber wir denken nicht daran, uns diesen Besitzstand zu sichern, aus dem die Früheren jene Begeisterung schöpften. Aus Büchern lesen wir die Kraft der Germanen und die Herrlichkeit ihrer Wälder, wir setzen dem Hermann ein ragendes Denkmal, und mit einem geringen Teile des dabei aufgewandten Geldes

hätte man das lebendige Denkmal, das wirklich noch aus jenen germanischen Zeiten stammt, der Nation erhalten können. Am Kubany, in den Waldungen des Fürsten Schwarzenberg, so wird gesagt, soll wirklich auch jetzt noch ein Fleck bestehen, der solche Riesenstämme trägt; ist dem so, so sollte doch wenigstens dieser letzte Rest des germanischen Urwaldes auf böhmischem Boden unter allen Umständen gerettet werden, es wäre eine Ehrenpflicht der Nation.

Um die Seen herum, die wir bald erreichten, lag eine tiefe Stille. Die hohen Bäume spiegelten sich in der schwarzen Flut, und etliche weiße, abgestorbene Stämme ragten geisterhaft aus dem Grunde. Oben um die Berggipfel hatten sich Wolken zusammengezogen und wallten auf und nieder. In solcher Waldeinsamkeit wandert man stunden- und tagelang im Innern des Böhmerwaldes. Aber die meisten Reisenden lockt es doch bald wieder hinaus. Wenn man nämlich an hellen Tagen die hohen Gipfel dieses Gebirges, den finstern Arber, den Rachel oder den hohen Lusen bestiegt, so wendet sich der Blick über das weite unabschbare Waldgebirge hinweg, immer wieder gegen Süden, wo ein silberner, feingeschnittener Saum den Horizont und die in bläuliche Dämmerung gehüllte ferne Donau-Ebene begrenzt. Es sind die schneebedeckten Spitzen des Tiroler und Salzburger Landes, und diesem einladenden Gruß widersteht auf die Dauer kein wahrer Freund des Gebirges.

12. Schilderung aus dem Salzburger Lande.

Man mag die Alpen noch so oft gesehen haben, bis in die innersten Geheimnisse ihrer Natur eingedrungen sein, — allemal, wenn der rechte Freund des Gebirges sich ihnen nach längerer Trennung wieder nähert, beherrscht sein Gemüt eine feierliche, erwartungsvolle Stimmung. In solcher Gemütsverfassung befand ich mich, als der Zug in dunkler Nacht mich von Station Rosenheim durch die oberbayerische Ebene gen Salzburg führte.

Als das erste schwache Dämmerlicht sich über den bewölkten Himmel breitete, lag zur Linken der bleiche Spiegel des Chiemsees mit der fernen Herreninsel im nebeligen Morgengrau, und zur Rechten tauchten die ersten Vorberge der Alpen von Minute zu Minute deutlicher aus der schnell weichenden Dämmerung hervor. Schwere trübe Wolkenballen und Nebelbänder wallten davor auf und nieder, zogen hin und her, verdeckten und enthüllten so mancherlei anmutige Bergansichten, aber hielten die hohen Gipfel noch in feste Nebelkappen gebannt. Nur zuweilen wurde dort oben ein jäher Absturz sichtbar, eine finstere Tannenschlucht oder ein kahler nackter Grat. Den Vordergrund zu diesem Bilde bildete eine ziemlich ebene, sumpfige Wiesenfläche, nur

selten von Ansiedlungen belebt, unvermittelt an den Fuß des Bergwalles reichend und ab und zu durchströmt von angeschwellten, mit trüben Fluten hintosenden Gebirgsbächen, welche der Salzach zuströmen.

Als wir aber in das weite Thal der letzteren einbogen, auf donnernder Brücke der eilende Zug über den wild schäumenden Fluß übersezte und nun vor uns die stolze Anhöhe mit der Feste Hohensalzburg und der darum ausgebreiteten malerisch gelegenen Stadt stand, da brach die Sonne durch das Gewölk, funkelte über Stadt und Land und sezte das weltgepriesene Panorama so ganz ins rechte Licht.

Breite Straßen mit Häusern in modernem Stil führen vom Bahnhof Salzburg zur inneren Stadt. Eine Brücke sezt über die Salzach und jenseits am linken Ufer liegt der alte Stadtteil, fest angelehnt an den weitgezogenen Mönchsberg und den steilen Felskegel, der die stolzen Bauten der Festung Hohensalzburg trägt. Die untere Stadt bildet ein unregelmäßiges Häusergewirr mit schmalen, gewundenen, altertümlichen Straßen und Gäßchen und hohen seltsamen Häusern, bei denen italienische Bauart herrschend ist. Dieser welsche Zug findet sich ja allenthalben im Norden der Alpen und zwar in der Schweiz sowohl, wie im Salzburger Lande und in Tirol. Bei Innsbruck, wo direkte wichtige Pässe nach Süden führen, ist es leicht erklärlich, hier in Salzburg weniger vermutbar, da keine bedeutende Alpenstraße unvermittelt von hier nach Italien leitet. Politische Beziehungen, besonders die ehemaligen Besizungen Osterreichs in

Oberitalien und ein dadurch bedingter steter lebendiger geistiger und Handelsaustausch sind hierbei zu berücksichtigen. Jedenfalls sind in keiner, nördlich der Alpen gelegenen Stadt mir diese italienischen Anklänge bedeutamer erschienen, wie hier in Salzburg. Hohe, einfache, weiß oder gelb gestrichene Häuserfronten engen die schmale Straße ein. Selten nur springt ein flacher, schmuckloser Balkon aus den einförmigen Fensterreihen vor. Die flachen Ziegeldächer werden, wenn man unten steht, vom Gesimse gänzlich verdeckt, und am Erdgeschoß treten Säulenhallen vor und schaffen einen überdeckten Wandelgang, der halb Straße, halb Kaufladen ist. Die reiche Ausstattung im Innern dieser Arkaden durch die anstoßenden Geschäftshäuser dürfte fast einen Schluß gestatten auf eine große Sicherheit des Eigentums in diesem Lande; denn für einen Taschendieb und Gauner müßten diese Arkaden lohnende Ausflüge abgeben. Nicht genug mit diesen Eigentümlichkeiten, besitzen die Häuser Salzburgs auch häufig jene düsteren schattigen Binnenhöfe, in welchen vielleicht maurische Einflüsse erkennbar sind, die aber in italienischen Städten nirgends fehlen. Verschiedene Besitztümer grenzen an solche Höfe an, welche zugleich als Durchgänge von einer Straße zur anderen dienen. Ganz schmale Gänge, scheinbar nur für die Hauseigentümer berechnet, vermitteln den Eingang zu solchen Höfen und dienen dem öffentlichen Verkehr. Selbst das Pflaster, die breiten, flachen Kinnsteine, tragen italienisches Außere, und dies alles vermehrt das lebhafteste Volkstreiben der Märkte mit ihrem bunten Volksgewühl

und dem Reichtum der Früchte, welchen die Vorberge der Alpen auch hier auf der Nordseite noch entfalten. In den Physiognomien und in dem Leben und Treiben des Volkes vermag der durchreisende Fremdling übrigens keine durchgreifenden Unterschiede von der Eigenart der Bewohner des benachbarten bayrischen Oberlandes und Tirols zu finden; trotzdem mögen sie vorhanden sein.

Was aber Salzburgs Namen in der ganzen Welt den schönen, verlockenden Klang verleiht, ist weniger die Bauart seiner Häuser, die Lebensart seiner Bewohner oder seine reiche, wechselvolle Geschichte, vielmehr ist es vor allem die unvergleichliche Schönheit seiner Umgebung. Wenige Städte der Welt vermögen darin mit ihm zu wetteifern. Nachdem die Salzach in enger Schlucht das letzte Bollwerk der Salzburger Alpen in tosenden Wirbeln und Stromschnellen überwunden hat, durchfließt sie reißenden Laufs eine breite Thallandschaft von mehreren Stunden Länge, die sich gemach zur bayerischen Hochebene ausweitet. Mitten aus diesem fruchtbaren, sonnigen Thal steigen zwei Bergesgipfel kühn hinan. Der eine davon trägt die Feste Hohensalzburg. Um ihren Fuß hin zieht sich die Stadt, an der der Fluß vorüberströmt. Rings herum, in angenehmer Entfernung, nicht in der erdrückenden Nähe, wie bei anderen Alpenstädten, liegen hohe Alpengipfel, oft noch im Sommer beschneit, und zum Teil in wundervoll zackige Kämme ausgerissen. Im Hintergrunde ragt schon die höchste Schnee- und Gletscherwelt empor, weiter thalabwärts

aber lösen sich die festen Bergmassen zu einzelnen malerisch geformten Gruppen und Kegeln, die in schönen Linien den Ausblick auf die ferne weite Ebene umrahmen. Der nächste höhere Berg bei der Stadt ist der Gaisberg, den man in weniger als drei Stunden zu ersteigen vermag; auch führt eine Zahnradbahn hinauf. Freundliche Dörfer in reichen Obsthainen, schmucke Landhäuser, hell und blank aus dunklen Parkanlagen lugend, dazu weite stille Laubwälder mit murmelnden Bächen umsäumen den Fuß dieses Bergstockes. Höher hinauf werden Nadelhölzer herrschend, und grüne, kühle Alpenweiden mit zierlichen Alphütten, weidenden Rinderherden mit melodischem Schellengetön gewähren prächtige Ausblicke auf das stets großartiger sich zu unseren Füßen entfaltende Panorama. Oben auf der mehrgipfeligen aber sonst ziemlich flachen Höhe bietet sich ein erhabenes Bild. Einer Landkarte gleich liegt unten der Thalboden aufgerollt. Die tiefe, hell heraufschimmernde Stadt, die weiten Schlangenwindungen des gelblichen Flusses, die blendend aufblitzenden Spiegel zahlreicher Seen geben ihm einen hohen Reiz. Darüber hinaus aber, höher und höher anwachsend und zu schreckhaft eisiger Höhe emporstarrend, liegt die Kette der oberbayerischen und salzburger Alpen und entfaltet ein so mannigfaltiges Bild, einen solchen Reichtum an wundervollen Einblicken in Thäler und Schluchten, auf Firnmassen und Schründe, auf sonnige Bergweiden, finstere Tannenforste und jäh abstürzende, wild zerklüftete Felsgehänge, daß die Trennung von solchem

Anblicke schwer fällt. Man vergleicht die Aussicht vom Gaisberg oft mit der des Rigi. Die Ähnlichkeit liegt in der gleichen Lage beider Gipfel an der Übergangszone vom Hochland zur Ebene. Im übrigen ist kein ins einzelne gehender Vergleich zu finden, und bei aller Erhabenheit und Größe des Gaisbergpanoramas möchte ich doch der Aussicht vom Rigi bei dessen größerer Nähe zu den ergreifenden Schneeeinöden des Berner Oberlandes den Vorzug geben.

Zu den lohnendsten Tagesausflügen in die Umgebung Salzburgs gehört nächst der Gaisbergbesteigung die Tour nach Berchtesgaden. Das Gebiet dieses Städtchens gehört bekanntlich zu Bayern und bildet auf der Landkarte jenen fast losgerissenen Zipfel, der als südöstlichste Landschaft des Deutschen Reichs in die österreichischen Lande vorspringt. In ihr liegt einer der schönsten Juwelen der Alpenwelt, der einsame, felsumschlossene Königssee. Von Salzburg führt eine Dampfstraßenbahn bis zum Fuße des Gebirges, das den Westrand des breiten Thales bildet. Hier liegt die Station Drachenloch, nach einer merkwürdigen Felsbildung auf dem hohen schwindelnden Kamme des wildzerrissenen Kalkgebirges benannt. Von hier aus führen Wagen einem Seitenthale aufwärts, welches von einem starken, klaren Bache, dem Abflusse des Königssees durchströmt wird. Es war noch in der ersten Morgenfrühe, als unser schnelles Gefähr in dieses Thal einbog. Leichte Nebel dampften eben von den tauperlenden Wiesen in die klare Luft hinauf. Hoch an den steilen Berglehnen

schweiften die Sonnenstrahlen entlang. Dort ragten rötlich bestrahlte Felszinken in die blaue Luft, und um die nackten Gehänge schlangen sich reiche Bänder von Wäldern und Alpweiden. Neben der Straße rauschte der Bach mit blauem geläutertem Wasser. In zahlreichen kleinen Fällen überwindet er die vorspringenden Gesteinsbänke. Dort spritzt kühler Silberschaum über seine blaue Flut, die in rauschenden Garben durcheinander schießt und zum Teil in Seitengraben geleitet, mancherlei industrielle Werke mit treibender Kraft versorgt. Aber diese Anlagen stören hier wenig in der großen Natur. Ihr Gepolter und Getöse verhallt bald in der feierlichen Stille des Thales, und eine würzige, erfrischende Berg- und Wiesenluft verweht im Nu das bische Rauch und Qualm. Je weiter man kommt, um so höher wachsen die Berge, und ferne beschneite Gipfel ragen im Hintergrunde majestätisch aus der sich verengenden Thalspalte. Zahlreiche kleine Dörfer und Gehöfte sind durch das Thal zerstreut, und die vorübergehenden hübschen und stattlichen Bewohner in Tiroler Tracht passen so ganz in diese Landschaft hinein. Dies reizvolle Bild wechselt nicht, auch wenn wir bei einem Zoll- und Grenzhause die schwarz-gelben Pfähle hinter uns lassen und uns die blau-weißen den Eintritt ins Königreich Bayern und ins Deutsche Reich verkünden. Mitten in solch paradiesischer Umgebung liegt Berchtesgaden mit seinen weltberühmten Salinen. Das ganze Salzkammergut besitzt in seinen Bergen diesen wertvollen Mineralschatz. Zum Teil liegen die Salzlager

höher wie die benachbarten Thalsohlen, und die Stollen führen dann ohne Schacht seitwärts in den Berg. Das hier gewonnene Salz ist wenig rein, meist stark mit Thon gemischt; es wird daher durch Zuleitung von Wasser im Innern ausgelaugt und die Sohle hernach auf Gradierwerken durch Verdunstung weiter konzentriert und zum Schluß in Siedehäusern erhitzt, wobei das Salz in Krystallform sich ausscheidet. Der Eintritt in mehrere dieser Salzbergwerke ist dem Fremden nicht nur gestattet, sondern durch sorgliche Vorrichtungen und Überraschungen sogar zu einem wahren Vergnügen umgewandelt. Man zahlt ein Eintrittsgeld von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Mk. und wird in eine Halle geführt, wo man über seine Kleider eine weiße Leinenhose und einen Bergmannsrock nebst Mütze und Schurzfell anzieht. Eine Lampe wird am Gürtel befestigt, und in dieser Vermummung, der sich auch die Damen unterziehen, steigt man unter Führung zweier Bergleute in den schier endlosen Stollen auf und ab. An seltsamen Überraschungen fehlt es auf dieser unterirdischen Wanderung nicht. In dunklem Gange setzt man sich auf Geheiß des Führers, der es vormacht, rittlings auf eine glatte Holzlehne, während die Beine grade vorgestreckt werden und der Hintermann jedesmal fest auf dem Rücken seines Vorgängers hockt. Der Führer des Zuges faßt dann ein daneben angebrachtes Seil zur Hemmung im Notfalle, und auf ein gegebenes Zeichen rutscht die ganze Gesellschaft mit unheimlicher Schnelle auf der glatten Holzbahn in eine dunkle und scheinbar uner-

gründliche Tiefe nieder. Unten findet man sich gemächlich auf der langsam in die horizontale Richtung übergehenden Holzlehne sitzend, steigt ab und steht am Ufer eines unterirdischen Sees, der an die geheimnisvollen Schauer und Sagen der Unterwelt mahnt. Es ist ein altes, ausgelaugtes Becken, das wir hier erreicht haben. Märchenhaft sind die Eindrücke, die sein Besuch hinterläßt. Über das schwere salzhaltige Wasser gleitet geräuschlos unser Kahn; der schwarze Spiegel, die dunklen Gewölbe, die scheinbar fernen Ufer fließen ineinander, man glaubt sich in der Mitte eines endlosen Raumes schwebend. Geheimnisvoll strahlen die Lichter des Kahnes und der Ufer herüber, und zwischen Spiegelbild und Wirklichkeit vermag das Auge nicht zu unterscheiden. Nachdem man ausgestiegen, geht die Wanderung weiter, bergauf, bergab, durch weite Räume des Gebirges. An den Wänden fühlt man den nassen salzhaltigen Thon; oft auch glitzern und strahlen, von unseren Lichtern beleuchtet, große weiße, rötliche oder wachsgelbe Salzkryalle, zumeist in Würfelform. Die Ausfahrt geschieht endlich in langsam abfallendem Schachte auf kleinen Wagen, die auf Schienen laufen. Mit Windesschnelle rast das Gefähr durch die lang sich hinziehenden Gänge, und der Hintersitzende sieht durch die Dunkelheit die fernen Lichter schattenhaft verschwinden und hört das wiederhallende Getöse in den Windungen und gähnenden Seitengängen der weitverzweigten Stollen. Seltsam freudig begrüßt man dann nach langer unterirdischer Nacht das Tageslicht und das Grün der

Bäume, wenn der kleine Wagen aus dem Bergeingange rasselnd über die Landstraße in einen Auskleideschuppen hineinsauft. So groß aber auch das Vergnügen dieses Bergwerksbesuchs für alle Teilnehmer sein mag, so gering ist zugleich für die meisten die Bereicherung der wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse. Man amüsiert sich eben, gerade so, wie bei einem drolligen Karnevalszuge und gewinnt nichts von den oberflächlichen Belehrungen, welche der mitwandernde Führer in monotonen, auswendig gelernten Sätzen den Fremden vor spricht. Außerdem wird man zumeist nur durch solche Stagen der ausgedehnten Werke geführt, welche bereits ausgenutzt und zur Salzgewinnung kaum mehr in Betrieb sind. Es handelt sich hier, wie bei den meisten anderen Salzlagern um eine Ablagerung auf ehemaligem Meeresboden, dessen Wasser, ähnlich wie heute beim toten Meere, aus irgend einem Grunde von stärkerem Süßwasserzufluß abgeschnitten und einer langsamen Verdunstung übergeben wurde. Dabei schieden sich zuerst die schwerer löslichen Stoffe, besonders Gips, ab, auf ihn folgte, von Gipsbänken noch häufig durchsetzt, das Steinsalz, und den Abschluß bildeten die leicht löslichen, deshalb erst zuletzt sich aus der Mutterlauge ausscheidenden, sogenannten Abraumsalze, welche im Salzkammergut weniger bedeutend, namentlich in den Staßfurter Lagern so mächtig vertreten sind und dort einen so klaren Einblick in das Wesen dieses wichtigen geologischen Vorganges ermöglichten. Diese oben gelagerten Abraumsalze, die ehemals unbeachtet und un-

benutzt blieben, haben in neuerer Zeit eine Wichtigkeit erlangt, welche die des eigentlichen Salzes weit übersteigt. Sie bestehen vorwiegend aus Chlormagnesium, Chlorkalium, Chlorcalcium und verschiedenen anderen schwefelsauren Salzen und Doppelsalzen, die als wertvolle Rohmaterialien für zahlreiche chemische Fabrikate dienen.

Eine kleine Strecke oberhalb Berchtesgaden liegt der Königssee. Schattige Pfade am rauschenden Bache entlang führen zu seinem Ufer. Es ist eine wunderbare Natur, die ihn umgiebt. Die spiegelklare Fläche liegt eingebettet zwischen himmelhohen Bergen, deren schroffe Kalkwände zum Teil mit fast senkrechter Steilheit in die blaue Flut abstürzen. Wenn der Wind ruht, spiegelt sich in ihr die ganze Landschaft in verklärter Frische, und das dunkle Grün der Tannen sticht seltsam ab von den grellen gelben und rötlichen Farben der Felsgehänge und dem schimmernd weißen Firn, der von dem hohen Gipfel des Watzmann und anderer umliegender Bergspitzen herniederleuchtet. Von aufrecht stehenden und nach Art der italienischen Gondelführer nach vorn, d. h. in der Fahrrichtung ausstoßenden Ruderern getrieben, gleitet der einfache, eckige Holz Kahn vom Ufer. Die smaragdgrüne Uferzone des Wassers, in der noch aus beträchtlicher Tiefe die deutlich mattschimmernden unterseeischen Felsblöcke und die am Grunde hinschlüpfenden Fische wahrnehmbar sind, geht langsam in die tieferen, immer dunkler sich abstufoenden und endlich stahlblau gefärbten mittleren Gebiete über, während

gleichzeitig oberhalb auch die Felsufer höher und höher wachsen und mit schrecklichen wüsten Trümmerhalden und schauerlichen Abgründen über die freundlichen Reize der Seeufer hinausragen. Ein nur wenige Minuten breiter Querdamm trennt das Becken des Königsees von dem oberhalb gelegenen viel kleineren Obersee, dessen landschaftliche Umgebung an ergreifender Großartigkeit aber mit dem ersteren wetteifert oder sie übertrifft. An diesem See, auf den himmelansteigende, fast kahle und öde Bergmassen in schweigender Majestät herabschauen, steht noch kein Haus. Eine ergreifende Stille liegt umher. Nur selten ertönt eine Vogelstimme und von fernen Bergwänden das Rauschen der Wildbäche, die von den hohen Schneefeldern niederstürzen und in gewaltigen Fällen, die wie weiße Bänder von der Höhe wallen, über die jähren Abstürze zur Tiefe schäumen. Während unten am kühlen Ufer ein sanfter Wind in den Kronen der über das Wasser sich neigenden Bäume spielt, treibt dort oben in den hohen Regionen dann häufig der Sturm sein Spiel, und wirre Wolkenknäuel fegen und flattern um die nackten Grate, zwischen denen sich die Schneemulden betten.

Man würde die beiden unvergleichlichen Seen gewiß tagelang nicht wieder verlassen, hätten nicht auch hier teure Hotels mit allem Luxus und eitlen Zubehörenden Fremdling in ihrem Banne. So bricht denn mancher, der kein Krösus ist, früher auf, als es die Stimmung im Anblicke einer solchen Natur verlangte. Die Reaktion auf ein solches mehrwöchentliches Hotelleben

macht sich bei vielen Reisenden leider in dem plötzlichen Entschlusse geltend, die Reise einfach abzubrechen, auf alle weiteren Pläne Verzicht zu leisten und möglichst bald wieder heimzukehren. Besser und vernünftiger ist die andere Ausflucht, anstatt nach Hause zu gehen, von der Route abzuspringen, der großen Touristenstraße Lebewohl zu sagen und sich in ein beliebiges, noch weniger von Fremden durchströmtes Seitenthal zu schlagen, wo dann meist urtümlicheres, bescheideneres Wesen, eigenartige Sitten und Volksgebräuche, bürgerliche Preise und eine oft nicht minder großartige und dabei ungestörte Natur den Menschen wieder in die Gemütsstimmung versetzt, sich voll und ganz den großen Eindrücken seiner Umgebung hinzugeben. Die Erinnerung an die guten Folgen der zuletzt erwähnten Methode auf so mancher früheren Reise führten mich bald mit der Bahn das Salzachthal hinauf, von wo aus ich gegen das Innere des Hochgebirges vordringen wollte. Diese Bahnfahrt allein ist schon ein Genuß. Bald verengt sich das bis dahin ausgedehnte Thal. Chaussee und Eisenbahn durchbrechen einen schmalen dunklen Engpaß mit unheimlich steil emporsteigenden Bergmassen. Raum läßt ihnen der in eine schmale Felsrinne eingezwängte, wild schäumende Fluß noch Raum; mehrmals waren Tunneln nötig, um den Verkehrslinien Zugang zum oberen Thale zu verschaffen. Das Rasseln des Zuges wird übertönt vom stürmischen Gebrause der hoch aufspritzenden oder in siedendem Gischt hintosenden Fluten. Auch oberhalb des Engpasses bleibt die Scenerie erhaben,

und stundenlang hat man zur Seite die stets wechselnden Bilder der Stromschnellen und den prächtigen Anblick der hohen, das Thal einengenden Felswände, an deren schroffen Ranten dunkle Tannen den Stürmen zum Troste festgeklammert stehen. Wenn man die östliche Umbiegung des Thales und damit dessen Längsrichtung innerhalb des Gebirges erreicht hat, wird sein Charakter milder, aber dafür erscheinen nun die Seitenschluchten und Nebenthäler tiefer gerissen und einsamer. Aus einem derselben stürzt ein kräftiger Gletscherbach in rasendem Sturze aus beträchtlicher Höhe hinab zum Hauptthale und vermengt kochend und tobend sein weißliches Wasser mit den milchigen Fluten der Salzach. Es ist dies die Gasteiner Ache, an deren Oberlauf in einsamer Hochgebirgsregion die weltberühmten Quellen sprudeln. Nicht weit aufwärts von der Mündung der Gasteiner Ache zweigt sich ein anderes, weiter ausgeschweiftes und von einem starken Bache durchflossenes Thal vom Hauptthale aus gegen Süden. Dies ist der Gau von Ferleiten, der zu den Geheimnissen und Wundern der Großglocknergruppe führt. Der Weg durchs untere Thal ist für den mit der Alpennatur bekannten nicht besonders lohnend, die umfassenden hohen Berge sind eintönig, und an all die vielen Schönheiten, welche sie trotzdem noch bieten, ist man von anderwärts her gewohnt. Nur eine „Mure“, ein verheerender Schlamm- und Wasserdurchbruch, der aus einem Seitenthale hervorgebrochen war und etliche Tage vorher einen schönen blühenden Strich des Thal-

bodens in eine wüste Einöde verwandelt hatte, gewährte eine Überraschung.

Hinter dem Gasthause zum „Bärenwirt“, etliche Stunden aufwärts, ändert sich die Scenerie. Hier verengt sich das Thal, der Fuhrweg bricht ab, nur ein Fußpfad leitet weiter. Man klettert eine steile Halde hinan, zu deren Seiten gewaltige Berge aufwachsen, während unten sich der starke Bach unter überhängenden Felsmassen verliert und nur noch durch sein grollendes Rauschen den harten Kampf mit dem Gebirge verkündet. Die Landschaft ist feierlich ernst, und mehrere Steinkreuze mahnen an den Tod von Personen, die an dieser Stelle von Lawinen begraben wurden. Oben auf der Höhe angekommen, steht man dann unerwartet und wie gebannt vor einem entzückenden Bilde. In wunderbarer Helle und Reinheit und erhabener Majestät steht die weiße Schnee- und Gletscherwelt des Großglockner zwischen der hohen Kluft, die sich alsdann mehr und mehr öffnet und allmählich in ein grünes, mattenbedecktes Hochthal übergeht. Eine halbe Stunde von diesem Aussichtspunkte entfernt, liegen die wenigen Holz- und Schindelhäuschen des Gehöftes Ferleiten. Der Berggrasen mit seinen alpinen Kräutern reicht bis an die Schwelle der Thüren, und die weidenden Ziegen und Kühe senden ein liebliches Schellengeläute durch die klare, kühle und wunderbar erfrischende Bergluft. Am Nachmittage, an dem ich ankam, gab's einen prachtvollen Ausblick auf die vorgelagerte Glocknergruppe mit ihren zahlreichen Gipfeln, riesigen Schneefeldern und

breiten, bald grau, bald grün und bläulich schimmern-
den Gletschern. Auch der Abend, wo ein glühendes
Rot auf dem reinen Firn der Berge strahlte, blieb
schön; ich bestellte deshalb einen Führer für den fol-
genden Morgen, der mich um 4 Uhr morgens wecken
sollte. In der Nacht aber schlug das Wetter um.
Windstöße rasten um das Haus, daß die Fenster klap-
perten und der Regen in förmlichen Schlägen gegen
Dach und Wände fuhr. Der Führer blieb deshalb
aus, und als ich gegen 7 Uhr aufstand, war der ganze
Himmel grau, ein feiner Regen rieselte herab, die Wol-
ken hingen schwer von den Bergen ins Thal hinab und
von der ganzen Großglocknergruppe war keine Spur
zu sehen. Als aber eine Stunde hernach etliche Lücken
in die Wolkendecke rissen und hier und dort ein Fleck-
chen Himmelsbläue hervorguckte, holte ich mir trotzdem
meinen Führer, zufällig einen der kräftigsten und er-
probtesten des ohnehin in dieser Hinsicht berühmten
Glocknergebietes. Er lag noch auf dem Heuboden mit
anderen zusammen in bestem Schlafe. Wir setzten uns
von vornherein in schnellstes Marsch-Tempo, um wo-
möglich das Versäumte noch nachzuholen. Der Himmel
schien unsere Zuversicht zu belohnen; die Wolken zer-
teilten sich stellenweise und gaben uns ab und zu große,
wundervolle Partien aus der vor uns liegenden Hoch-
gebirgswelt zu schauen. Nach 4stündigem, anstrengen-
dem Marsche, wovon die zwei letzten mit Alpstock auf
steilen, nassen Alpwiesen erklettert werden mußten, hat-
ten wir die obere Grenze der Region der Alpenkräuter

erreicht, und ein eisig kalter Wind verkündete uns die Nähe der Gletscher. Bald erreichten wir auch dessen unteren Schuttwall, die Stirnmoräne, und dann schimmerte unter unseren Füßen aus dem losen, schlüpfrigen Steingerölle das blaue, vom Wasser und der Sonne stark zerfressene Eis. Es war der Fandelschartengletscher, auf dessen Rücken wir nun weiter wanderten. Seine Steigung ist nicht besorgniserregend, obwohl ein Ausgleiten hier und da einem doch übel zu stehen kommen könnte; auch hat er nur wenige breite Spalten, die man bei klarem Wetter leicht umgehen kann, andere sind so schmal, daß man sorglos hinüberschreitet. Selbstverständlich aber bedarf es auch hier unter allen Umständen eines durchaus kundigen Führers, da hier in der Hochregion unvorhergesehene Witterungswechsel einen sonst gefahrlosen Übergang mit Schrecknissen und Gefahren aller Art umgeben können.

Wir hatten unter beständigem feinem Regen und bei einem eisig kalten und heftigen Winde den unteren Teil des Gletschers bereits hinter uns gelassen. Zur Seite sahen wir einmündende Nebengletscher in herrlichen starren Raskaden zur Hauptmasse sich niedersinken und konnten genugsam das herrliche Ultramarinblau der wild zerrissenen Spalten und Schründe bewundern, von dem das blendende Weiß des jüngst gefallenen Schnees wirkungsvoll abstach. Aber allmählich wurde das Wetter toller. Zu dem Regen gesellten sich, obwohl es noch im September war, Schnee und Graupeln, die mit einschneidender Wucht gegen Gesicht und Hände

prallten. Dazu erforderte der eigene Gang Vorsicht, jeder Schritt und Tritt Beachtung. Mehrere Male mußte ich beim Überschreiten weiter gerissener Spalten die Hand des Führers gebrauchen, während dieser selbst mit dem Alpstock und den mit Spitzköpfen schwer benagelten Schuhen jenseits sich am Rande derselben feststemmte. Endlich erreichten wir den oberen Rand des Gletschers. Dort zeigte sich, daß es einer der vielen rückwärts schreitenden der Alpen ist. Seine ihn speisende obere Schneemulde wird in heißen Sommern fast ganz verzehrt, nur der feste Eisstrom selbst dauert aus, aber der Verlust durch sommerliche Abschmelzung wird durch die winterlichen Schneefälle nicht mehr ganz gedeckt, so nimmt denn die tief in die Schlucht hinabreichende Eiszunge von Jahr zu Jahr mehr ab, und nur die mächtigeren, jäh zu ihr abfallenden Seiten-Gletscherströme sichern ihr im unteren Teile noch Mächtigkeit und langen Bestand.

Unter den denkbar ungünstigsten Witterungsverhältnissen überschritten wir die beschneite Paßhöhe und standen nun jenseit des Sattels auf Kärntener Boden und im Wassergebiete der Drau. Bald hatten wir auch wieder beim Abwärtsgehen glattes, stärker geneigtes Eis unter den Füßen, und gähnende, blau graue Spalten klasten in unserer Nähe in der schlüpfrigen Masse. Der Blick war auf die nächste Umgebung beschränkt; vom Großglockner selbst, dem unter uns liegenden Pasterzengletscher keine Spur zu sehen. Inzwischen wurden auch das Schneegestöber und die Windstöße heftiger und an-

haltender, und der Nebel, der aus nichts anderem, als losgelösten um uns wallenden Wolfenfezen bestand, umhüllte uns dichter und dichter. Unter diesen Umständen hielt ich mit dem Führer kurze Beratung, ob es ratsam sei, weiter zum Glocknerhause vorzudringen. Das Ergebnis derselben war, daß wir umkehrten, da wir durchaus keine Aussicht auf einen Fernblick auch für die folgenden Tage hatten. Der Abstieg war nicht minder beschwerlich, und nach neunstündigem Marsche gelangten wir am späten Nachmittage wieder nach Ferleiten zurück. Wir bereuten unsere Entschliezung späterhin keineswegs. Die Nacht zog abermals mit Sturmgebraus und Platzregen dahin, und als der Morgen graute, waren alle Höhen bis nahe zur Thalfläche tief verschneit. Wir hätten vom Glocknerhaus schwerlich in den nächsten Tagen zurückgekonnt, und ich hätte den weiten Umweg durch Kärnten über Heiligenblut und hernach mit der Brennerbahn über Innsbruck machen müssen, um wieder zu meinem Reisegepäck und auf meine Route zu kommen.

13. Eine nächtliche Wanderung in den Ötztaler Alpen.

Auf ihrem langen Laufe durch die Alpen durchströmt die Etsch eine Thalspalte, welche in zwei wesentlich verschiedene Teile zerfällt. Höhenlage, Längsrichtung und die dadurch bedingten Erscheinungen des Klimas, der Tier- und Pflanzenwelt und selbst des Volkslebens erzeugen diese Verschiedenheit. Der obere Teil, das Vintschgau, ist ein Längsthal mit vollständig alpinem Charakter, eingebettet zwischen die gewaltigen Alpenmassive der Ortler- und Ötztaler Gruppe; der untere Teil, ein Querthal, bricht tief durch die imposanten Dolomitmassen Südtirols und öffnet sich zur lombardischen Ebene hin. In ihm weht ein südlicher Hauch, lacht ein italienischer Himmel und entfaltet sich ein vollständig transalpines Natur- und Menschenleben.

Wir traten, vom Gardasee kommend, in dies untere Etschthal ein. Feigenbäume beschatten dort noch die Hütten, Oliven lehnen sich an heiße Felswände an, und über zerfallenes Gemäuer und an Sträuchern und Bäumen hinauf schlingt sich die heitere Rebe. So kamen wir, immer der schäumenden Etsch entgegengehend, auf demselben Wege, den so manches deutsche Heer auf den Römerzügen genommen, an Trient, der alten, turm-

reichen Stadt des Konzils vorbei, endlich nach Meran, das den Abschluß dieses südlichen Thales bildet. Hier empfängt die Etsch die reißende Eisack, deren Thal die Straße und Eisenbahn über den Brenner nach Innsbruck folgt, während wir uns an dem Laufe der Etsch hielten und mit ihr in das obere Thal stiegen, welches durch einen Engpaß, den der Fluß mit starkem Gefälle und lautem Getöse überwindet, von der weiten Thalmulde von Meran geschieden ist. Mit diesem Durchgang läßt man den Süden hinter sich; man schaut noch einmal auf die grünen Wiesen, freundlichen Obsthaine und hellen Häuser des berühmten Kurortes, dann liegt nach wenigen Schritten vor uns ein echtes Alpenthal mit grünen Bergmatten, braunen Sennhütten, bunten Viehherden und düstern Tannenwäldern, über die hohe, weiße Schneespitzen hervorlugen. Ein tiefer Friede ruht zumeist über diesem einsamen Alpthale, von dessen Gehängen das liebe Schellengeläute weidender Herden ertönt. Nur wenn der Föhn im Frühlinge den Schnee des Gebirges mit Hast zum Schmelzen bringt und die tausenden kleinen Wässerchen zu eben so vielen reißenden Wildbächen anschwellt, schallt durch das Sausen und Heulen der Windstöße, das Krachen der Lawinen das furchtbare Gebrause der reißenden Etsch, deren Verheerungen gefürchteter sind, als die irgend eines anderen Alpenflusses.

Wir kamen nach einer nächtlichen Wanderung spät abends im Dorfe Naturns an und brachen am frühen Morgen mit der Post von dort wieder auf. Wir hatten auf unserer Reise uns lange aufgehalten und an den

Gestaden der blauen Adria, an den unvergleichlichen, inselreichen Küsten Dalmatiens uns zu längerem Aufenthalte verleiten lassen, so mußten wir Ober-Italien im Fluge durchheilen, und unsere Tage in Tirol waren knapp bemessen. Trotzdem aber wollten wir nicht ganz darauf verzichten, wenigstens eine kleine Bergpartie zu machen, und schnell war der Plan dazu entworfen. Wir wollten von dem Dorfe Mals aus einem Seitenthale folgen, dann einen Gebirgskamm von etwa 7000 bis 8000 Fuß übersteigen, abends ein Gehöft jenseit desselben erreichen und von dort aus uns wieder unserer Route durchs Etschthal zuwenden.

In Mals angekommen, ließen wir uns gleich einen Führer rufen und machten uns mit ihm und leichtem Gepäck auf den Weg, nachdem uns der Mann auch noch vorher die Versicherung gegeben hatte, daß sich die Reise bei rüstigem Gehen wohl bis vor Einbruch der Nacht ausführen ließe. Wir stiegen an den mit Alpenmatten bedeckten Abhängen des Gebirges hinan und erreichten bald eine höhere Abstufung des Etschthales. Diese eigentümliche Thalbildung mit mehrfach hintereinanderliegenden Stagen, deren Mitte meist, wie auch im Oberlaufe der Etsch, ein kleiner See einnimmt, ist eine hervorstechende Eigentümlichkeit der Ostalpen, speziell der Tiroler und Bündtner Berge. Die reinen Seen, in denen sich die jungen Flüsse klären, sind die Hauptzierden dieser hochgelegenen Thäler der Ostalpen, man mag dabei an ihren grünen Ufern ruhen und das zitternde Spiegelbild der dunklen Wälder und weißen

Schneehäupter auf ihrer blanken Fläche bewundern oder auf hohen Gipfeln stehen, wo sie sich, durch den Silberfaden des Flusses verbunden, wie blaue Perlen aneinanderreihen.

Die Westalpen haben dagegen vor den östlichen eine beträchtlichere Gipfelhöhe voraus, wobei ihre Thäler viel tiefer in die Masse des Gebirges eingerissen sind. In den Ostalpen erscheint vielmehr das ganze Bergland mit Ausnahme der Gipfel auf eine höhere Stufe erhoben, und die bewohnten Thalböden liegen oft in ihren oberen Theilen hoch über der Baumregion, nicht fern von den Gebieten ewigen Schnees.

Wir verließen dann auf unserer weiteren Wanderung das Hauptthal, überschritten einen rauschenden Bergbach und stiegen an steilen Gehängen aufwärts. Nachdem wir aus dem Schatten eines Tannenwaldes, dessen Stämme schon reichlich mit gelben und weißen Bartsflechten behangen waren, heraustraten, wurde die Hitze auf den dürren Matten bald empfindlich. Eine Menge von Heuschrecken schwirrte und hüpfte umher und war eifrig bemüht, das wenige noch erhaltene Grün zu verzehren.

Bald darauf gelangten wir zu dem kleinen Kirchdorfe Planail, wo wir einigen Proviant für die weitere Reise, bestehend in Rotwein, Brot und Käse mitnahmen, und wo unser Führer noch einen jungen Menschen mietete, der ihm einen Teil des Gepäcks tragen und uns weiter hinauf den Weg zeigen sollte; denn es stellte sich allmählich zu unserm Verdruss heraus,

daß unser Führer selbst noch nicht diese Tour gemacht hatte. Glücklicherweise aber war er im Besitz einer guten Karte, deren Führung wir uns anvertrauten. Die Thalschlucht, an deren steilen Rändern wir aufstiegen, war tief einsam und bot wenig Reize. Die ungeheuren Bergmassen fielen in nackter Einförmigkeit zu ihr herab. Einzelne Schneefelder lagen auf den hohen Rämmen, aber der Anblick ausgedehnter Firnmassen blieb uns versagt. Eine drückende Stille lag über der wilden Landschaft, nur das Rauschen des Baches, den wir indes in der Tiefe nicht erblicken konnten, schallte aus dem Grunde der Schlucht. Es ist seltsam, wie verschieden das organische Leben oft über die einzelnen Alpengebiete sich ausbreitet. Bei Wanderungen, die ich in früheren Jahren an der Berninagruppe, im Quellgebiete des Rheines und im Berner Oberlande machte, fehlte selten ein wechselvolles Tierleben. In den entlegeneren Teilen bekommt man dort noch häufig Gemsen zu Gesicht, fast ohne Unterlaß ertönte in den Berninaalpen der schrille Pfiff der Murmeltiere, welche in aufrechter Stellung possierlich vor ihren Höhleneingängen Wache hielten, und das freundliche Gezwitzchen des Schneefinken schwieg selbst am Rande großer Gletscher und Schneefelder nicht. Wie auch unser Führer bestätigte, war in dem Gebiete, das wir nun durchwanderten, das Tierleben arm. Nur eine Zeit lang schwebte ein Lämmergeier hoch über uns in weiten langsamen Kreisen, spähte herab und entfernte sich dann in ungeheurer Höhe über das Thal

hinweg dem Ortler zu. Auch die Pflanzenwelt erschien dürftig. Neben mannigfachen Gräsern überkleideten dichte Polster von Steinbrecharten und verschiedenen Nelkenblümlern die Steinblöcke, zwischen denen hier und da ein Eisranunkel oder eine leuchtende blaue Gentiane sich entfaltete; bis weiter hinauf diese grünen Pflanzengeschlechter zwischen dem weißgelblichen Schimmer der Flechten erloschen.

Die Anstrengung des Steigens ermüdete meinen Gefährten schneller, als ich erwartet hatte. Wir kamen langsam von der Stelle und mußten sehen, wie sich die Sonne den Bergen zu senkte. Noch immer aber türmte sich vor uns der kahle Gebirgskamm empor. So entschloß ich mich, nachdem der Junge wieder zurückgegangen war, vorzugehen und die beiden dann auf der Höhe zu erwarten. Nach längerem rüstigem Steigen über vereinzelte Schneelager und flechtenbewachsene Trümmerhalden gelangte ich endlich zur Kammhöhe, von der wir nach der anderen Seite hinabsteigen wollten. Zu meiner Bestürzung aber gähnte nach dort ein gewaltiger Abgrund mit fast senkrecht abfallenden, wild zerrissenen Felswänden, einem ungeheueren Trichter vergleichbar, da seine Steilwände in weitem Halbkreis zur Tiefe abstürzten. Der erste Blick zeigte, daß ein Abstieg von diesem Orte aus unmöglich sei. Unten, mehrere tausend Fuß tief, lagen grüne Matten und Tannenwälder, auch bemerkte ich deutlich eine winzige Sennhütte inmitten derselben. Ich eilte dann den beiden entgegen und teilte ihnen meine Wahrnehmung

mit, und nachdem der Führer selbst hinabgeschaut, gab auch er die Unmöglichkeit eines Abstieges an dieser Stelle zu. Wir hielten dann eine kurze Beratung, um uns über eine weniger steile Richtung klar zu werden und stärkten uns während dessen durch einen Bissen Brod und Käse und einen Schluck Wein. Dabei segte ein eifig kalter Wind über uns weg, sodaß uns trotz Plaid die Zähne klapperten.

Unsere Lage war kritisch. Obwohl an einem Orte, der noch außerhalb der Region ewiger Erstarrung und ihrer Gefahren lag, drängte sich uns doch das Bewußtsein auf, daß die Nacht uns am Rande furchtbarer Abgründe überraschen würde, wenn anders wir nicht eilig einen Weg zur Tiefe ausfindig machen sollten. Denn zurückzukehren, war gleichfalls nicht ratsam, da wir von der letzten, unbewohnten Sennhütte herauf über 3 Stunden gebraucht hatten und die Dunkelheit uns selbst auf diesem Wege bei der Steilheit des Bergabhanges bald in Gefahren gebracht haben würde.

Bei der Höhe unseres Standortes hatte sich inzwischen das Panorama gänzlich verändert, die ganze Ortlerkette war sichtbar. Hoch und blendend ragten die weißen Firnspitzen in die klare Luft hinaus, und in der Tiefe lagen die mattengrünen Thäler von milchigem Dufte erfüllt. Ringsumher starrete das öde Hochgebirge mit seinen Trümmerflächen und Schneelagern, welche die schattigen Schluchten ausfüllten. Unterdessen aber zogen die Schatten der Berge sichtbar an den gegenüberliegenden Felsabhängen hinauf und

verlöschten das rötliche Licht, das die sinkende glutrote Sonne auf die nackten Gesteinsflächen ausstrahlte. Als wir nach der kurzen Rast, die wir meines erschöpften Gefährten wegen etwas verlängern mußten, aufbrachen, sank die Sonne eben hinter einem fernen Schneerücken; aber ein rötlicher ausflodernder Schein blieb am Westhimmel zurück und theilte sich all den vielen weißen Gipfeln und Firnsfeldern mit, die in wundervollen Lichtlinien sich gegen den klaren Abendhimmel abhoben. Als wir dann aber unseren Blick von diesem erhabenen Schauspiel abwandten und in den Abgrund vor uns schauten, sahen wir, wie die Dämmerung bereits aus der tiefen Schlucht emporstieg, und ein fahles, bläuliches Abenddunkel das Bild der in der Tiefe liegenden Wälder und Alpmatten schon verwischte. Deshalb umgingen wir mit aller Hast einen vor uns sich aufstürmenden Gipfelrücken, der am Rande des Abgrundes lag und standen bald an einer anderen Stelle auf der Höhe des mächtigen Felsencirkus, zu dem wir hinab mußten. Hier begannen wir unverzüglich den Abstieg, dessen Beschwerden und Gefahren sich mit der Tiefe steigerten. Mit lautem Geräusch kollerte fast beständig loses Gerölle vor uns hinab, das bei der Steilheit des Abfalles nicht standhielt. Zuweilen hielten wir ein, um schon aus der Entfernung die senkrecht abfallenden Wände eines Abhanges zu erspähen, den wir dann auf gefahrvollen Umwegen umgehen mußten.

Zum Unglück brach bald eine fast vollständige Dunkelheit herein, und die äußerste Vorsicht war ge-

boten, da an manchen Stellen ein Fehltritt verhängnisvoll geworden wäre. Tiefer herab trafen wir dichte Gebüsche von Alpenrosen an, die uns zwar häufig an abschüssigen Lagen einen erwünschten Halt gaben, dafür aber die Möglichkeit eines Falles erhöhten, da sie alle Vertiefungen und Klüfte in den Felsen mit ihrem verschlungenen Gesträuch ausfüllten und unkenntlich machten. Als die Nacht bereits völlig hereingebrochen war, durchkreuzte plötzlich zu unserem nicht geringen Verdruß eine breite und mächtige Lawinenstraße den geraden Abstieg, den wir bis dahin verfolgt hatten. Auf ihr müssen im Frühlinge die ungeheueren Schneemassen der oberen Bergränder zu Thal gehen, und ein wüstes Chaos von mächtigen Steintrümmern und bleichen, halb verwitterten Baumstämmen bezeichnete ihren Verlauf bis weit in die dunklen Wälder des Thales hinab. Glücklicherweise ging eben der Mond auf, als wir ihr folgten, und ein unheimliches Bild lag nun vor unseren Blicken. Rings umher, wirr und wild zerstreut, starrten die Trümmer der herabgeschleuderten Felsblöcke, zuweilen von einem schreckhaft emporgerichteten morschen Baumstamme überragt. Jenseit des weiten, bleichen Trümmerfeldes lagen düstere Tannenbestände, in der Höhe aber stand die unheimlich emporstarrende Felswand, von der wir herabgestiegen waren, die uns von unten wie überhangend erschien und in beengender Nähe und Finsternis uns einschloß. Nachdem wir unter großen Anstrengungen diese Trümmerstätte überwunden hatten, gelangten wir über sumpfige

Wiesen und Tannenwälder, einmal mitten durch eine schlafende Rinderherde hindurch, in tiefster Stille und Dunkelheit zu einem aus etlichen Holzhäusern bestehenden Gehöft.

Der Führer brachte uns vor die Wohnung des Rektors, zu der wir nach langem vergeblichem Klopfen unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln einer älteren dienenden Person Einlaß erhielten. Den Hausherrn, einen freundlichen alten Geistlichen von über 70 Jahren, trafen wir in einem Raume, dessen Einfachheit uns in Erstaunen setzte. Rohe Holzwände bildeten die Seiten, an der Decke lag mächtiges gebräuntes Balkenwerk, und ein schlichter Holztisch, ein einfacher Schrank nebst etlichen an der Wand befestigten Bänken und einigen Holzsthemeln vollendeten die innere Ausstattung. Ein kleines Wachskerzchen, das auf dem Tische aufgeklebt stand, erleuchtete dürftig das weite Gemach. Um so mehr aber mutete uns die Liebenswürdigkeit des alten Herrn an, der, als er unseren Namen und Stand erfahren und meinen Begleiter, einen katholischen Pfarrer, als confrater erkannt hatte, alles aufbot, um uns die Stunde der Rast angenehm zu machen. Bald lag Brot und ein mächtiges Stück Käse auf dem Tisch, und eine Karaffe guten Südtiroler Rotweines stand daneben. Ein Übernachten an diesem Orte erschien uns indes unmöglich, ohne den gastfreundlichen alten Herrn zu belästigen, und so brachen wir denn bald neu gestärkt und mit herzlichem Danke wieder auf.

Draußen wölbte sich der klare Sternenhimmel über uns, den die schwarzen riesenhaften Berge umgrenzten. Ein feuchter, kühler Hauch wehte durch das Thal herauf, und wenn wir für Augenblicke still hielten, hörten wir das ferne Rauschen der Bergbäche, bald stark, bald schwach, wie der Wind den Schall herübertrug und in den Zweigen der Tannen das ruhelose Säufeln der Nachtluft. Immer dem schwankenden, unsicheren Lichte der Laterne folgend, welche unser Führer geliehen hatte und vor uns hertrug, gelangten wir auf holperigen Pfaden nicht weit vor Mitternacht in das Hotel von „St. Valentin auf der Heide“, wo wir uns bei allem Komfort nach Herzenslust von den Strapazen einer Wanderung erholen durften, die an und für sich sonder ausnehmende Gefahr, für uns durch die Ungunst der Umstände zu einer halsbrechenden und unvergeßlichen wurde.

Es wäre nun hier so die rechte Stelle, die alte Warnung anzuknüpfen an alle, die ins Hochgebirge wollen, doch ja keine gewagten Touren zu machen, hübsch auf den gebahnten Wegen und in den sicheren Postkutschen zu bleiben, die weißen Berge aus gesicherter Ferne mit dem Opernglas von unten herauf zu beschauen und anstatt dem ewigen Schnee nachzuklettern, was nur den Atem benimmt und für den folgenden Tag die Glieder steif macht, fein abzuwarten bis zum Winter, wo der Schnee bei uns zu Lande überall auf ebener Erde liegt und sich sonder Mühe aus nächster Nähe betrachten läßt. Solche Warnungen

sind schon gut, aber sie zu befolgen, ist nicht jedermanns Sache. Nicht jeder kann dem Zug der Sehnsucht widerstehen, der ihn zu den stolzen Gipfeln der Gebirge führt, wo zwar mancherlei Beschwerden und Anstrengungen seiner erwarten, man aber auch die Sorgen und den Griesgram abwirft, wie ein abgetragenes Kleid oder ein lästiges Bündel. Es ist das Gefühl der Freiheit, welches in jeder Menschenbrust lebt, das Verlangen, sich über das Irdische zu erheben, was den Antrieb zum Erklimmen höher Bergesgipfel giebt. Die überstandenen Mühen und Gefahren erhöhen nur den Wert dessen, das man oben genießt, wenn die Welt in wild zerrissenen Gebirgsmassen unter uns liegt, die dürftigen Spuren menschlichen Wirkens zurückbleiben und man allein und ungestört ist mit einer großen und erhabenen Natur.

14. Eine Wanderung durch das ungarische Pussten-Gebiet.

Das Gebiet der großen Pussten in Ungarn beginnt erst östlich von dem nach Süden gerichteten Lauf der Donau und setzt sich durch die fruchtbare Niederung bis weit jenseit der Theiß fort. Um dieses Gebiet kennen zu lernen, bestiegen wir an einem frühen Morgen in Budapest den Eisenbahnzug, der nach Szegedin fährt, und stiegen aufs geratewohl nach einer etwa zweistündigen Fahrt bei dem Dorfe Alberti aus, nachdem wir uns durch den Augenschein unterwegs überzeugt hatten, daß wir mitten in den Bereich des endlosen Acker- und Weidelandes gelangt waren, das man in Ungarn mit dem Namen Pussta belegt.

Ein staubiger, von zahllosen tiefen Wagenspuren durchfurchter Weg, dessen Breite die unserer ersten Staatsstraßen mindestens um das Doppelte übertraf, führte von der Station zu dem Orte. Bald lagen die ersten Wohnungen — niedrige, armselige Hütten mit kleinen Fenstern und dicker Rohrbedachung — neben uns. Kein freundlicher Garten umgab diese Wohnstätten; sondern nur verwilderte, dichte Büsche des nordafrikanischen Bocksdorn (*Licium barbarum*), den man in der ungarischen Ebene sehr häufig antrifft, standen

umher, mitten zwischen einem wahren Dickicht von hochaufgeschossenen Unkräutern, unter denen Stechäpfel, Melden, Cichorien, Kletten, Disteln und andere Pflanzen unserer Schutt- und Mistplätze die erste Stelle einnahmen. Vereinzelte Schweine, von der langborstigen ungarischen Rasse, und etliche Gänse trieben sich in diesem Gestrüpp umher, um zu weiden oder nach Wurzeln und Insekten zu wühlen.

Bald hatten wir die Mitte des Dorfes erreicht, wo zwei der erwähnten breiten Straßen sich schnitten, und in der Mitte ein tiefer Schöpfbrunnen mit langem Hebebalken stand. Eine alte Frau hockte dabei vor einem Haufen Melonen und war eifrig beschäftigt, etlichen Gänsen, die mit zusammengebundenen Beinen hilflos umherlagen, abwechselnd die Hälse voll abgekochter Maiskörner zu kröpfen. Sonst war es seltsam still; nur zuweilen schritt ein Slowak vorüber, barfuß und mit einem langen weißen Gewande bekleidet, das Hemd und Hose in einem grobleinenen Stück abgiebt und meist unsagbar unsauber ist. In der Schenke, wo mit etlichen Ortsbewohnern schnurrbärtige Magyaren und jüdische Händler zusammensaßen, erfuhren wir, daß der Ort fast ausschließlich von Slowaken bewohnt war; und darin fanden wir einigermaßen eine Erklärung für das Ungeregelte und Berwilderte in der äußeren Erscheinung des Ortes.

Als wir beim Weitergehen das Ende des Dorfes erreicht hatten, machte uns ein lautes Geräusch auf eine offene Tenne aufmerksam, wo sechs dreschende

Pferde von einem Slowaken mit lautem Zuruf und einer langen Peitsche im Kreise über das Getreide hingetrieben wurden, um mit den unbeschlagenen Hufen die Körner aus den Ähren herauszustampfen. So hat sich dieser Brauch aus den fernsten Zeiten des Altertums unverändert in den Ländern des Ostens bis auf den heutigen Tag erhalten.

Hinter den letzten Hütten des Dorfes breitete sich vor uns das weite Pustengebiet aus. Unabsehbare Kukuruz- (Mais-) Felder bewegten ihre hohen gelben Blütenrispen im Windzuge, und der helle Sonnenschein ruhte auf weiten grünen Wiesenflächen, die eine Aster (*Aster pannonicum*) mit bläulichem Schimmer durchwebte, und denen ruhig gelagerte oder weidende Rinderherden und vereinzelte Pappel- und Weidengruppen ein fast holländisches Gepräge verliehen; aber ein paar plumper, plathörniger Büffel und die melancholisch in die Landschaft hinausragenden Brunnenarme ließen als echte Wahrzeichen des Orients dieser Täuschung wenig Raum.

Inzwischen wurde die Hitze unerträglich. Ein weiß bedunsteter Steppenhimmel, der indes die Sonnenstrahlen nur wenig milderte, wölbte sich über uns, und in der Ferne gesehen, erzitterten alle Gegenstände merklich im aufsteigenden heißen Luftstrom. In dem Grase der Begränder, aus den Wiesen und Feldern heraus ertönte tausendstimmiges Heuschrecken- und Grillenschrei, und zahlreiche Arten dieser Insekten, zum Teil mit schön und lebhaft gefärbten Flügeln, hüpfen und

schwirrten über unseren Weg und erinnerten uns durch ihr massenhaftes Auftreten an die südliche Breitenlage dieses Gebietes und an sein Steppenlima. Aber auch in der Pflanzenwelt erblickten wir die Anzeichen hierfür: so in dem häufigen Vorkommen des Stechapfels und wilden Spargels, die beide in den asiatischen Steppen ihre ursprüngliche Heimat hatten, und in dem artenreichen Geschlechte der Schirmträger, deren große und stattliche Vertreter zahlreich aus dem Grase der Wiesen aufragten. Eine bunte Vogelwelt belebte diese eigentümliche Landschaft. Heller Lerchengesang ertönte aus der Höhe und aus den Getreidefeldern munterer Wachtelschlag. Zuweilen erhob sich mit schwirrendem Fluge eine lange Kette Rebhühner neben dem Wege, um bald darauf wieder in den Schutz der hohen Maisfelder niederzusenken, und mehrere Male schoß der gefürchtete Feind all dieser Feldbewohner, der räuberische Hühnerhabicht, an uns vorüber.

Nach einer längeren Wanderung kamen wir zu einem Dorfe, das von „Schwaben“ bewohnt war, eine Bezeichnung, mit welcher der Ungar gewöhnlich jeden Deutschen ohne Unterschied des Stammes belegt; wahrscheinlich weil in diesem Volke das deutsche Wesen mit seinen Tugenden und Fehlern am schärfsten zum Ausdruck kommt, und die Schwaben, als Anwohner der oberen Donau, besonders zahlreich in früheren Zeiten nach den unteren Ländern des Stromes ausgewandert sind. Leider mußten wir bei diesen Deutschen — ganz im Gegensatz zu denjenigen, welche wir in den Städten

des Landes angetroffen hatten — den verflachenden Einfluß des immer weiter vordringenden Slaventums erkennen und allenthalben den Rückgang der deutschen Sprache sowohl, wie des deutschen Wesens beklagen.

Etliche große Männer in der Tracht der Slowaken, die zur Feldarbeit gingen, begegneten uns am Eingange des Dorfes und gaben uns in schwer verständlichem Deutsch Bescheid. Als wir dann weiter auf der überaus langen, breiten und tief-staubigen Dorfstraße wanderten, stürzten aus den Häusern mehrere große, spitzartige Hunde mit wütendem Gebell auf uns zu, und sie hätten uns gewiß angegriffen, wenn nicht etliche zerlumpte Buben hinterher gesprungen wären und auf die Bestien ihre langen Peitschen geschwungen hätten, mit denen sie in gleicher Weise das widerspenstige Sechsgespann der Ochsenfuhrwerke regieren. Einige dieser schwerfälligen Gefahre zogen denn auch bald darauf an uns vorüber. Es waren lange vier-räderige Leiterwagen, zum Transportieren schwerer Lasten, namentlich größerer Baumstämme bestimmt. Die grundlosen Wege machen hier zu Lande den zahlreichen Vorspann notwendig. Dieser bestand aus Ochsen der grauen, großhörnigen, ungarischen Race, welche in den Berggegenden des Landes mehr und mehr von dem Alpenvieh verdrängt und nach Siebenbürgen hin als Zugtier häufig durch den stärkeren, aber schwerfälligeren Büffel ersetzt wird.

Wir waren froh, endlich aus dem Staube der Straße, wo nur ab und zu vor den Häusern eine

kümmerliche Robinia dürftigen Schatten spendete, in die Schenke zu gelangen, in der wir auf Bänken an dem blankgehobelten Tische Platz nahmen. Aus ledernem Schlauche goß man uns den herben und feurigen roten Ungarwein ein und stellte das Wasser zum Mischen des Trankes daneben. So geschah es einst, als die homerischen Helden des Altertums bei gastfreien Leuten Einfuhr hielten; so tranken die Patriarchen der heiligen Schrift ihren Wein, und so thut's, wie wir sahen, auf dem Lande noch heute der Ungar, und der Lauf der Jahrtausende hat den alten, ehrwürdigen Brauch dort nicht verändert. Ein alter Mann, dessen Deutsch wir kaum verstanden, saß stumpfsinnig neben uns an einem Tisch, und eine junge, hübsche, dunkeläugige Magyarin bediente uns barfuß, setzte Brot und Eier vor und zog nachher sogar ein Paar blankgewischter Stulpstiefeln an, um die fremden Gäste zu respektieren.

Erfrischt gingen wir weiter und erreichten bald das Ende des Dorfes, wo sich die gemeinsame Viehtränke befand. Ein Schöpfbrunnen mit riesigem Balken lieferte das Wasser in lange Holztröge, und daneben standen weite trübe Pfützen, in denen Enten und Gänse schwammen und erdfarbige Schweine sich mit Wohlbehagen im Schlamm wälzten. Verwilderte Burschen saßen rauchend dabei oder hielten mit wuchtigen Peitschenschlägen das zur Tränke geführte Rind- und Borstenvieh in Ordnung.

Dann nahm uns wieder das Ackerland auf, durch welches sich unsere Straße, an einer doppelten Reihe

von Robinien und Pappeln kenntlich, weit hinaus bis in verschwimmende Ferne hinzog. Die Raumverschwendung, die bei der Anlage dieser Landstraßen mitten im guten, ertragsfähigen Ackerlande zur Anwendung kommt, wäre nach unseren Begriffen unverantwortlich; in einem Lande wie Ungarn, das mit Leichtigkeit die mehrfache Anzahl der Menschen ernähren könnte, als jetzt vorhanden sind, hat sie nichts Auffallendes. Dafür geben ja solche Straßen auch prächtige Renn- und Tummelplätze ab für Reiter und Fuhrleute, was in dem Lande der Magyaren, wo fast jeder Mann beritten ist, gewiß keinem als Nebensache erscheint. Mehrmals jagten denn auch, von hoch aufwirbelnden Staubwolken begleitet, Magyaren auf ihren leichten vierräderigen Leiterwagen vorüber, die gewöhnlich mit drei Pferden bespannt waren und bei denen selten ein oder mehrere Füllen fehlten, die lustig hinterher galoppierten. Die Männer, welche auf dem Wagen saßen, trugen, wie die Slowaken, lange weiße Gewänder, aber darüber einen reichbesetzten Husarenrock, auf dem Kopfe einen Tschako oder ein rundes Filzhütchen und an den Füßen entweder nichts oder hohe Kanonenstiefeln. Beim Vorüberjagen aber grüßten alle freundlich mit einnehmendem Wesen.

Nach einer mehrstündigen Wanderung überschritten wir die Wasserscheide zwischen Donau und Theiß in einem unbedeutenden, sandigen Höhenzuge, der flächenweise von ausgedehnten Robinien-Wäldchen besetzt war, welche der Gegend einen fremdartigen, südländischen Charakter verliehen. Als wir aus einem solchen dor-

nigen Hain herausstraten, der von Bocksdornbüschen umsäumt war, erblickten wir von ferne unser Ziel, das Städtchen Ezegled. Aber die baumlose Ebene täuschte uns über seine Entfernung, und noch lange mußten wir bis dorthin durch ein Gartenland wandern, welches sich vor der Stadt ausdehnt.

In diesen Gärten wuchs reichlich Wein von einer edlen Sorte. Die Reben waren, wie bei uns, an kurzen Pfählen angebunden. Dazwischen standen vereinzelte niedrige Pflirsichbäume, auch da und dort Maulbeeren und andere Obstarten. Überall bemerkten wir Kürbisse und Melonen auf besonderen Beeten angepflanzt oder zwischen den Maisstauden hindurchkriechend. Erstere werden sowohl als Viehfutter gebaut, wie auch als Speise für die Menschen benutzt; in besonderer Güte und Schönheit aber gedeihen in diesem Lande die Melonen und die ihnen nahe stehenden Arbusen oder Wassermelonen. Diese im heißen Steppenklima am schönsten sich entwickelnden Gewächse, welche ursprünglich auch aus Asien stammen, liefern Früchte von solcher Größe und Güte und solcher Saftfülle, daß sie auch bald dem Fremden zum angenehmsten Labsal werden und allen Landesbewohnern geradezu als unentbehrlich erscheinen. Dabei kosten sie zur Reisezeit meist nur 10 bis 12 Kreuzer das Stück, und die Arbusen mit dem rötlichen Fleische erreichen zuweilen einen Durchmesser von $2\frac{1}{2}$ Fuß. Fast nirgends fehlen sie bei Tisch, denn sie liefern in ihrem saftreichen, duftenden Fleische Speise und Trank zugleich. Ungemein groß sind die Mengen dieser Früchte, die all-

täglich vom Lande auf großen Leiterwagen, gut in Stroh gepackt und vor Stößen bewahrt, in die Städte gefahren werden, sich auf den Märkten zu hohen Haufen ansammeln und von arm und reich angekauft und verspeist werden.

Außer den Melonen sahen wir in diesen Gärten fast immer Sonnenblumen mit großen Blütenscheiben, aus deren Samen Öl gepreßt wird, und eine verwandte Spezies, *Helianthus tuberosus*, deren mehreiche Knollen ein nahrhaftes Gericht liefern. Außerdem wurden reichlich Liebesäpfel (*tomatos*) und die bei fast allen ungarischen Fleischspeisen als Gewürz gebrauchte Paprika, von verschiedenen Abarten des spanischen Pfefferstammes stammend, angebaut.

Als wir endlich die Stadt erreicht hatten, überraschte es uns nicht wenig, daß sie im Äußeren fast ganz den vorher besuchten Dörfern glich; nur die Türme zweier Kirchen und etliche Windmühlen gaben ihr ein eigenartiges Gepräge. Die Häuser waren auch hier einstöckig und standen nicht dicht nebeneinander, sondern waren durch Höfe und Mauern von einander getrennt. Nur die Bauart und Bedachung war besser, und die Fenster waren größer und zahlreicher.

Ezegled ist so gut wie ausschließlich von Magyaren bewohnt, und nachdem wir deutsch-ungarische und slavische Städte und Dörfer kennen gelernt hatten, war es uns interessant, in dieser Stadt nun auch die typischen Eigentümlichkeiten des Magyarentums vor Augen zu haben. Diese bestehen vor allem in der großen Ab-

geschlossenheit und in der räumlichen Entfernung der einzelnen Wohnstätten von einander. Jede hat ihren eigenen Hof, auf dem Schweine, Gänse und Hühner friedlich durcheinander laufen. An das Wohnhaus lehnen sich meist zu beiden Seiten die Ställe, Scheunen und Wagenschuppen an, die im Vereine mit einer Backsteinmauer das ganze Besitztum als ein abgeschlossenes Ganze umgrenzen. So verrät sich in der ganzen Anlage dieser Orte die große Liebe des Magyaren zur Unabhängigkeit, und sie lassen einen Vergleich mit den Wohnplätzen unserer Vorfahren zur Zeit der Römer und in den frühesten Zeiten des Mittelalters zu. Die Ähnlichkeit mit einem Heerlager, die manche Geographen erkannt haben wollen, ist in der That sehr scharf ausgesprochen, und der Charakter ihrer Wohnplätze läßt das frühere Nomadenleben der Magyaren deutlich in der Erinnerung aufleben. Sieht man nun durch die stillen breiten Straßen solcher Orte die großen Rinderherden ziehen oder die mutigen Reiter vorüber sprengen, so glaubt man leicht, in den fernsten Osten, unter die Steppenvölker Mittelasiens versetzt zu sein, aus denen einst die Hunnen, Avaren, und die ihnen stammverwandten Magyaren, sämtlich Volks-Elemente der heutigen Ungarn, in der That hervorgegangen sind.

Außer der seltsamen Bauart und Anlage überraschte uns allenthalben der bunte Schilderschmuck der Häuser, der übrigens sogar der mächtig aufblühenden Hauptstadt des Landes, dem großstädtischen Budapest, noch sein eigenartiges Gepräge aufdrückt. Selten erblickt man eine

Handlung, eine Werkstätte oder ein sonstiges Etablissement, bei dem nicht neben der Firma mit grellen Farben die daselbst betriebene Verrichtung oder das Produkt auch bildlich, häufig in riesiger Dimension, dargestellt wäre. Liegt auch hierin noch ein Nachklang an den in jeglichem Bilderschmuck sich gefallenden Orient? Oder ist es nur der Ausdruck geschäftlicher Klugheit in einem Lande, wo eine große Anzahl der Menschen des Lesens noch vollkommen unfundig ist? —

Obwohl Ezegled ein Städtchen von etwa 18000 Einwohnern ist, bedeutende Vieh- und Getreidemärkte hier abgehalten werden und ein Husarenregiment im Ort seine Garnison hat, so beträgt doch die Zahl seiner zweistöckigen Privathäuser gewiß kein Duzend, und seine Straßen sind ohne Ausnahme ungepflastert, voll von Staub bei der Hitze und morastig über die Maßen schon nach kurzem Regen; selten nur läuft ein schmales Trottoir aus Backsteinen vor den Häusern her.

Wir stiegen auf den großen Kirchturm des Ortes, der sich in dessen Mitte erhebt und die ganze flache Gegend weit überragt. Oben bot sich uns ein höchst fremdartiger Anblick. Das Städtchen mit seinen gesonderten Wohnungen lag über einen riesigen Umkreis, gleich dem einer Weltstadt, ausgebreitet; aber anmutig hob sich das Grün Tausender von Robinien zwischen den breiten Straßen und ausgedehnten Hofräumen und neben den bunten Backsteinmauern und Ziegeldächern hervor. Weiter hinaus lagen die sonnigen Gefilde und grünen Wiesen, von zahlreichen Wegen durchschnitten

und von mannigfachen Gebüsch und Baumgruppen durchzogen. Fern sahen wir den Lauf der Theiß und den Kirchturm der Stadt Szolnok, die sich an dem Flußufer erhebt.

Um Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und fuhren weiter durch die stille Puszta. Der westliche Himmel loderte in düsterer Abendglut, deren Widerschein sich über die weite Ebene ergoß, aus der noch immer die fernen Türme und Windmühlen Czegleds aufragten. Als aber die Farben erblaßten und der Rauch entfernter Feldfeuer sich in langen, weißen Bändern über die Erde hinzog und mit aufsteigenden Dünsten vermischte, trat der Mond hervor und goß neuen Zauber über die Landschaft.

Solche Stunden auf der Puszta müssen es sein, aus denen der Magyar jene tiefe Schwermut empfängt, die in seinen nationalen Gesängen oft mitten zwischen den Ausbrüchen leidenschaftlicher Begeisterung hervortritt und den Fremden mit der ganzen Eigenart dieses seltsamen Landes und Volkes anweht. Wer diesen Klängen jemals in dem Lande, das sie erzeugte, selbst gelauscht hat, dem rufen sie in der Erinnerung allemal die trauten Bilder der Puszta wach, wo man nach der drückenden Hitze des Tages am einsamen Brunnen neben ruhig gelagerten Herden das Tagesgestirn versinken und die stille Landschaft in märchenhaftem Lichte aufglühen sieht.

Und als wir selbst, von unserem Ausfluge in die Puszta zurückgekehrt, bei Ofen auf der Höhe des

Schwabenberges saßen, während die Klänge einer Zigeunerkapelle herüberschallten und über die sonnigen Nebengehänge der Vorberge hinweg in der Tiefe der stolze Donaustrom erglänzte mit der herrlichen, hell schimmernden Doppelstadt Budapest, da wandten sich unsere Blicke oft hinweg von diesem erhabenen Bilde in die blaue Ferne, wo die endlose Ebene mit ihren Steppen und Pustten lag, aus denen weithin die fernen Gewässer aufblitzten und deren Horizont hoch und umfassend, wie der eines Meeres, den blauen Himmel umspannte.

15. Das Deutschtum in den Ländern an der unteren Donau.

Schon seit längerer Zeit dringen aus den Ländern des Ostens unablässig Klagen zu uns über eine Unterdrückung des Deutschtums daselbst. In unserem Vaterlande und weiter hinaus, wo immer nur Menschen deutschen Stammes wohnen, erwecken diese Klagen die lebhafteste Teilnahme, und mancher fragt sich mit Besorgnis, wohin ein solches gewaltsames Zurückdrängen der Deutschen noch führen soll, da kaum eine Woche vergeht, in der die Presse nicht über einen neuen Fall dieser Art zu berichten hätte.

Die Bedeutung dieser Vorgänge erscheint uns um so größer, als wir in denselben nicht etwa lediglich willkürliche und böswillige Anfeindungen seitens der den Deutschen feindlich gesinnten Nationen erblicken dürfen, sondern in ihnen die Anzeichen einer gewaltigen Bewegung erkennen müssen, welche die slavischen Völkerschaften des Ostens durchzieht. Die Ausdehnungskraft dieser Stämme, genährt durch die allgemein verbreitete verschwommene Idee ihrer inneren Zusammengehörigkeit, beginnt sich zu regen, und das Deutschtum empfindet zuerst den dadurch hervorgerufenen Druck.

Um diese Vorgänge richtig beurteilen zu können, ist ein kurzer geschichtlicher Rückblick notwendig. Beim Beginn unserer Zeitrechnung waren es sarmatische Völkerschaften, die in den Ländern der unteren Donau ihre Wohnsitze hatten, während erst westlich von der March mit den Markomannen das große Gebiet der Germanen begann. Später aber breiteten sich letztere weiter nach Osten aus; denn die Herrschaft der Goten erstreckte sich im 4. Jahrhundert bis zum Schwarzen Meere. Da erfolgte im Jahre 375 der gewaltige Ansturm der Hunnen, welcher die Völker jener Gebiete aus ihren bisherigen Wohnsitzen verdrängte und vollständig neue Zustände dort schuf. Später sehen wir die Hunnen nach ihren unheilvollen Kriegszügen sich in der Ebene zwischen Donau und Theiß niederlassen und einen König Ardarich das mächtige Gepidenreich gründen. Aber des letzteren Bestand währte nicht lange; die Awaren, gleichfalls aus Asien her eingewandert, brachten es zum Falle und dehnten ihre Herrschaft westlich bis zur Enns aus. Durch Karl den Großen in seiner Macht gebrochen, kam das Awarenreich bald nachher unter die Herrschaft Mährens. Die Ausbreitung slavischer Völker erhielt dadurch einen wesentlichen Vorschub; aber schon früher, zur Hunnenzeit, waren verschiedene slavische Völkerschaften von Norden her über die Karpathen eingewandert und hatten sich in den verlassenen Sizen der Goten niedergelassen. Nach dem Zerfall des großen mährischen Reiches zu Ende des 9. Jahrhunderts, erfolgte eine weitere, größere Ein-

wanderung asiatischer Völker in die Donauländer. Es waren dies die Magyaren, Stammesverwandte der früher eingezogenen Hunnen und Awaren. Slaven sowohl, wie Deutsche wurden durch sie aus der unteren Donauebene in die umliegenden Bergländer zurückgedrängt: im übrigen aber zeigten dieselben sich anderen friedlichen Einwanderungen gegenüber sehr willfährig, und in fast ununterbrochener Reihe zogen andere verwandte Völker aus dem fernen Osten in das noch schwach bevölkerte Land; besonders geschah dies im 13. Jahrhundert vor dem Andrang der siegreichen Mongolen. Zu diesen erwähnten slavischen und magyarischen Völkerschaften gesellten sich durch Einwanderung noch manche andere, so namentlich die Juden und die Zigeuner, die Rumänen und West-Romanen.

So bildete sich ein Völkergemisch in jenen Gebieten, das seines Gleichen nicht hat in Europa, vielleicht nicht auf der Welt. Von den slavischen Völkern wohnen die Tschechen in Böhmen, die Hannaken zu beiden Seiten der March, östlich von ihnen und nördlich von der Donau bis zur Tatra die Slovaken und in West-Galizien die Polen. In der Bukowina und in Ost-Galizien dagegen sitzen Ruthenen, deren Sprache der russischen nahe verwandt ist. Im Süden finden wir von slavischen Stämmen die Serben, die ihnen sprachlich sehr nahe verwandten Kroaten, die gleichfalls den Südslaven angehörenden Morlaken, welche einen Teil des Küstenlandes von Dalmatien inne haben und die Slovenen in Krain.

Der Kern der Magyaren hat die Niederung der Theiß von Tokay abwärts bis Szegedin besetzt, während ihr beherrschender Einfluß nunmehr sich über das ganze Ungarn und weiter hinaus nach Kroatien und Siebenbürgen hier erstreckt.

Von den romanischen Völkern leben im äußersten Osten der österreichischen Monarchie, sowie in Rumänien und Bulgarien die Rumänen und im Südwesten, an den Küsten Istriens, Kroatiens und Dalmatiens Italiener. Endlich muß noch der Armenier Erwähnung geschehen, welche im 17. Jahrhundert in Siebenbürgen, in Ost-Galizien und in die Bukowina einwanderten, und der in Siebenbürgen auch sesshaft gewordenen Zigeuner.

Unter dem bunten Völkergemisch jener Länder haben nun seit jeher die Deutschen eine hervorragende und bedeutsame Rolle gespielt. In friedlichen Eroberungen drangen sie aus den Thälern der Alpen gegen die Niederung vor, und in unterbrochener Kette leitete der Lauf der Donau ihre Wanderung zum fernsten Osten bis nach Siebenbürgen an den Fuß der Karpathen und Transilvanischen Alpen, wo fast unvermischt bis zum heutigen Tage mitten unter fremden Völkern Sachsen wohnen. Ähnliche, wenn auch weniger bedeutende Sprachinseln finden sich vielfach in diesen Ländern, so in Kärnten am Terglou, in Krain bei Adelsberg, in der Gegend nördlich vom Plattensee, in einem Striche zwischen Donau und Drau, im Banate und an manchen anderen Orten. In fast allen Städten

bilden die Deutschen einen hervorragenden Teil der Bevölkerung, und das Gebiet ihrer unbestreitbaren Herrschaft reicht in Ungarn über den Neusiedlersee hinaus bis zur Raab und bis zur Gegend von Preßburg.

Bis 1866 fand das in allen Theilen des großen Oesterreichs zerstreute Deutschtum einen starken Rückhalt; denn Deutsch war damals überall die Sprache der Beamten und des Heeres, Deutsch wurde zwangsweise an allen Schulen gelehrt und in Wien, der echt deutschen Stadt, vereinigten sich alle Lebensfäden des ganzen Landes. Wir wollen nicht leugnen, daß für die anderen Nationalitäten dieses Verfahren manche Härten aufwies, jedenfalls aber hat es deutsches Wesen und deutsche Sprache weithinaus zur Geltung gebracht. Auf der kroatischen Militärgrenze, an den fernen Grenzen Bosniens, erfuhren wir mit freudigem Staunen, wie alte Kroaten und Männer serbischen Stammes in gutem Deutsch uns Auskunft auf unsere Fragen gaben. Bei den jüngeren ist dies längst nicht mehr der Fall. Seit den einzelnen Nationalitäten größere Freiheiten gegeben wurden und Ungarn im besondern fast als vollkommen selbstständig sich von Deutsch-Oesterreich lostrennte, ist bei all diesen Völkerschaften das Nationalbewußtsein mächtig erwacht, und mit dem Erworbenen nicht zufrieden, fordern sie weiterreißende Einzelstellungen. Das Deutschtum sucht man mit allen Mitteln niederzuhalten oder gar auszurotten. Die unwürdigen deutschfeindlichen Ausschreitungen in Böhmen, die Gewaltmaßregeln der Magyaren zur Unterdrückung der Sachsen in Siebenbürgen,

neben vielen anderen ähnlichen Erscheinungen haben noch in neuester Zeit die weitgreifende Bedeutung dieser Vorgänge der ganzen Welt zum Bewußtsein gebracht.

Allein es ist nicht richtig, alle diese, scheinbar lediglich zum Nachtheile der Deutschen ins Werk gesetzten Maßregeln von einem einzigen Gesichtspunkte aus zu betrachten, vielmehr müssen wir hier strenge zwischen den slavischen Völkerschaften und den Magyaren unterscheiden.

In dem allgemeinen Auflodern des slavischen Nationalbewußtseins, in den immer mehr Boden gewinnenden panslavistischen Ideen liegt unzweifelhaft die größere Gefahr für das Deutschtum, ja für das ganze westliche Europa. Auch in den österreichischen Staaten mehren sich die Anzeichen einer möglichen Verbrüderung der slavischen Völker, und Süd- und Nordstaaten, namentlich Kroaten und Tschechen, sprechen unverhohlen den Wunsch einer größeren Annäherung aus.

Zu diesen Vorgängen innerhalb der slavischen Völker tritt das Magyarisierungswerk der Ungarn in den schroffsten Gegensatz. Mag unter ihm das Deutschtum auch eine harte Unterdrückung erfahren, die Spitze dieser ganzen magyarischen Bewegung ist doch fast noch mehr gegen das Vordringen und Umsichgreifen des Slaventums gerichtet. Und in der That müssen auch die Magyaren in ihm ihren größeren Feind erkennen; denn, rings von slavischen Volksstämmen umgeben, wurden sie gleichfalls von einer langsam aber unablässig um sich greifenden Aufsaugung seitens der Slaven

bedroht. Die magyarische Sprache und magyarisches Wesen schienen mehr und mehr abzunehmen. Seit nun aber Ungarn Selbständigkeit erlangt hat, ist, von jeglichem Zwange befreit, das magyarische Nationalbewußtsein in einer geradezu fanatischen Weise entbrannt und richtet sich mit aller Schärfe gegen die Angehörigen anderer Nationalitäten, ganz besonders gegen die Slaven. Die Slovaken und Kroaten wissen davon zu erzählen, und mit welcher Erbitterung namentlich die letzteren über die „Herren Magyaren“ sprechen, davon erhielten wir in Agram und weiter noch in Fiume an der Adria hübsche Proben. „Der Slave ist kein Mensch und die Hirse keine Speise“ sagt ein magyarisches Sprichwort, und schärfer als mit diesen Worten kann die Feindschaft der genannten Nationen nicht bezeichnet werden.

Den Deutschen dagegen achtet der Ungar trotz seiner sonstigen Selbstüberschätzung, und er besitzt durchweg Taktgefühl genug, um zwischen nationaler Gegnerschaft und persönlicher Gehässigkeit zu unterscheiden. Zu unwürdigen Ausschreitungen gegen die Deutschen und Handlungen der Roheit wie in Böhmen, würde sich der Magyar sicher nicht verstehen. Vor solchen Verirrungen bewahrt ihn ein ritterlicher Sinn; wie denn überhaupt manche Tugenden des magyarischen Charakters: seine Freiheitsliebe, seine Offenherzigkeit, sein Mut und seine Gastfreundschaft ihm die Achtung der andern Nationen sichern und eher die Fehler übersehen lassen, die aus seinem leidenschaftlichen Tempera-

mente entspringen oder zum Teil wie alte Nachflänge der türkischen Mißwirtschaft erscheinen, unter der das unglückliche Land so lange geseufzt.

Aber diese Vorzüge der Magyaren schützen unsere Stammesgenossen keineswegs vor der Unterdrückung durch dieses Volk. In rein oder überwiegend deutschen Gegenden wird die deutsche Sprache aus den Schulen verdrängt und die magyarische an deren Stelle gesetzt. An allen höheren Unterrichtsanstalten wird selbstverständlich ebenfalls nur in ihr gelehrt; und wenn auch an allen Anstalten von den Mittelschulen aufwärts und an den Oberklassen der meisten Volksschulen das Deutsche als gesetzlicher Lehrgegenstand gilt, so ist es damit doch auf den Aussterbeetat gesetzt und tritt höchstens in den Rang irgend einer anderen fremden Sprache. Wie es aber mit den Leistungen im Deutschen an den meisten Volksschulen stehen mag, haben wir selbst erfahren, als wir die Bekanntschaft von Lehrern des Deutschen machten, die auch nicht einmal mit einem einzigen Satze sich in unserer Sprache auszudrücken vermochten.

Diese magyarische Mißachtung der anderen Sprachen macht sich indes nicht allein auf dem Gebiete der Schule und der Verwaltung geltend, selbst an den Anstalten, welche dem öffentlichen Verkehr dienen, an Schiffen, Eisenbahnen und Posten begegnen wir demselben Mißstande. Unbekümmert, ob das reisende Publikum sie versteht oder nicht, zeigen fast ausschließlich alle Bezeichnungen magyarische Sprache. Selbst auf der letz-

ten Landesausstellung in Budapest mußte man erfahren, daß so gut wie alle Aufschriften nur magyarisch und somit für die Mehrzahl der Besucher unverständlich waren. In dieser übertriebenen Wertschätzung der eigenen Sprache ist man bereits soweit gekommen, daß, wie wir selbst gehört haben, Jungen von 12 bis 14 Jahren sich weigern, die in der Schule erlernte deutsche Sprache einmal zu Hause zu reden, da dies für einen Magyaren sich nicht schicke. Und trotzdem spricht sie in Wirklichkeit so gut wie jeder gebildete Ungar und wird sie neben der seinigen sprechen müssen auch in Zukunft. Aber böse Früchte hat das rücksichtslose Vorgehen der Magyaren doch schon allenthalben gezeitigt, und wer heute durch die Straßen von Budapest oder einer andern Stadt des Landes schlendert, bemerkt auf den Hauschildern Hunderte von echt deutschen Familiennamen mit danachstehenden magyarischen Vornamen, eine Erscheinung, die deutlicher wie manches andere die Früchte des Magyarisierungswerkes erkennen läßt.

Aus alledem wird uns klar, daß, so sehr die ungarische nationale Bewegung sich auch von derjenigen der slavischen Stämme unterscheiden mag, in Wirklichkeit das Deutschtum auch im Lande der Magyaren einem gewaltigen feindlichen Angriff entgegensteht.

Wenden wir nunmehr unseren Blick wieder der gesamten Ostgrenze des deutschen Sprachgebietes an der Donau zu, so ergiebt sich daselbst augenblicklich allenthalben ein Rückschritt des Deutschtums. Man kann

indes hierbei nicht leugnen, daß dieser Rückschritt nicht einzig und allein Folge der jüngeren gewaltsamen Unterdrückungen ist, sondern zum Teil durch innere Ursachen herbeigeführt wird. Thatsächlich hatten die Walachen schon vor den neueren Gewaltmaßregeln Ungarns den Deutschen sowohl, wie den Magyaren in Siebenbürgen viel Boden weggenommen. Mir selbst wird der Eindruck unvergeßlich sein, den ein in der Flußniederung östlich von Budapest, inmitten stundenweiter Puszten gelegenes Dorf auf uns machte, das von „Schwaben“ bewohnt war. Überall bemerkte man den verflachenden slavischen Einfluß, und wir konnten uns nicht der Ansicht verschließen, nur noch eine traurige Ruine des Deutschtums in diesem Orte und seinen Bewohnern vor uns zu sehen.

Glücklicherweise aber hat das Deutschtum in den Städten entschieden und glänzend seinen geistigen Vorrang unter jenen Völkern bis auf den heutigen Tag zu bewahren gewußt, und gerade an dieser Stelle erscheint es geboten, der Verdienste zu gedenken, welche Deutsche sich um den Fortschritt jener Länder an der Donau erworben haben. Wir glauben dies nicht besser, als mit den Worten des berühmten Geographen Kohlthun zu können: „Deutsche Stämme“, sagt er, „haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Kultur längs der Donau beigetragen. Ja, sie sind die einzigen Träger der Civilisation an der mittleren und unteren Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, da hat keine Kulturentwicklung stattgefunden.“

Deutsche waren die Apostel, welche den Magyaren das Christentum predigten, Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu verteidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbarischen Türken. Deutsche, mit Musterwirtschaft vorangehend, lehrten die Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreiche Künste des Friedens; selbst die Pflege des vielgepriesenen Ungarweines besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war die Gründung des merkwürdigen Kontumazcordons an der Donau, der Europa vor den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurierten sie die Deutschen. Von jeher wurden Deutsche von den nicht deutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste der Civilisation zu wirken.“

Solchen Thatsachen gegenüber erscheint die jetzige Unterdrückung des Deutschtums in jenen Ländern zugleich wie eine Handlung der Thorheit und des ärgsten Undankes und muß uns, abgesehen vom deutschen Standpunkte, schon im allgemein menschlichen Interesse mit Schmerz und Bedauern erfüllen. Glücklicherweise scheint es, daß endlich die Deutschen sich aus ihrer verhängnisvollen Ruhe zu energischem Widerstand auf-

rafft haben, daß der Mut und die Widerstandsfähigkeit aller Deutschgesinnten in diesen Zeiten der Bedrängnis allenthalben erstarkt ist.

Zugleich kann nicht verkannt werden, daß die Macht und Größe des neuerstandenen Deutschen Reiches bei diesen erbitterten Rassenkämpfen von hoher Bedeutung ist. Der Gedanke, demselben Stamme anzugehören, der in einem Staate eine so beherrschende Weltstellung einnimmt, erhöht den Mut und das Selbstbewußtsein auch jener Deutschen, die im fernen Osten, oft zerstreut und verlassen, dem Andränge fremder Völker entgegenstehen.

16. Am Plattensee.

Von der Donau an, die breit und vielfach verzweigt, die niederungarische Tiefebene durchströmt, steigt das Land allmählich gegen die östlichen Ausläufer der Alpen, den Bakonywald und das kroatische Bergland hinan. Weite Steppen, die indes zum größten Theile urbar gemacht sind, nehmen diese Flächen ein. Klima, Flora und Fauna erinnern an die pontische Niederung. Kalte Winter, welche ein weißes Schneekleid über die Ebene breiten, wechseln mit kurzen, blütenreichen Lenzwochen, denen der lange, heiße Sommer folgt. Aber alle diese Eigentümlichkeiten und Nachteile der Steppennatur sind hier noch gemildert durch die Nähe der Gebirge und größerer Wasserbecken.

Hat man die erste Bodenanschwellung westlich von dem nach Süden gerichteten Laufe der Donau überschritten, so machen sich Senkungen bemerkbar, welche vielleicht in ursachlicher Beziehung zu den vulkanischen Erhebungen des Plattensees stehen. Anfänglich sind sie, wenn man mit der Bahn von Budapest heraufkommt, durch große Sümpfe angedeutet, die von Schilf- und Rohrdickichten erfüllt sind, und auf denen sich das ganze reiche Vogelleben solcher unzugänglicher Niederungen entfaltet, während auf ihrem Grunde zahlreiche

Krebse und Schildkröten ihre Heimat haben. Mit Ausnahme des kleinen, östlich von Stuhlweissenburg gelegenen Velenczersees bilden sich selten völlig freigrößere Wasserspiegel, deren Höhe, gleich dem, des in dieser Hinsicht berühmten Neusiedlersees bedeutenden Schwankungen unterliegt.

Plötzlich aber eröffnet sich von den diese Senkungen umsäumenden Anhöhen aus ein großartiger und überraschender Anblick auf ein weites, nach Süden sogar den Horizont begrenzendes Seebecken. Es ist der Balaton oder Plattensee, vor dem wir stehen.

An seiner östlichen Seite fällt die Steppe mit fast senkrechten, aber nicht sehr hohen Rändern zu seinem, im Sommer weit hinaus trocken liegenden Strande ab. Im Frühlinge und Herbst, besonders in früheren Zeiten, ehe der lange Damm der Südbahn das Ufer schützte, muß der See häufig diesen Steppenrand umspült, unterwaschen und teilweise zum weiteren Absturz gebracht haben; denn in allen möglichen Formen sind an ihm jene seltsamen, auf Einstürze zurückzuführenden Bildungen vorhanden, welche man in der pontischen Steppe und auch wohl an den Küsten des baltischen Meeres als „Obriiven“ bezeichnet. Die gegenüberliegende Seeseite dagegen wird von mächtig hohen Bergen eingefast, welche die letzten Vorstufen des aus Conglomeraten und Nagelfluhe sich aufbauenden Bakonywaldes sind. Aber in diesen Bergzügen haben spätere vulkanische Ausbrüche stattgefunden und zahlreiche Berggruppen gebildet, welche im äußeren Bau, wie in geognostischer Zusammensetzung

große Ähnlichkeit mit unserem rheinischen Siebengebirge besitzen. Die wechselvollsten Partien liegen im mittleren und nördlichen Teile des Westufers; ein kleineres zusammenhängendes Massiv aber erhebt sich an der Bucht von Füred, gerade gegenüber dem jungen Badeorte gleichen Namens mit seinen stahlhaltigen Quellen. Im übrigen gleicht der Balaton sehr dem Bodensee hinsichtlich der Ausdehnung seiner Wassermasse und der Scenerie seiner Ufer; aber es fehlt ihm das Leben, welches diesen größten der deutschen Seen auszeichnet, es fehlen die zahlreichen vorüberziehenden Dampfer, Fischerboote und Frachtbarken, auch der ferne Kranz himmelansteigender Alpenzüge mit ihrem glänzenden Firn und der reiche Schmuck wohlhabiger, verkehrreicher Städte und Dörfer. Dafür besitzt der Balaton eine tiefe Einsamkeit, die ergreifend wirkt. Zwar tragen auch seine Berge Weingärten und wohlbebaute Fluren, und Dörfer schimmern von den Höhen herab, aber sie treten zurück gegen die Ausdehnung der Wassermasse, über welche die geringere Breitenlage dieses Gebietes bereits einen südlichen Hauch ausgießt, so daß das Wasser im herrlichsten Blau erglänzt, über welches hier und da der wehende Luftzug smaragdgrüne Streifen breitet.

Nur ein einziges Dampfboot befährt bis jetzt den See, und selten ziehen die hellen Segel der Fischerboote über seine Flut, die eine Menge der geschätztesten Fische birgt. Im Sommer dagegen zaubert die Regatta ungarischer Magnaten, die bei Füred ihre elegant

und leicht gebauten Segler liegen haben, häufig ein belebtes Bild über die stille Flut.

Wirklich öde ist das flache Ostufer. Hier zieht sich in ermüdender Einförmigkeit und Länge der kahle Steppenrand hin, der den Blick beengt. Am feuchten Strande gehen oder lagern unabsehbare Herden grauer, großhörniger Rinder, und in der Luft streichen Möwen und Nebelkrähen, vereinzelt auch wohl Nasgeier vorüber, oder letztere hocken still und träge auf den kahlen Ästen verkrüppelter Weidenbäume. Ein wildes Gestrüpp von Sanddorn, Weiden und Robinien vereinigt sich am Boden dieses traurigen Uferstriches zu niedrigen Gruppen, und nur eine genügsame Pflanze, der stachelige blaue Mannstreu, verleiht der Landschaft einen freundlicheren Anstrich.

Der besuchteste Ort des Sees ist das schon genannte Füred, zur Zalaer Gespanschaft gehörig. Von der gegenüberliegenden Eisenbahnstation Sio-Fok, bei der ein kleines Flößchen aus dem See schleicht, ist der Ort mit dem Dampfboot in $1\frac{1}{2}$ Stunden zweimal des Tags zu erreichen. Füred verdankt den eisenhaltigen Säuerlingen, die daselbst zu Tage kommen, seine Berühmtheit, aber auch der klare See gestattet erfrischende Bäder, denen bei etwas Ostwind sogar der anregende Wellenschlag nicht fehlt. Von der ungarischen Aristokratie wird das Bad sehr bevorzugt, aber auch mancher andere Erholungsbedürftige aus dem weiten Ungarlande sucht hier seinen Aufenthalt, dem die Umstände den Luxus einer Reise zum Mittelmeer, zum

istrischen Bade Abazia oder einem anderen Plage der Adria nicht gestatten.

Was jedem Fremden in Ungarn sofort auffällt, ein scharfer Gegensatz zwischen modernem Luxus und urtümlicher, roher Einfachheit, ist auch für Fjüred charakteristisch; Herren und Damen in eleganten Toiletten gehen am Strande, und daneben erblickt man zerlumpte, halbnackte Arbeiter, die auf primitive Weise in Ermangelung einer Baggermaschine den Schlamm des Sees auf schwimmenden Holzflößen mit Schaufeln vom seichten Boden heraufbefördern. Selbst im Innern des geräumigen Kurhauses macht sich noch dieser Kontrast bemerkbar, und über Hausgänge, die einfach mit Ziegelsteinen belegt sind, tritt man ein in komfortable Wohnzimmer und hellerleuchtete Gesellschaftsräume. Ein Vorzug des Bades sind die sehr mäßigen Preise; und wer keine besonderen Ansprüche macht, sondern sich die ungarischen Nationalgerichte, die scharf gewürzten Goulasche und Braten mit Paprika und Paradaissaucen, die in Reis gesottenen Hühner und Hammelrippen wohl schmecken läßt und dazu den schmackhaften Landwein trinkt, den die umliegenden Berggehänge liefern und der den besseren Naheweinen ähnelt, der ist fast erstaunt über seine geringen Ausgaben an einem Orte, an dem die Angehörigen der höchsten ungarischen Stände tonangebend sind. Ausländer, selbst Deutsch-Österreicher dagegen sind nur in verschwindender Anzahl anwesend; allenfalls kann man die Bekanntschaft eines deutschredenden Offiziers machen, dem die Sumpfniederungen der

unteren Donau- und Draugegend mit bösen Fiebern die Gesundheit, oder dem die Langeweile und der Unmut in dem occupierten Bosnien oder unter den halsstarrigen Kroaten die Gemütsruhe geraubt haben. Aber auch in Fjüed ist der Abwechslung nicht viele. Zwischen den Konzerten am Strande, wo man die Anmut dunkeläugiger Magyarinnen bewundert, und den geselligen Zusammenkünften in den Räumen des Kurhauses schwankt das tägliche Leben. Dem Jagdliebhaber freilich winkt die Steppe mit ihren Trappenherden, die Sumpfniederung mit zahlreichen bunten Vogelgeschlechtern oder der Urwald der kroatischen Berge und des Bakonywaldes, in denen Wolf und Bär noch heute hausen.

Dem Naturfreunde aber eröffnet der See selbst beständig neue Schönheiten, ladet zu Kahn- und Segelfahrten ein. Und die naheliegenden Berge bieten weite Aussicht in das walddreiche Hinterland, über den großen Wasserspiegel und zur fernen Donauebene. Abends spät aber, wenn die Zigeunerkapelle ihre, in tiefer Leidenschaft erzitternden und dann wieder in ungestillter Schwermut aushauchenden Volkslieder spielt, und der See, vom dunklen, leis flüsternden Schilfdickicht umsäumt, im sanften Lichte des Mondes erglänzt, dann ist es schwer, sich vom einsamen baumbeschatteten Strande zu trennen.

17. Eine Reise über die kroatische Militärgrenze.

Agram, die alte Hauptstadt Kroatiens, liegt hinter uns, aber noch ragen die mächtigen, walddgekrönten Slemberge empor, welche bei der Stadt emporsteigen. Sie sind die letzten Erhebungen der Kalkalpen nach Osten hin, und wahrscheinlich liegt in ihnen der Herd jener unheimlichen Erderschütterungen, welche vor etlichen Jahren die Bewohner Agrams in Schrecken versetzten. Dichte Wolken verhüllen ihre Gipfel oder ziehen durch die Schluchten des Gebirges, dessen urwüchsigte Eichenforste den Stolz des Landes bilden.

Eben donnert der Zug über die eiserne Brücke, und unter uns wälzt die Sau ihre gelben, schlammigen Fluten, mächtig geschwellt von dem Gewitterregen der letzten Tage, aus dem Gebirge heraus der großen, ungarischen Ebene entgegen, die unabsehbar, von Wiesen und Weidengestrüpp bedeckt, sich nach Osten hin ausdehnt. Dann geht die Reise durch ein weites, freundliches Wiesenland, voll rieselnder Bächlein und weidenber Herden und nach Westen umrahmt von dunkelbewaldeten Bergzügen. In dieser lachenden Gegend liegt Karlsstadt, ein freundlicher Ort mit deutschem Anstrich an der blau-grünen Kulpa. Uns aber führt der Zug

dem Berglande zu, den Ausläufern des Kapelagebirges entgegen, das bereits die ganze eigenartige Natur des Karst besitzt. Bald nimmt uns ein Wiesenthal auf, an dessen steil und nackt abfallenden Kalkwänden der Zug sich mit starker Steigerung langsam hinaufwindet. Wie wir das Thal verlassen, eröffnet sich der Blick über die Vorstufen des Karst, wellenförmige Absätze und Hochflächen mit dürftiger Vegetation. Nur in den Dolinen, trichterförmigen Vertiefungen, durch Höhlen-einstürze verursacht, treibt der Bewohner dieses Berglandes spärlichen Gartenbau, zieht Bohnen und Kukuruz und etliche Früchte. Hohe Steinwälle, von den zusammengelesenen Kalkblöcken lose aufgeführt, umgeben die rundliche, am Boden mit Humus bedeckte Vertiefung und helfen mit von der kleinen Anlage die Stürme abzuhalten, deren Gewalt auf den fahlen Höhen des Karst erschreckend wird, alle freistehende Vegetation gefährdet und selbst große Fuhrwerke umzuwerfen imstande ist. Selbst die Bahn mußte dieser Stürme wegen, die im Winter furchtbares Schneetreiben verursachen, besondere Schutzvorrichtungen treffen, und sowohl bei unserer Fahrt von Agram nach Fiume, als auch bei der von Adelsberg nach Triest und auf der Strecke Pola=Divacca im Innern der Istrischen Halbinsel sahen wir lange Steinwälle zur Seite der Bahnlinie auf den Hochflächen des Karst aufgeführt. Wenn im Winter diese Stürme über das Gebirge herfahren, fallen sie als die gefürchtete Bora zum Adriatischen Meere herab und bringen das Wasser des Quarnero,

des Golfs von Triest und weiterhin an der Küste Dalmatiens entlang in wilden Aufruhr. Von hohen Schaumwellen übergossen, ragen alsdann die triefenden Kalkfelsen jener Küsten aus den schwarzblauen Fluten empor, über die dunkle Wellenberge mit weißen, rauschenden Schaumkämmen hinziehen. Die Schiffer fürchten diese oft plötzlich hereinbrechenden Stürme, welche der Karst entsendet, mehr als alles andere, und selbst in der friedlich stillen Lagunenstadt Venedig wirkt zu solcher Zeit das bewegte Wasser der Meereskanäle noch seine Wellen über die steinernen Stufen, welche den berühmten Dogenpalast und den Markusplatz umgeben.

Nach einer mehrstündigen Fahrt sind wir aus dem eigentlichen Kroatien hinaus auf das alte, berühmte Gebiet der Militärgrenze gelangt, das jetzt freilich seinen eigenen Bestand eingebüßt hat und zu Kroatien geschlagen worden ist, seit mit der Occupation von Bosnien die Türkengefahr hinausgeschoben und von diesem Landstrich abgewendet wurde. Wir halten in Ogulin, steigen aus und wandern zum Orte. Eben ist der Nachmittagsgottesdienst in der katholischen Kirche zu Ende, und über den Markt schreiten buntkostümierte Gestalten, theils kroatischer, theils serbischer Abkunft. Hier sieht man die ungarische Tracht, den pelzverbrämten Husarenrock und die hohen Stulpstiefel über den weiten, weißleinenen Hosen, dort die langen, weißen Gewänder der Kroaten mit den münzen- und schnürenbesetzten Tuchjacken. Manche edle, scharfgeschnittene Gesichter begegnen uns, besonders bei den Leuten serbischen

Stammes, aber viele sehen auch wenig Vertrauen erweckend aus, und unheimlich schauen Dolch- und Pistolengriffe aus dem breiten Gürtel hervor. Auch die Frauen sind mannigfach gekleidet, meist in lange, weiß wollene Gewänder, die bis zum Boden reichen. Darüber tragen sie eine mit bunten Schnüren, mit Metallplättchen und Glasperlen reich verzierte offene Juavenjacke und meist um den Hals mehrfach geschlungene Ketten aus Perlen oder Korallen, auch in den Ohren schwere, goldene Gehänge. Hübsch sind die wenigsten, namentlich unter den Kroatinnen, sondern meist von überaus flachem Gesichtsausdrucke, aber bei den Mädchen und Frauen der Serben bemerkt man häufiger anmutige Gestalten und Physiognomien, so lange nicht der hier zu Lande dem Weibe zum größten Teile zufallende Druck der Arbeit ihre Gestalt und ihr Wesen verkümmert.

Der Augenschein beim Schlusse des katholischen Gottesdienstes belehrt uns, daß die meisten der Bewohner Katholiken sind, indes fehlen auch Protestanten und Juden nicht, und die griechisch-unierte und die griechisch-orientalische Konfession zählen gleichfalls viele Anhänger hier zu Lande und besitzen in allen größeren Städten Kroatiens und Dalmatiens ihre eigenen Kirchen.

Indem wir in das einzige Gasthaus des Ortes eintreten, in dessen dunkler Vorhalle recht verwildert und verzweifelt aussehende Männer herumstehen, fällt uns die seltsame Bauart dieses Gebäudes auf. Wir haben hier eines jener Häuser vor Augen, die Wohnung und Festung zugleich abgeben und dabei schon lebhaft

an den Orient erinnern. Die meisten Fenster sehen nach dem rings von Gebäuden umschlossenen Hofe zu, auf welchem Gänse, Enten, Hühner und Schweine frei und lärmend herumlaufen. Nach außen hin sind die Fenster klein, unregelmäßig verteilt und schießschartenartig aus den dicken Steinmauern hervorlugend. In solchem Gebäude ließe sich schon ein kleiner Sturm siegreich abschlagen und erst recht dann, wenn die Verteidigung in den Händen dieser alten Grenzbewohner läge, denen die Büchse von Jugend auf Gefährte ist und deren Kugel selten fehlt.

Von alters her nämlich lebte auf diesem Grenzstriche ein seltsames Volk von Kriegern. Befreit von Abgaben und lästigem Zwange, bebauten sie im Frieden ihren dürftigen Acker, hielten etliche Ziegen und Schweine, wenn's gut ging auch Rinder und fühlten sich im übrigen recht glücklich im Innern ihrer niedrigen, kugelfesten Blockhäuser am Rande der großen Wiesen oder dunklen Eichenwälder. Anders aber wurde die Sache, wenn Alarm geblasen wurde und räuberische, blutdürstige Türkenhorden aus Bosnien heraus unerwartet, wie meist, in das Reichsgebiet einfielen. Dann war ein jeder männliche Bewohner, vom kaum erwachsenen Jüngling bis zum Greise zum Kampfe verpflichtet. Unter dem Oberbefehl des im Kriege wie im Frieden mit unumschränkter Gewalt ausgestatteten Kommandanten begann die erbitterte Verteidigung, welche den westlicher gelegenen Ländern die Schrecken eines Türkenüberfalles ersparen sollte. Gelang es, den Feind,

der oft lediglich aus Räuberbanden bestand, zurückzuschlagen, dann gab's ein lustiges Leben, und niemand verübelte es den Leuten, wenn sie hernach weiter ins feindliche Gebiet eindringen, etliche Gehöfte plünderten und mit willkommener Beute in ihre Wohnsitze zurückkehrten.

Es ist begreiflich, daß diese Lebensweise, diese beständige Kriegsbereitschaft gegen einen erbarmungslosen, fehdelustigen Feind, die wetterharten Grenzbewohner zu einem ganz eigenartigen Volke heranbilden mußte. Aber seltsam, bei ihren wilden Sitten und ihren entlegenen Wohnsitzen an den Grenzen der europäischen Kultur, fand doch gerade bei ihnen das Deutschtum, herübergebracht und gestützt durch deutsch-österreichische Offiziere und Beamte eine weitreichende und tiefgreifende Verbreitung. Deutsche Kommandos waren es, die bei den Kämpfen fern im Innern der kroatischen Urwälder erschallten, in deutscher Sprache gegebene Verordnungen und Erlasse regelten das Leben in diesem eigenartigen Militärstaate; wir selbst trafen noch alte Kroaten und Männer serbischen Stammes, mit denen wir in unserer Muttersprache uns unterhalten konnten in Distrikten, die nur wenige Stunden von der türkischen Grenze entfernt waren. Inzwischen ist auch auf der Militärgrenze alles anders geworden, das Soldatenregiment hat aufgehört, das Gebiet ist teils zu Kroatien, teils zu Slavonien geschlagen, reguläre Truppen sind daselbst stationiert, und seit die Staatsmänner in Wien dem früheren Centralisationsprinzip untreu geworden sind

und bei den Kroaten und anderen fremden Volkselementen infolgedessen das lange zum Wohle des Staatsganzen niedergehaltene Nationalbewußtsein mächtig aufloberte, geht das Deutschtum leider auch hier, wie in so manchen anderen Ländern des Ostens zurück.

Doch lassen wir diesen betäubenden Gedanken und beschauen uns eines der Blockhäuser, wie sie unverändert noch heute, wie ehemals, auf den grünen Berg-
rasen stehen. Ein wenig ähnelt ein solches Gebäude einer Semnhütte der Alpen. Es ist aufgebaut von massiven Eichenpfählen, gestützt durch schweres Gebälk und bedeckt von moosbewachsenen Schindeln. Wie jene ist es braun und wettergepeitscht von außen, düster und rauchgeschwärzt von innen. Wir treten hinein und sehen, daß das Ganze nur aus zwei Räumen besteht. Der erste ist groß und hoch, hartgestampfte Erde bildet den Boden, über einem in der Mitte des Raumes frei lodernden Feuer hängt ein eiserner Kessel, in dem eine Suppe, nach Art der „französischen“, kocht. Der Dampf und der Rauch ziehen in wirbelnder Säule zur Decke empor und entweichen dort durch ein rundes Loch im Dache, durch welches bei geschlossener Thüre das einzige Licht ins Innere des düsteren Raumes fällt. Daneben ist ein anderer Raum; eine roh gezimmerte Bettstelle steht darin, in welcher eine Bürde Stroh liegt, die des Abends ausgebreitet wird und für zwei Personen als Lagerstätte dient. Außerdem sehen wir noch einen hölzernen Tisch, zwei massive hölzerne Kisten mit schweren eisernen Schlössern, in denen die wenigen

Habseligkeiten der armen Bewohner ängstlich aufbewahrt sind, und in der Ecke steht noch ein kleiner, porzellanener Ofen von seltsamem Aussehen, wer weiß, woher hierhin geschleppt. Das ist die ganze Ausstattung.

Zwei Männer, den Gesichtszügen nach Serben, bewohnen das Grenzhaus. Mit gutmütigem Lächeln sahen sie der Musterung ihres Heims zu, als wir aber jedem ein Trinkgeld gegeben hatten, und ich mich an der Thüre noch einmal schnell umwandte, bemerkte ich gerade, wie sie beide ein ungemein pffiffiges und verschmitztes Gesicht aufgesetzt haben, und der eine vor Freude einen förmlichen Luftsprung machte.

Das ist ein Bild aus dem Leben des Volkes, das diesen Landstrich bewohnt. Abends aber im Gastzimmer unseres Hotels zeigt sich uns ein anderes, fröhliches Treiben. Da halten nach dem Dienste des Tages die Offiziere des Ortes Einkehr. Die meisten derselben sind Kroaten, aber fast alle sind sie der deutschen Sprache bis zur Geläufigkeit mächtig. Einige haben ihre Frauen und Töchter bei sich, die unter lebhaftester Unterhaltung ungeniert gleich den Herren ihre Cigarretten rauchen. Einer der jüngeren Offiziere, die an unserem Tische sitzen, und mit denen wir uns unterhalten, ist als Student am Rhein gewesen, so läßt er denn seiner Begeisterung über unseren Strom freien Lauf, und alle seine Kameraden glauben es gerne, was er Schönes davon erzählt, haben sie es doch immer so gehört. Wir selbst werden beneidet wegen unserer Heimat; und im

einsamen Gasthause, an der Grenze des fernen Bosniens erschallt laut der Preis unseres lieben, heimatlichen Stromes. Es ist schwer, sich aus so freundlicher, heiterer Gesellschaft zu trennen, man ladet uns zu Ausflügen und Jagdpartieen in die umliegenden Wälder ein, in denen noch Bären und Wölfe haufen, einer der Herren stellt uns dazu sogar sein eigenes Gefähr zur Verfügung und das alles in einem Lande, wo man prinzipiell und konsequent das Deutschtum zu verdrängen sucht. Aber es war uns eine Genugthuung zu bemerken, wie auch bei den Kroaten die Gebildeten die Herzlichkeit und das Entgegenkommen im persönlichen Verkehr mit Deutschen nicht unter nationaler Gegnerschaft leiden lassen.

Eigenartig wie das Volk, aus dessen Leben wir einige Züge herausgriffen, ist auch die Natur in diesem Gebiete. Rings umher entfaltet der Karst seine einzig auf der Erde dastehende Wunderwelt. Über die einförmigen Kalkplateaus ragen gewaltige, wild zerklüftete Bergmassive, um deren stolze Gipfel die vom nahen Mittelmeere aufsteigenden Dünste sich zu weißen Wolkenbändern schlingen. Weiter gegen die Sau und Bosnien hin aber bedecken ungeheuere Eichenwälder das Bergland. Riesenhafte Stämme ragen weit zerstreut über grüne Rasen oder kleinen Nachwuchs empor, und unter dem Schatten dieser uralten Riesenstämme ziehen grunzende Schweineherden, gehütet von übel berüchtigten kroatischen Gefellen und verzehren die Eicheln und Pilze des Bodens.

Aber erst unter diesem Boden hat die Natur das Großartigste geschaffen. Dort ist das Gebiet jener weltberühmten unterirdischen Höhlen und Grotten mit ihrem feenhaften Tropfsteinschmuck, ihren in ewiger Nacht hinrauschenden Flüssen. Die Gewässer sind es, welche diese im Schoße der Erde verborgenen Räume bildeten, sie wuschen in dem weichen Kalkgesteine tiefer und tiefer ihr unterirdisches Bett, um plötzlich, oft weit entfernt von dem Orte ihres Verschwindens, wieder zu Tage zu treten. Dort fließen sie dann eine Zeitlang durch liebliche, wiesenreiche Thäler, in denen nach der Adria hin bereits die reiche Vegetation des Südens mit Feigen und Oliven sich entfaltet. Aber meist sind ihre oberirdischen Wege kurz, in rauschenden Wasserfällen stürzen sie bald zum blauen Meere oder versinken abermals geheimnisvoll in der Tiefe des Gebirges. Die allenthalben das poröse Gestein durchsickernden kalkhaltigen Wasser schmücken nun diese von den Flüssen roh ausgewaschenen Höhlen bald mit den wundervollsten und zartesten Tropfsteingebilden aus. Langsam, aber ohne Unterlaß setzen die herabfallenden Tropfen ihr helles, durchscheinendes Baumaterial ab. Im Laufe der Jahrtausende entstanden so mächtige von der Decke herabhängende Zapfen, denen allemal aufstrebende Regal entgegenwachsen. Endlich vereinigen sie sich zu mächtigen, edelgeformten Säulen, und daneben hängen und stehen andere in allen Stadien der Bildung, glitzernd und funkelnd von winzigen Krystallen und durchwachsen und umschlungen von zarten, hell tönenden Vorhängen und Draperieen.

Staunen ergreift den unterirdischen Wanderer in dieser Felsenwelt und mit geheimem Schauer lauscht er dem Rauschen des Wassers, das geheimnisvoll aus der stillen Tiefe tönt und auf seinem dunklen Laufe alle Zauber einer Märchenwelt entfaltet. Die stundenweit sich ausbreitenden geräumigen Grotten von Adelsberg in Krain, die großartigsten von den bekannten des Gebirges, welche wir einige Tage nachher besuchten, haben den Ruf dieser seltsamen Bildungen in der ganzen Welt verbreitet; dergleichen hat dies auch das merkwürdige Geschöpf gethan, das sie und die benachbarten Höhlen als einziges Lebewesen bewohnt. Es ist der Proteus, ein fußlanger Molch von durchscheinendem, rötlichem Körper mit verdeckten punktförmigen Augen, bei dem der Mangel des Lichtes die bei seiner unterirdischen Lebensweise entbehrlich gewordenen Organe bis zum äußersten rückgebildet hat.

Auch unser Ort Ogulin besitzt einen solchen, für den Karst so charakteristischen Flußlauf. Die klare Dobra, die eine Strecke durch ein von weißen Kalkwänden eingeschlossenes Wiesenthal geflossen ist, verschwindet plötzlich in einem gähnenden Spalte, an dessen hohem Rande die ärmlichen Häuser des Dorfes zerstreut liegen. Ein steiler Weg führt in den tiefen Schlund, zu dessen Grunde nur selten ein Sonnenstrahl dringt. Rauschend stürzt hier das Wasser des Flusses über mächtige Steintrümmer und Felsblöcke hinweg, über deren schlüpfrige Flächen wir mit Vorsicht weiterklettern. Da öffnet sich vor uns plötzlich ein weites, schwarzes Thor, und das Wasser verschwindet in unterirdischer

Nacht. Wir wagen uns vor, soweit es geht und stehen bald unter den überhängenden Felsmassen. Feuchte Dünste wallen hier empor und triefen von den düsternen Wänden des unheimlichen Schlundes, über welche Faden-Algen und grüne Moose einen schlüpfrigen Überzug bilden. Nur gedämpft fällt das Tageslicht herein, das die hohen, überhängenden Gebüsche so freundlich beleuchtet, während nach der Tiefe hin schauerliches Dunkel den enger und enger werdenden Bergspalt erfüllt, aus dem fernes, dumpfes Wasserbrausen heraufstönt.

Eigenartiger fast in seiner Art, wie die Grotte von Abelsberg, in der nunmehr gebahnte Wege, Geländer, Brücken und elektrisches Licht überall an menschliches Wirken erinnern, erschien uns dieser Bergspalt der Dobra, dessen riesigen Abgrund der Fluß nach heftigem Regen und bei der Schneeschmelze bis an den Rand mit seinen trüben, reißenden Fluten anfüllt.

Endlich verlassen wir die bedrückende Stätte, um den Abend auf den Bergen in der Nähe des Ortes zuzubringen. Hier haben wir das Gebirge mit seinen Schluchten und kreisförmigen Dolinen, die fast allen Bergflächen zahlreich eingedrückt sind, unter uns liegen. Fremdartig schaut es sich an, fast wie eine bewaldete und behaute Mondlandschaft mit ihren Krateröffnungen und Kissen. Gerade gegenüber unserem Standorte ragt die mächtige, gipfelreiche Kalkmasse des Kleck empor, der höchsten Erhebung im Kapelagebirge. Seine nackten Felszacken ragen im rötlichen Scheine der Abendsonne über weiße Wolkenzüge empor, während über seinem bewal-

deten Fuße und in der Tiefe der stillen Thäler schon die Dämmerung liegt. Herden von Rindern und Ziegen kehren rings mit Schellengetön von den Bergen herab zum Dorfe zurück, während Unken und Heimchen ihren melodischen Nachtgesang anstimmen. Dann gehen auch wir mit unserer botanischen Ausbeute heim, in welcher sich bereits eine eigenartige Mischung von Alpenpflanzen mit Gewächsen der Mittelmeerregion bemerkbar macht.

Der Morgen bricht eben an, als der brausende Zug uns dem höchsten Kamme des Küstengebirges entgegenführt. An Abgründen vorbei, durch finstere Tunneln, in lang geschwungenen Serpentinaen geht's bergauf. Weite stille Waldthäler öffnen sich unter uns, in denen stellenweise noch die nächtlichen Nebel wie weiße Bergseen lagern. Dicht bis zur Bahn heran ragen stolze Edeltannen, mächtige Eichen, weißstämmige Birken. Allmählich tritt dieser artenreiche, urwüchsigc Mischwald, der die Thalgründe erfüllt, zurück, die letzten verkrüppelten Kiefern verlieren sich, nur noch nackte Felsblöcke erheben sich aus dürftigem Gras- und Kräuter- rasen, über den die stachelichten, blaublühenden Büsche des Mannstreu (*Eryngium ameticum*) und die zierlichen, blütenreichen Heidekräuter zerstreut sind.

Aber wo die Landschaft am wildesten und einsamsten ist, eröffnet sich plötzlich ein großartiger Anblick. Bei einer Wendung der Bahn liegt tief unter uns, aber hinreichend bis zum fernen, hohen Horizonte, das blaue Mittelmeer. Weit hinwegblickend über die vegetationsarmen Borstufen des steil abfallenden Ge-

birges, sehen wir die schimmernde Fläche mit den winzigen und doch deutlich erkennbaren Segeln entfernter Schiffe unbeschreiblich erhaben heraufgrüßen, während die zahlreichen felsigen Inseln, die schön geschwungenen Buchten, selbst die ferne istrische Küste klar und hell erkennbar sind.

Mit diesem Anblicke scheinen mit einemmale alle die Eindrücke aus den dunklen Wäldern und Felsenoeden Kroatiens verweht zu sein, und vor uns erschließt sich eine neue Welt mit einer anderen Sonne und einem anderen Leben.

18. Auf den Ruinen von Spalato und Salona.

Eine Seefahrt an der Küste Dalmatiens entlang führt durch ein ausgedehntes Inselmeer. Bald sind es große gebirgige Eilande, an denen der Dampfer stundenlang vorüberzieht, bald vereinzelte, aus der blauen Flut aufragende Bergkegel oder nackte Klippen, über welche die Brandung des Meeres ewig den weißen Wellenschaum spritzt. Die Vegetation auf fast allen diesen Inseln ist dürftig; kahl und zerklüftet liegen die weißen Kalkgebirge im blendenden Sonnenlichte, und nur vereinzelt rankt der Weinstock über das heiße Gestein oder steht trauernd eine Gruppe von Oliven. Selbst das Meer ist einsam an diesen Küsten; selten gewahrt man den Rauch eines fernen Dampfers oder die hellen Segel eines größeren Schiffes, nur kleinere Fischerbarken, welche der Fang der Sardellen und Thunfische hinausführt, segeln dann und wann vorüber, aber häufig erheben sich spielende Delphine über die weithin im Sonnenlichte aufblühende Flut.

Eine Nacht und wieder ein Tag sind bereits über unserer Fahrt durch diese Gewässer verstrichen; eben überstrahlt der glühende Abendhimmel das tiefblaue Meer mit purpurnem Lichte, und unter dem stärker wehenden Winde erheben sich die Wellen und schlagen

brausend und schäumend gegen die nahen Klippen eines Vorgebirges, das kühn in das Meer hinaus vorspringt. Da öffnet sich plötzlich hinter demselben ein weiter, tief in das Land eindringender Busen, freundlich glänzt das Licht eines Leuchtturmes über das Wasser, und der geschützte Hafen von Spalato öffnet sich vor unserm Blick.

Die Nacht ist darüber hereingebrochen, bis der Dampfer, an starken Tauen wohl befestigt, zur Seite der steinernen Mole liegt und ein Schwarm von Neugierigen, von Trägern und Bediensteten die aussteigenden Fahrgäste mit lautem Getriebe empfängt. Eine Stunde vergeht, und alle diese Leute sind verschwunden; die Scharen der Spaziergänger, welche die kühle, erfrischende Seeluft und die Klänge einer Militärkapelle an den Strand hinausgelockt, haben in der Stadt ihr Heim aufgesucht. Alles ist still, nur das Wasser im Hafen schlägt mit sanftem Geräusch gegen das steinerne Ufer, wo die dunklen Schiffe leise an ihren Tauen ächzen.

Da fällt unser Blick auf altes, mächtiges Mauerwerk, das hoch die kleinen Buden und Krämerladen überragt, die an seinem Fuße angeklebt sind. Gewaltige Steinquadern sind aufeinander getürmt, dazwischen ragen hohe, schlanke Säulen mit reichverziertem Gebälke, und lange Reihen von Rundbogen verlieren sich in dämmernder Weite. Aber über das zerfallene und doch noch so stolze Gemäuer hebt sich hier und da ein häßlicher Giebel, ein Schieferdach, ein rauchiger Schornstein; in die Mauer selbst sind Löcher gebrochen, Fenster

für Wohnungen, die an der andern Seite angebaut sind, und der Schein eines trüben Lämpchens fällt an mancher Stelle durch solche Öffnung aus dem gewaltigen Mauerwerk, über welches eben der Mond sein Licht ausgießt und in matter Beleuchtung einen Schimmer der alten Herrlichkeit dem düstern Gemäuer zurückgiebt. Ein Schauer der Bewunderung durchzieht uns bei diesem Anblicke; wir stehen hier vor einem der gewaltigsten Bauwerke des Altertums.

Nur zwei Jahre waren verflossen, seit die römischen Legionen in Asien ihren noch jungen Feldherrn Diokletian zum Kaiser ausgerufen, als dieser nach der Bezwingung seines hartnäckigen Gegenkaisers Maximian auch schon hier auf der Stelle des heutigen Spalato mit dem Bau eines Palastes begann, der an Ausdehnung und Pracht selbst mit den erhabensten Bauwerken des alten Rom wetteifert und Zeugnis ablegt, wie schnell sein Erbauer, der als einfacher Soldat in das römische Heer eingetreten war, sich in der Rolle des Weltbeherrschers zu finden wußte. Obwohl mit Staatsgeschäften überlastet und in mehrere Kriege mit den Persern und den wilden Völkern der untern Donau, welche das morsche und zerrüttete römische Reich unablässig bedrohten, verwickelt, wandte der Kaiser dennoch sein Interesse nicht von dem Bau des Palastes, der seinen Ruhm der Nachwelt überliefern sollte, ab, und schon nach zwölf Jahren seit dem Beginn der Arbeiten stand das gewaltige Bauwerk vollendet da. Nach einer zwanzigjährigen, in Anbetracht der äußeren Verhältnisse

ruhmvollen Regierung dankte Diokletian freiwillig ab und zog sich als Privatmann nach Dalmatien in seinen neuerbauten Palaſt zurück, um hier die letzten Jahre ſeines Lebens zu verbringen, dieſes Lebens, in welchem eine Reihe großer Kriegsthaten und kluger Staatsmaßregeln verdunkelt wird durch ein üppiges, verſchwen-deriſches Hofleben und Handlungen größter Graufamkeit beſonders gegen die im römischen Reiche damals mehr und mehr ſich ausbreitenden Chriſten. Ob Diokletian die Ruhe, welche er ſuchte, in dem Prunke und Getriebe des ſtolzen Palaſtes gefunden, wiſſen wir nicht. Schon acht Jahre nach ſeinem Rücktritt von der Regierung ſtarb er, wahrſcheinlich an Selbſtvergiftung, zu der ihn eine unheilbare Krankheit getrieben.

Die Liebe zu ſeinem Heimatlande bewog den Kaiſer, gerade an dieſer Stelle ſeinen Palaſt zu erbauen; denn Diocletian war Dalmatiner von Geburt, und das nahe gelegene Dorf Diocla, von welchem er den Namen erhielt, war ſein Heimatsort. Dazu war die Umge-
bung Spalatos damals noch ſchöner als heute. Wälder bedeckten die Berge, Flüßchen, aus tiefen Schluchten des Hinterlandes hervorſtürzend, ſtrömten durch grüne Wiefen, Wein und Oliven wuchsen in Fülle, und wenig über eine Stunde entfernt, an blauer, geſchützter Bucht, lag die mächtige Stadt Salona. Völkerzüge, Kriege und die zerſtörenden Einflüſſe der Jahrhunderte ſind inzwiſchen über all dieſe Herrlichkeit hingegangen, und nur ſchöne Ruinen erzählen heute von der vergangenen Größe.

Beim ersten Blick wird uns klar, daß dies Riesengebäude kein Palast nach heutigen Begriffen war, sondern ein ausgedehnter Komplex von Einzelgebäuden, enthaltend die kaiserlichen Gemächer, den Tempel, die Bäder, die Wohnungen für die Glieder seiner Familie, für die Beamten, Offiziere, Soldaten und den sonstigen ausgedehnten Hofstaat, der mehr wie bei irgend einem anderen Kaiser dieser Periode gerade durch Diokletian ein echt morgenländisches Gepräge erhielt. Umgeben war das ganze Gebäude von mächtigen, aber des äußeren Schmuckes nicht entbehrenden Schutzmauern, hinter welchen die kaiserlichen Wachen ihre Gemächer und Posten hatten und welche an den vier Ecken von starken Wacht- und Befestigungsthürmen überragt wurden.

Wir warten den Morgen ab, um uns genaueren Aufschluß über den Palast zu holen, und wandern in aller Frühe durch die stillen Gassen des Ortes, welche meist so schmal sind, daß kein Fuhrwerk, höchstens ein gepackter Esel sie passiren kann. Labyrinthisch laufen diese mit glatten Steinplatten belegten Gäßchen durcheinander, und zu ihrer Seite erblicken wir in den Mauern und Häuserfronten mit Staunen die alten Reste von Gängen und stolzen Gemächern der kaiserlichen Burg und erkennen, daß fast das ganze heutige Spalato auf den Ruinen des alten Riesenpalastes sich erhebt. Und schon stehen wir bei dem Glanzpunkte dieser Ruinen auf einem kleinen Platze vor dem alten Jupitertempel, den die frühzeitige Umwandlung in eine christliche Kirche mehr wie alles andere vor späterer Zer-

störung bewahrt hat. Er bildet ein Oktogon von edler Bauart und Ornamentik. Über einen verdeckten Säulengang hinaus erhebt sich der stolze, aus weißem Marmor aufgeführte Bau, und eine Galerie herrlicher Säulen aus Granit und Marmor umgiebt ihn. Rings um den Platz, auf welchem wir stehen und der zugleich den Vorhof des Tempels bildet, läuft eine Galerie prächtiger, aus einem Stück roten Granits bestehender Säulen mit reichen korinthischen Kapitälern, auf denen weißmarmorne Arkaden ruhen. Von diesem Platze aus führt ein Portal, gleichfalls aus Granit und Marmor, in den Vorhof der ehemaligen kaiserlichen Gemächer.

Die Gesamtwirkung all dieser erhabenen Bauwerke ist trotz ihrer mannigfachen Beschädigung noch jetzt eine ergreifende. So lange wir auf dem stillen Platze einsam in ihrem Bereiche weilen, gehen wir auf in der Erinnerung, und ganz in Träume der Vergangenheit versunken, würden wir kaum aufschrecken, wenn auf diesen breiten, feierlichen Treppen, die zum Peristil führen, wie einst der schwere Schritt des römischen Soldaten erschallte oder der Vornehme, in die farbige Toga gehüllt, aus den hohen Säulenhallen des Palastes schritte.

Statt dessen aber ziehen bunt kostümirte Morlaken vorüber, schieben mit seltsamen, halb keifenden, halb klagenden Rufen ihren schwer mit Holz, Heu oder Maiskolbenstroh bepackten Esel, von dem nur noch Kopf und Beine sichtbar sind, vor sich her, und alte, häßliche und dabei schmutzige Weiber tragen mit lautem Gespräch und Gezänke Obst und Fische zu Markt. Wie

die Sonne höher steigt, wird dies Volksbild noch bunter und interessanter. Vor uns liegt, nach einem Irrgang durch düstere Gäßchen, der Fischmarkt. Da herrscht wüstes Geschrei. Hinter den Tischen stehen die Verkäufer, große, starke Männer mit schwarzem, struppigem Haar, schreien aus vollem Halse, recken die Arme aus und preisen die Waren an. Vor ihnen liegen die schmackhaften Fische des Mittelmeeres, zarte Sardinen, mächtige Thunfische, daneben seltsame Seeungeheuer, die ärmere Leute kaufen, junge Haie, Hammer- und Tintenfische. Große Säcke sind mit lebenden Krebsen gefüllt, in denen die Fischer beständig herumwühlen, um die Güte der Waren zu zeigen. An langen Stäbchen aufgespießt, hängen von der Decke der Bude abgezogene Frösche, denen nur die Köpfe abgeschnitten sind und die man sonst ganz als Leckerbissen verzehrt. Und um diese Sachen, um ein paar kleine Fischchen, erhebt sich ein Geschrei zwischen Händler und Käufer, ein drohendes Gebärdenpiel, daß man glauben möchte, es käme zum äußersten. Aber gerade, wenn die Blicke am wildesten sich treffen, die Hände am heftigsten sich ausrecken, legt plötzlich der Käufer seine Kreuzer hin, um die er so lange gefeilscht, und ganz zärtlich lächelnd trennen sich die Parteien. Wer in diesem Getöse sich mit seinem Begleiter verständigen will, muß ihm in die Ohren rufen, und man ist froh, durch eine stille Gasse seiner Wege zu gehen.

Da begegnen uns aber auch schon Züge von ländlichen Morlaken, den echten Bewohnern Dalmatiens.

Alle reiten auf Maultieren oder Eseln, den einzigen Transportmitteln in diesem Lande voll schluchtenreicher, wild zerrissener Gebirge.

Gleichzeitig mit ihnen kommen Bosniaken zur Stadt, die jenseit der Berge, in dem nun von Osterreich occupierten türkischen Gebiete wohnen. Auf einem freien Platze, auf dem der Markt abgehalten wird, werfen sie die Lasten ihrer Tiere zur Erde und strecken sich selbst ohne weiteres am Boden aus. Dann stopfen sie die langhalmigen, reich verzierten türkischen Pfeifen und überlassen sich, bläuliche Rauchwölkchen wegblasend, einer Ruhe, die mit den vorherigen Leistungen in keinem Verhältnisse steht. Die Esel und Maultiere aber sammeln sich an einer schattigen Stelle unter etlichen Platanen und verzehren das spärliche, ihnen vorgeworfene Heu. Indes besorgen die Frauen auf dem Markte das Hauptgeschäft. Ihnen überläßt der echte Morlake und Bosniake alles! Sie laufen hinterher, wenn er reitet, sie plagen und mühen sich ab, während er, faul hingestreckt, seine Pfeife raucht. Die Hauptgegenstände des Handels bilden Brennholz, meist ein verkrüppeltes Dornengestrüpp des pflanzenarmen Gebirges, Maisstroh, Getreide, Kufuruz und Obst, darunter Pfirsiche, Feigen, köstliche großkörnige Weintrauben und vor allem Arbusen und Melonen von seltener Güte und Größe, wie man sie sonst nur in Ungarn zu sehen bekommt. Auch Geflügel ist reich vertreten. Die Hühner sind dabei lebend mit den Füßen zu ganzen Bündeln zusammengebunden und liegen verschmachend mit geöffneten Schnäbeln in

der glühenden Sonnenhitze. Hier fällt das niemand auf, und selbst Damen der besseren Stände nehmen die hilflosen Geschöpfe wiegen und besühlen sie in den Händen und werfen sie, wenn sie nicht gefallen, gleichgültig, gleich leblosen Gegenständen, wieder hin. Das sind Bilder aus dem Volksleben, wie es sich heute auf den Ruinen des Diokletianischen Palastes abspielt. Wenig gemahnt in ihm an die große Vergangenheit, nur in dem edlen Gesichte und den dunklen Augen der schönen Frauen von Spalato blieb vielleicht ein Zug aus ferner römischer Zeit.

Aber Spalato selbst ist nicht der einzige Ort, an den sich große Erinnerungen aus der Zeit der Römer knüpfen; kaum anderthalb Stunden von der Stadt entfernt liegen die ungeheuren Ruinen von Salona, welche bisher nur wenig von Fremden besucht worden sind. In leichtem Gefähr brechen wir an einem schönen Morgen von Spalato zu ihrer Besichtigung auf. Unser Kutscher, gefühllos, wie die meisten seiner südländischen Kollegen, läßt die Peitsche gleich anfangs etliche Male unbarmherzig über die Pferde sausen, und in wilder Eile geht es hinaus aus der Stadt, der Landstraße nach, einem Bergrücken entgegen, welcher die Landzunge, auf der Spalato liegt, von der weiten Bucht von Salona trennt. Oben angelangt, erweitert sich der Blick über die Meeresbucht, auf deren blauer Fläche etliche ferne Segel gehen. Gleichzeitig recken sich vor uns die Massen des Gebirges mehr und mehr empor. Schon auf unserer Seefahrt sahen wir, fern der Küste,

dieses Bergland wie eine rötliche, reich ausgezackte Wolkenbank den Horizont umlagern; nun steht es in erschreckender Nacktheit und Höhe vor uns mit seinen fahlen weißen Gipfelmassen, die an die Dolomite Südtirols erinnern, diese aber noch an Pflanzenarmut überbieten.

Auf diesem Berglande ruht der Fluch einer Entwaldung, welche die Beherrscher dieses Landes, namentlich die Venetianer, schonungslos ausgeübt haben. Ziegen- und Schafzucht, das Verderben so vieler entwaldeten Mittelmeerländer, machen eine neue Aufholzung unmöglich, und nur in dolinenartigen Vertiefungen oder geschützten Schluchten des Gebirges zieht der Morlake einige Weinstöcke, Oliven und Feigenbäume und umgiebt dies spärliche Besitztum zum Schutz gegen Räubereien mit riesigen Steinmauern wie eine Festung gegen den anstürmenden Feind. Von der Sonne mit blendendem Lichte übergossen, ragen diese schroffen weißen Kalkgebirge in wilder Zerrissenheit zum blauen Himmel empor und stürzen sich nach unten jäh hinab in die Flut des Meeres, die weit und blau wie der Himmel in vielfach geschwungenen Buchten in das Bergland eindringt. Aber wie wir näher kommen, bemerken wir an dessen Fuße diesmal ein weites, sanft gegen die Bergmassen ansteigendes Vorland, wohlangebaut und fruchtbar wie ein Garten, mit Feigenbäumen, Oliven-, Weingärten und Feldern. Menschliche Wohnungen sammeln sich bald zur Seite der Straße, lärmendes Geflügel, von dem rasselnden Wagen erschreckt, flattert

über den Weg, und Hunde jagen mit wütendem Gebell hinterher. Jenseit des Dorfes verlassen wir den Wagen und steigen auf einem steinigen Pfade mitten in das Gartenland hinein. Ringsum stehen dickstämmige, knorrige Oliven- und fruchtreiche, großblättrige Feigenbäume, und aus dunklem Laube glänzen rote Granatäpfel. An kurzen Pfählen befestigt oder das Gemäuer mit ihren Ranken überspinnend, stehen Weinreben mit großen schwarzen Trauben, die einen kräftigen, vortrefflichen Wein liefern. — Während wir die Mauern dieser Gärten betrachten, fällt uns auf, daß sie neben den losen Felsstücken häufig regelmäßig behauene Blöcke und mächtige Quadern aufweisen; dazu stößt der Fuß ab und zu auf fremdes Gestein, auf buntkörnigen Granit und edlen Marmor, und ehe wir uns dessen versehen, stehen wir schon mitten auf dem stundenweit ausgebreiteten Ruinenfelde von Salona.

Ein stattlicher Dalmatiner mit vornehm nachlässigem Benehmen und studentenmäßig auf einem Ohrensitzendem rotem Käppchen ist unser Führer durch die Trümmerstätte. Da sehen wir zuerst die alten Stadthore, von denen vier größere und über achtzig kleinere vorhanden gewesen sein müssen. Noch zeigt der Steinboden die Furchen, welche einst die auf und zugehenden Thore eingegraben haben, und die Spuren der Wagenräder im Pflaster. An anderer Stelle überraschen uns die Ruinen von Tempeln und einer christlichen Kirche aus den ersten Jahrhunderten. In der Nähe wurden eine große Menge von Steinsarkophagen mit manchen In-

schriften ausgegraben. Die meisten derselben stehen jetzt unregelmäßig durcheinander, und bei allen ohne Ausnahme hat die Raubgier der Zerstörer die steinernen Deckel durchschlagen, um unter den Gebeinen der Verstorbenen nach vermeintlichen Schätzen zu wühlen. Großartige Trümmer hat das Amphitheater hinterlassen, aber auch hier bietet sich nur ein Bild wildester Zerstörung, und in der einstigen Arena bestellt nunmehr der Landmann seinen Garten. In gleicher Verwüstung sehen wir das Theater und ein Bad, dessen herrliche Mosaikreste und bunte Marmorwände noch auf die ehemalige Pracht schließen lassen. Leider schreitet die Zerstörung an diesen so interessanten Bauresten noch immer unaufhaltsam fort. Für Schutz ist kaum gesorgt, und Einheimische und Fremde zerschlagen noch heute und schleppen fort, was ihnen gerade behagt. So stehen denn nur noch von der alten Wasserleitung bedeutendere Reste, und der Aquadukt, der jetzt aus der Nähe Salonas nach Spalato führt, ist nichts anderes als eine in stand gesetzte altrömische Leitung.

Während unserer Wanderung läuft ein anderer Dalmatiner voraus, kratzt hier und da mit einer Schaufel die Erde zurück, worauf dann prächtige Mosaikböden sichtbar werden, die er vor dem Weitergehen wieder emsig mit Erde bedeckt, oder er biegt vor geborstenen Säulen, Bruchstücken herrlicher Kapitäle oder Inschriften das rankende Wein- und Brombergestrüpp zur Seite. So mannigfach und wertvoll aber auch die hier aufgefundenen Reste sein mögen, einstweilen ist es — im

Gegensatz zu Ruinen von Spalato — zunächst die Ausdehnung dieses Trümmerfeldes von Salona, welche den Beschauer ergreift. In Zukunft mag dies anders werden, denn systematisch betriebene Ausgrabungen haben erst vereinzelt in neuerer Zeit stattgefunden, und sicherlich stehen auf diesem Boden noch großartige Aufschlüsse für die Folge bevor; denn Salona war einer der größten Plätze des römischen Reiches, Hauptstadt Dalmatiens und Flottenstation für das adriatische Meer. Die Stadt besaß — nach der Verbreitung der Ruinen zu schließen — eine Längenausdehnung von über einer Stunde und nach Angabe einiger Schriftsteller eine Einwohnerzahl von einer Viertelmillion. Schon von Julius Cäsar sehr begünstigt und zum Dank für die ihm bewiesene Treue mit dem Ehrentitel Julianische Kolonie belegt, erlebte Salona unter der Regierung Diokletians seine höchste Blütezeit. Im Jahre 639 nach Christus wurde es von den Avarn zerstört, die unter grausenhaften Verheerungen von den Ländern der unteren Donau herangezogen kamen. Die verweichlichten Bewohner Salonas vermochten dem Ansturm der Barbaren nicht zu widerstehen, die Stadt sank in Trümmer, die Mehrzahl ihrer Bewohner wurde hingeschlachtet, und nur wenige entkamen auf den im Hafen vor Anker liegenden Schiffen. Damit war das Schicksal Salonas entschieden, aber nicht dasjenige des Landes. Auf die Raubzüge der Avarn folgten die der Kroaten, die wiederum von den Franken unterworfen wurden. Später kam das Land abwechselnd an Ungarn und Venedig,

und abgesehen von den damit verbundenen Kriegen und inneren Streitigkeiten, welche den ehemaligen Wohlstand des Landes untergruben, beuteten namentlich die Venetianer Dalmatien in schonungsloser Weise aus und vernichteten sogar systematisch die auf den Gebirgen noch vorhandenen Wälder; um den Feinden durch eine selbstgeschaffene Einöde den Weg zum adriatischen Meere zu verlegen. Dann folgten die Zeiten der Türkenkriege und der Türkenherrschaft, bis schließlich im Jahr 1812 Dalmatien an Oesterreich fiel. Aber an den Folgen der jahrhundertelangen Kämpfe und Schicksale leidet das Land noch heute.

Während wir noch auf den Ruinen wandeln, hat sich die Nachricht von unserer Anwesenheit bereits im nahen Orte verbreitet, und bald sind wir umringt von Männern, Weibern und Kindern, welche uns Altertümer, die auf dem Boden Salonas noch immer zahlreich gefunden werden, zum Verkauf anbieten. Wir sehen unter diesen Gegenständen zahlreiche Münzen aus den verschiedenen Perioden der Kaiserzeit, Bruchstücke von Siegelringen, edle Steine mit eingravierten Figürchen, Ketten, Nadeln und mancherlei andere Schmucksachen. Etliche Frauen, vertraut mit den Schwächen des Menschen, tragen dazwischen in kleinen Körben Feigen, Pflirsiche und Weintrauben von solcher Güte und Schönheit herbei, daß man hier in der That der Versuchung nicht lange widersteht.

Nach einer stundenlangen Wanderung über das Trümmerfeld sitzen wir endlich vor einem Wirtshaus

am Abhange des Gebirges bei einer Karaffe jenes herben, feurigen Weins, den gleich anderen Orten Dalmatiens, auch die Gegend Salonas erzeugt. Unser Wirt hat gerade mit der Weinlese begonnen, die hier zu Lande nicht auf einen bestimmten Termin für alle Weinbergsbesitzer festgesetzt, sondern vom einzelnen je nach Belieben abgehalten wird. Da kommen nun aus den Weinbergen herab die kleinen Bergpferde und Saumtiere und tragen, auf ihrem Rücken festgeschnallt, große gegerbte Schaffelle, welche bei der noch deutlich ausgeprägten tierischen Form höchst seltsam aussehen und in denen die eingestampften Trauben herunterbefördert werden. Hier schüttet man sie in Bottiche, in denen sie bis zur Gärung, die bei der Wärme und dem großen Zuckergehalt der Beeren sehr schnell eintritt, stehen bleiben. Dann erst bringt man sie auf die sehr primitive Kelter, deren Steine in ihrer Eigentümlichkeit noch genau denen gleichen, welche wir ausgegraben auf den Trümmern Salonas sahen.

So haben sich in den Gebräuchen des Volkes manche Eigentümlichkeiten besser erhalten, als die stolzen Bauwerke, welche für eine Ewigkeit errichtet zu sein schienen, und wem heute in einsamer Schenke des Landes eine dunkeläugige Dalmatinerin den Wein aus lederne[m] Schlauch eingießt und das Wasser zum Mischen des feurigen Trankes zur Seite stellt, der sieht sich unerwartet zurückversetzt in die fernsten Zeiten des Altertums. Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen; die Gipfel des gewaltigen Rosorgebirges heben sich hoch

und schreckhaft von dem sternbesäten Himmel ab, der sich in echt südlicher Pracht und Klarheit über uns wölbt. Hier und da steht die dunkle, schlanke Gestalt einer Cypresse neben zerfallenem Gemäuer, und durch das sanfte Geräusch des fernen Meeres hindurch ertönt vieltausendstimmig der Gesang der Heimchen und Cikaden. In solchen Stunden zieht es wie ein Hauch der Vergangenheit über die geheimnisvolle Ruinenstätte.

19. Bilder aus dem Straßenleben Konstantinopels.

Anstrengende Tage lagen seit unserer Ankunft in Konstantinopel hinter uns. Wir hatten in kurzer Zeit möglichst alles besichtigt und keine Stunde unbenutzt gelassen. Unter Führung eines Dragomans hatten wir die herrlichen Moscheen besucht, die erhabene Haja Sophia und die kaum minder imposante Suleimanije, wir waren in dem engen Gassengewirr der Bazare gewesen und hatten dort unsere Einkäufe mit allen Sonderbarkeiten orientalischer Handelsgewohnheit besorgt; wir hatten den alten Serail besucht mit seinen einsamen Bauten und stillen Gärten und hernach dem feierlichen Einzuge des Sultans in die Moschee und einer großen, festlichen Truppenschau beigewohnt; die heulenden und tanzenden Derwische hatten wir aufgesucht und in dem stillen, düstern Cypressenwalde des Friedhofes von Skutari gewelt, von mancher Seite zur See und zu Lande im Anblicke des wundervollen Stadtbildes geschwelgt und endlich bis in die späte Nacht den Museen, Kirchen und sonstigen Merkwürdigkeiten der großen Stadt pflichtmäßig unsere Besuche gemacht.

Ein solches Leben, mit dem Reisehandbuch und dem Stadtplan in der Hand geführt, ist eine Strapaze, und der Rückschlag blieb denn auch nicht aus. Deshalb

kamen wir überein, einen Ruhetag uns zu gönnen, einmal lange zu schlafen, regelmäßig zu essen und neue Kraft und Spannung zu neuen Eindrücken zu sammeln. Aber ich konnte meinem Vorsatz doch nicht so ganz treu bleiben. Schon in der Frühe erwachte ich am andern Morgen. Das Gebell einer Hundemeute hatte mich geweckt. Ich trat hinaus auf den glasumgebenen Balkon des Gasthofs, der an einer der belebtesten Straßen liegt, öffnete die Fenster, um frische Luft einzulassen und ein wenig vor dem Weiterschlafen hinauszuschauen. Das Leben der Weltstadt begann eben von neuem zu erwachen, und bald zogen so manche mir neue Bilder an meinem Auge vorüber, die ich an den vorhergegangenen Tagen bei der Besichtigungsheize vermutlich übersehen hatte, daß ich beschloß, mich vollends anzukleiden, mein Notizbuch zu nehmen und sie niederzuschreiben, gerade wie sie sich darboten. Im folgenden gebe ich sie ganz ungeschminkt dem Leser wieder. Es sind freilich höchst alltägliche Sachen, aber vielleicht gerade darum manchem nicht unwillkommen nach so vielen Schilderungen von der äußern Pracht, den unvergänglichen Bauwerken und der reichen Geschichte Stambuls, die wir in Hunderten von Beschreibungen finden.

Die Straße, die ich auf eine ziemlich weite Strecke übersehen kann, ist fast noch menschenleer; nur die verwilderten Hunde sind darauf lebendig. Ob in der Erinnerung der durchlebten nächtlichen Kämpfe mit Hunden des benachbarten Quartiers oder im frohen Vorgefühl, bald wieder den Hunger an den auf die Straße ge-

worfenen Küchenabfällen stillen zu können, genug, sie traben mit allen Zeichen der Erregung auf und ab. Es sind meist braune oder graue Köter von ziemlicher Größe, arme, gutmütige Geschöpfe, die einen harten Kampf ums Dasein führen, ohne indessen dadurch verbittert worden zu sein. Stundenlang stehen sie vor einem Fleischerladen, schauen sehnsüchtig nach den verlockenden Leckerbissen, an welche sie bequem heranreichen könnten, aber sie rühren niemals etwas davon in diebischer Absicht an, sondern warten geduldig, bis irgend ein fauler, unbrauchbarer Fetzen auf die Straße fliegt. Untereinander freilich herrscht häufiger Unfriede, selbst innerhalb der Hunde desselben Stadtteils; aber der grimmige Hunger macht es entschuldbar. Am Tage liegen diese seltsamen Geschöpfe, die niemandem gehören als dem Quartier, in dem sie das Licht der Welt erblickten, lang hingestreckt mitten auf den schweren, großen Steinplatten, welche das Straßenpflaster bilden, oder, wo solche vorhanden, auf den sonnendurchglühten Trottoirs. Niemand stört sie dort, jeder geht um sie herum, selbst Pferde und Wagen weichen ihnen aus. Trotzdem bekommt doch mancher durch Unglück einen Stoß oder Tritt, und laut winselnd steht er dann auf, um sich nach verzogenem Schmerz womöglich wieder an derselben Stelle niederzulegen. Selbst säugende Hündinnen mit den possierlichen Jungen liegen so mitten im Getriebe der großen Stadt. Nur absichtliche Kränkung nehmen sie sehr übel, und als ich einen der Hunde einmal mit dem Schirm auf dem Rücken kraute, was

er für eine Beleidigung halten mochte, erhob er ein lautes Gebell und rief dadurch ein ganzes Rudel seiner Freunde herbei, die uns laut bellend, aber ohne den Versuch eines ernsthaften Angriffs eine Zeitlang verfolgten.

Während ich diesen Tieren unten zuschaue, spitzen sie plötzlich alle die Ohren; von fernher macht sich das langsame Knarren eines Wagens bemerkbar. Eben biegt er um die Ecke. Alle Hunde laufen ihm bis an die Grenze ihres Gebietes schwanzwedelnd entgegen. Es ist der Dreckwagen, der dort ankommt. Ein kleines, struppiges Pferdchen zieht ihn, ein Mann mit bunten, schmutzigen, zerfetzten Kleidern begleitet ihn, kehrt mit einem riesigen Reiserbesen Papier und Lumpen zusammen und wirft sie auf einer Schaufel in die Karre. Die Hunde verfolgen jede seiner Bewegungen mit gespanntem Interesse, und ihre Schnauzen stöbern dicht neben dem kehrenden Besen her. Mann und Hunde sind übrigens ja auch nächste Kollegen. Die tierischen und pflanzlichen Abfälle werden von den letztern auf-gelesen und im knurrenden Magen begraben, die andern Sachen fegt der Mann weg und wirft sie in seine Karre. Noch ein anderer Mensch begleitet den Wagen. Er ist eine originelle Figur; auf seinem gebeugten Rücken trägt er einen riesigen, aus Matten zusammengenähten Korb, und seine Hand führt einen kurzen Stock mit gebogenem, hakenförmigem Eisen an der Spitze. Damit durchwühlt er alle die Schmutz- und Rehrichthausen, ehe sie der andere Mann in seine Karre aufnimmt.

Die beiden betreiben offenbar ein Compagniegeschäft. Alte Nägel, Scherben, Korkstopfen, alles nur halbweg noch Verwertbare lieft er auf und wirft es mit geschickter Handbewegung über den Turban hinter sich in den Korb. Ihm schenken alle Hunde besondere Zuneigung und begleiten ihn auf Schritt und Tritt. Er hinwiederum scheint sie auch als Geschäftsfreunde zu betrachten, wehrt ihnen nicht, wenn sie neben ihm stehen und mit ihren hungrigen Schnauzen fest an seinen Händen herum-schnuppern. Und wenn einer der Hunde wohl doch ab und zu einmal hastig den Kopf zurückzieht und einen Moment laut aufschreit, so war es sicherlich nur ein unabsichtlicher Stoß, den der Mann ihm versetzte. Zwei Hunde, die von ihren Ergebnissen bei den Rehrichthausen nicht recht befriedigt sein mögen, wagen jetzt den Versuch und springen kühn in das Innere der eben still haltenden Karre. Dort stöbern sie hastig herum, schnappen richtig etwas Genießbares und setzen dann, sobald der Wagen sich wieder fortbewegt, in hohem Sprunge auf die Straße zurück, angestaunt und stark beneidet von allen zuschauenden Gefährten. Das Fuhrwerk mit seinem kläffenden, balgenden Hundegesolge zieht unterdes langsam vorüber; die Straße ist vom ärgsten Unrat gesäubert, freilich doch noch lange nicht blank und rein. Inzwischen vermehrt sich langsam die Zahl der Händler, der Gemüse- und Früchteverkäufer, die ihre Waren zu Markte bringen. Lange Reihen von Eseln trotten hintereinander, und jeder davon trägt zur Seite hohe Körbe, bepackt mit den Erzeug-

nissen des Landes. Der Wagenverkehr ist nur auf wenige Straßen beschränkt; die Mehrzahl der Gassen und Gäßchen ist dafür zu eng. Den Saumpfadern des Hochgebirges vergleichbar, bieten sie nur ein holpriges, aus rohen Steinplatten bestehendes Pflaster und führen steil, oft in wirklichen Treppen bergauf und ab. Auf ihnen gehen dann lediglich menschliche Träger, welche, tief nach vorn gebückt, die Gegenstände auf einen breiten, mit Schulterriemen auf dem Rücken gehaltenen Brett fortschleppen oder schwerere Lasten zu zwei an einem gleichfalls auf den Schultern ruhenden Balken zwischen sich tragen. Daneben sind Esel, Maulesel und kleine Bergpferdchen die einzigen Vermittler des Verkehrs. Nur in den wenigen Hauptstraßen finden die kreisenden, mit schmutzigen Büffeln bespannten Karren vom Lande Raum. Am häufigsten aber sind die Lastesel. Auf ihnen, angebunden an ein hohes, aufrecht zu beiden Seiten stehendes Brett, befördert der Fleischer seine geschlachteten Hammel, auf ihnen wie bei uns in verflossenen Zeiten der Müller seine Mehlsäcke, der Bäcker seine Brote, auf ihnen der Gewerbetreibende seine Waren, der Landmann seine Bodenerzeugnisse jeglicher Art. Neben diesen Landleuten und Händlern, alle in türkischer Tracht, mehren sich nun allmählich die eigentlichen Ausrufer und Verkäufer, die mit einer Wage in der Hand herumgehen und den Kleinhandel betreiben. Sie tragen über der Schulter ein leichtes, langgeschwungenes Holz, von dessen Enden Riemen herabgehen, welche die flachen, wannenartigen Körbe

mit den Waren tragen. Da liegen herrliche Weintrauben, von lüfternen Wespen umsummt, riesige aromatische Pfirsiche, prächtige, hier in seltener Güte und Saftfülle gedeihende Melonen und Arbusen, grellrote Liebesäpfel, gewürzige Paprikaschoten und alle möglichen andern Sorten von Baum-, Feldfrüchten und Gemüsen. Selbst die schweren, wahrscheinlich mit schnellen Dampfschiffen aus Ägypten bezogenen Fruchttrauben der Banane sah ich von zwei Männern an einer Stange vorübertragen, ein lebendiges Bild der israelitischen Rundschafter, die traubenbeladen aus dem gelobten Lande in das Lager Josuas zurückkehrten. Der einzige Umstand, der das Verlockende dieser köstlichen Früchte etwas beeinträchtigt, ist, daß die Träger überaus unsaubere Kerle sind, die in ihren großen schmutzigen Turbanen, verblichenen und zerlumpten Kleidern und braunen, sonnenverbrannten Gesichtern zwar zuweilen ganz malerisch aussehen, aber einen abendländischen Sinn wenig zum Kaufe einladen. Erst nachdem man eine gründliche Abwaschung an ihm vorgenommen, hat man den vollsten Genuß dieses hier eben so vorzüglichen wie billigen Obstes. Die Straße ist jetzt völlig belebt von diesen Verkäufern, die in allen Tonarten und Tonsfällen ihre Waren ausrufen und von denen jeder den andern durch Leidenschaftlichkeit des Angebots zu übertreffen sucht. Bäcker, welche Süßigkeiten feilbieten, Männer, die schwere Gebunde lebender, dann und wann laut aufgackernder oder schnatternder Hühner und Enten tragen, Fischer mit allerlei seltsamem Seegetier, halbwüchsige Bursche mit Zeitungen,

Zündhölzern und allem möglichen andern Zeug mischen ihre Stimmen dazwischen. Hell schallt durch das sumfende Stimmengewirr der Ruf des Milch- und Wasserverkäufers. Beide haben ihren Vorrat in Fäßchen, von Farrenwedeln und Pinienzweigen beschattet, zur Seite ihres Esels und lassen ihn durch einen Kranen unten in die Gefäße der aus den Häusern hinzueilenden Kunden ab. Gegenüber meinem Balkon unter einem Thor stehen, an die Wand gelehnt, etliche Männer und Jungen und schauen emsig nach dem Schuhzeug der Vorübergehenden, namentlich der Fremden. Sehen sie ein Paar beschmutzter oder bestaubter Stiefeln, so erheben sie ihre Stimmen und schlagen mit der Rückseite einer Bürste heftig etliche Male auf ein vor ihnen stehendes, durch Messingbeschlag verziertes schwarzes Holzkästchen, um dadurch die Aufmerksamkeit zu erregen. Es sind Stiefelwischer, Meister in ihrem Fach, die mit unglaublicher Gewandtheit dem bestaubten Schuhzeug wieder Eleganz und Ansehen zu verleihen wissen. Nahe dabei haben einige Rasierer ihren Stand und scherenden auf kleinen Stühlchen sich niederlassenden, verschönerungsbedürftigen Türken Bart und Haupthaar. Auch Dienstmänner stehen in der Nähe und lauern auf Fremde; Dolmetscher geringerer Güte bilden wieder eine andere Gruppe. Die bessern der letztern, die Dragomans, gehen in Gasthöfen aus und ein, sind verhältnismäßig gebildet, jedenfalls, über die in ihrem Bereiche und Gesichtskreise liegenden Sachen gut unterrichtet und verdienen Vertrauen, aber noch mehr Geld. Sie haben

allerlei Beziehungen, wissen überall hinzukommen, führen uns von und zu den Dampfeln, haben alle Fahrpläne im Kopfe, fahren und laufen für ihre 10 Francs den Tag mit dem Fremden nach allen Sehenswürdigkeiten, bis zu den „süßen Wassern“ von Europa und Asien, benehmen sich anmaßend und hochfahrend gegen alles geringere Volk, scheuchen durch erbohte Blicke und drohende Gebärden die zudringlichsten Bettler ab, sind, mit einem Worte, notwendige Übel der Türkenhauptstadt und des ganzen Orients. Ihrer Nationalität nach sind es nur höchst selten echte Türken, meist Griechen, Armenier, Juden, Levantiner und andere Leute.

Zwischen den auf der Straße wandelnden echt morgenländischen Gestalten tritt allmählich immer stärker das abendländische Element auf. Die Geschäftsstunde naht, und zahlreiche Kaufleute und Commis eilen ihren Bureau und Warenlagern zu. Es sind auch hierunter nur wenige Türken, die sich ungerne mit dem Handel befassen; Juden, Armenier und Griechen walten vor. Alle sind geriebene Jünger Merkurs, besonders aber die Armenier und Griechen, von denen die letztern zumeist den Großhandel und oft bedeutende Vermögen in Händen haben.

Hell und schmetternd ertönt mitten durch das Gewühl und Gesumme des sich drängenden Volkes heller Trompetenschall. Der bekannte Ruf „Die Musik kommt“ wirkt elektrisierend bei allen Abendländern; hier im Orient ist man gleichgültiger gegen solche Effekte; aber alles weicht zur Seite aus, um dem heranrückenden

Militär Platz zu machen. Jetzt schweigen die Trompeten; einen Augenblick tritt Stille ein, aber dann beginnt mit hellem klingenden Spiel die ganze Regiments-Musik. Es ist ein Zuvaven-Regiment, das gerade vorüberzieht, fast alle Soldaten desselben sind Neger mit mächtigen, grünen Turbanen auf den schwarzen, krausen Wollköpfen, bunter türkischer Uniform und opankenartiger Fußbekleidung. Der Musik voran schreiten vier stattliche Kerle mit Schurzellen und großen, blanken Beilen über der Schulter, prächtige Gestalten, schwarz wie Ebenholz und von trefflicher Haltung. Hinter der Musik her reiten Offiziere auf wunderschönen, echt arabischen Rossen. Es sind herrliche Tiere mit klugen Augen, schlankem Körper, zierlichen Gazellenfüßen und schön geschwungenem, seidenweich hinfließendem Schweif. Die Haltung der Truppen ist gut, die Bekleidung besser, als man gewöhnlich annimmt. Alle diese Vorzüge des türkischen Militärs hatte ich am Tage vorher durch den Augenschein kennen gelernt, als mir bei Gelegenheit des zehnten Jubiläums des Regimentsantritts des Padischah und einer dabei veranstalteten prunkvollen Truppenschau die Ehre zuteil wurde, unserem Landesmanne, dem um die Entwicklung des türkischen Heerwesens so verdienten General von der Goltz Pascha, vorgestellt zu werden. Aus dessen Mund erfuhr ich dann viel Lobendes über das türkische Heer, besonders aber über den türkischen Soldaten als solchen, über seine Ausdauer, seine Genügsamkeit und seine aus religiösen Ansichten entspringende Todesverachtung. Statt-

liche Gestalten sah ich da vor allen bei den Regimentern, bei denen vorwiegend Kaukasier stehen, aber auch die Araber, die Albanesen oder Skiptaren liefern ansehnliche mutstrahlende Leute.

Inzwischen ist das Militär vorübermarschiert, und das Volksgetriebe schlägt hinter ihm gleich den flutenden Bogen eines Stromes zusammen. Die Mittagsstunden nahen indessen, und das Getriebe erreicht seinen Höhepunkt. Ein wahres Gewimmel von bunten Trachten drängt sich am Auge vorüber. Hier geht ein Trupp von Türken, vermutlich aus Asien. Sie tragen lange, farbenreiche Kaftans, weiße oder blaue, arg bestaubte Bluderhosen und große weiße Turbane. Daneben schreitet würdevoll ein Priester in weißer Gewandung einher. Derwische mischen sich darunter. Eben geht einer von den „tanzenden“ vorbei, die wir tags vorher bei ihren schrecklichen religiösen Übungen gesehen hatten. Er hat eine lange, braune wollene Decke um den Körper geschlungen und auf dem Kopfe einen zuckerhutförmigen Hut aus Filz und von denselben grau-braunen Farben; seine Füße sind unbekleidet. Ich erkenne ihn sogleich wieder, aber das gestern so entstellte, schweißtriefende Gesicht mit den starren Augen blickt heute heiter und neugierig nach all den schönen ausgestellten Sachen in den Schaufenstern. Soldaten, Offiziere in hübschen sauberen Uniformen, Matrosen aller Nationen sieht man beständig; eine große Zahl von Mulatten und Negern macht sich bemerkbar. Unter den Negerweibern sind die meisten von abschreckender Häßlichkeit, viele gehen ver-

schleiert, man sollte meinen, um die Vorübergehenden nicht zu erschrecken. Aber auch echte Türkinnen sind zahlreich unter den vorbeigehenden Leuten vertreten. Die besser gestellten tragen lange, seidene, dominoartige Gewänder mit schillernden Farbentönen. Die Füße stecken in Dpanken, Stiefeln oder Pantöffelchen. Das Gesicht ist tief verschleiert; um die Stirn herum geht ein breiter Streifen, wie bei unsern Nonnen, von unten her deckt ein Tuch das Antlitz über den Mund bis herauf zu der Nase. Somit bleibt wenig frei, im Falle nicht, wie bei etlichen Kofetten, der Schleier von durchscheinender Feinheit. Gegen das wenige Sichtbare aber schützt oben drein noch ein bei jeglichem Wetter aufgespanntes und klug gerichtetes grellfarbiges Sonnenschirmchen. Die meisten dieser Frauen gehen wirklich still und offenbar in der Absicht, möglichst wenig bemerkt zu werden, ihren Weg; jüngere treibt indes doch ab und zu die Neugierde, etwas freier die Blicke herumschweifen zu lassen. Sieht man die Gesichter unverschleiert oder doch halb enthüllt, wie wir es bei den Seefahrten oft bemerkten, so gewahrt man manche interessante Erscheinung. Nur haftet allen eine krankhafte Blässe an. Seltsam leuchten dann die dunklen großen, üppig bewimperten Augen aus diesen bleichen ovalen Gesichtern auf; nur bei jüngeren Mädchen sehen wir fröhliche Züge und frischere Farbe. Die Haremsdamen der vornehmen Türken kommen nicht zu Fuß auf die Straße; sie fahren in den glänzenden Karossen, die dann und wann vorüberfahren, auf denen reich gekleidete Kutscher und Bediente sitzen und an denen

schmale Spalten und kleine rundliche Öffnungen die Stelle der Fenster vertreten. Abendländische Frauen würden sich bei allem Glanz, ganz abgesehen von allem andern, für die Ehre bedanken, in solchen Kasten spazieren zu fahren. Jetzt fesselt ein türkischer Priester unseren Blick und lenkt ihn von dem glänzenden Wagenzuge ab. Dieser Geistliche hat ein würdiges Äußeres; er trägt einen langen schönen Vollbart. Über seinem dunkelgelben Leibrock hängt ein langer hellgelber Talar; schwefelgelbe Pantoffeln, weiße Strümpfe und ein blendendweißer Turban, in dessen Mitte noch ein kleiner roter Fez liegt, vollenden seinen prächtigen Anzug. Andere tragen um den Turban noch ein grünes Tuch geschlungen; es ist dies das Zeichen, daß sie die heilige Fahrt nach Mekka schon einmal gemacht. An diesem Türkenpriester in seiner farbenreichen Kleidung eilt jetzt gerade ein griechisch = orthodoxer Pope mit schwarzem Talar und hohem schwarzem Barett vorbei, und etliche katholische Nonnen gehen langsam mit gesenkten Blicken einher. Überall zwischen den eintönigen Farben der Trachten der abendländischen Bevölkerung schimmern grelle Farben, leuchten bunte Gewänder, rote Fez, verschiedenfarbige Turbane, hell glänzende Schirme. Das Abbild eines Kölner Karnevals beim dichtesten Menschengewühl ist vor uns aufgetaucht. Nur die Scherze fehlen, das Gelächter; fast alles schaut ernst und bedächtig drein, vor allen andern thun dies die Türken.

Mittag ist vorüber; das ärgste Treiben hat nachgelassen; die Sonne strahlt heiß auf die Straße und

blendend auf den weißen hohen Hausgiebeln. Mir gegenüber vor einem schönen Kaufladen liegt eben ein Rudel Hunde von sechs Stück und hält friedlich sein Mittagsschläfchen. Alle Leute weichen ihnen aus; niemand kehrt sich an sie. Da öffnet sich am Laden gegenüber plötzlich die Thür und ein Ladendiener springt mit einem Prügel heraus, versetzt mit affenartiger Geschwindigkeit jedem der armen Köter einen Schlag, geht zur Hausthür zurück und schaut von dort freudig grinsend den armen Tieren nach, die laut aufwinselnd sich einen andern Ruheplatz bei weniger ungestlichen Leuten suchen. Der Mensch gegenüber ist offenbar kein Türke, ein solcher wird kein Tier mißhandeln, selbst wenn es ihm die Käufer vom Schaufenster fernhalten sollte; im Gegenteil sah ich mehrmals, wie Türken ihnen Wasser in alten Schüsseln reichten und wie vor einem Derwischkloster ein Mönch ein eigens dafür in den Stein gehauenes Becken mit einem Strohwisch reinigte und frisches Wasser für die Hunde hineingieß. Die Tiere wußten das, standen schwanzwedelnd und vergnügt zur Seite und tranken nach Herzenslust, sobald der Derwisch sich entfernt hatte.

Der vorbeifahrende Sprengwagen spendet endlich der Straße ein wenig Kühlung. An seinem hinteren Ende hängt ein langer Schlauch mit einer Brause, den schleudert ein Mann im Fahren hin und her und sorgt, daß das Wasser allenthalben hinkommt, genau so, wie man es auf den Straßen Wiens bemerkt. Vielleicht ist der Brauch von dort herübergenommen, wie manches

andere, selbst in der Sprache. Heißt doch der Schaffner in der Türkei nach dem bekannten Rufe „fertig!“ der österreichischen Bahnbeamten vor Abgang eines Zuges einfach „Fertitschi.“ Wie mag vielleicht dereinst einmal ein Philologe vergebens nach dem dunkeln Stamme dieses rätselhaften Wortes suchen!

Hatte ich am Morgen meinen Beobachtungsposten zum Besuche einer deutschen Bierkneipe unterbrochen, die in der Nähe liegt und in der man neben gutem Speisezettel echt Münchener, Wiener und Pilsener Bier in guter Qualität, freilich zu entsprechenden Preisen findet, so verließ ich ihn am Nachmittage zur Table d'hôte des Gasthofs, die glücklicherweise nicht den Öl- und Süßigkeitsreichtum einer echt türkischen Küche aufwies, vielmehr ganz nach französischer Art ausfiel. Nach dem Essen gehe ich in der Nähe in ein Kaffeehaus, bestelle eine Tasse Kaffee, der samt dem Saß, welcher das halbe Gefäß füllt, in ungeheuerlicher Süße in winzigen Täßchen gereicht wird, und schaue dem Straßentreiben weiter zu. Um mich herum sitzen oder hocken etliche Türken und rauchen die brodelnde Wasserpfeife, Kinder und Erwachsene kommen heran und bieten mit neapolitanischer Zubringlichkeit allerlei Sachen zum Kaufe an. Ich biete für einen Gegenstand ein Fünfstel dessen, was man dafür fordert, lediglich um dadurch den lästigen Menschen los zu werden, aber erhalte zu meinem Staunen das nicht Gewünschte. Bettler mit verstümmelten oder verkümmerten Gliedern hinken und rutschen ab und zu auf dem Trottoir herum; man giebt für sie manche

der kleinen durchlöchernten 10 Paramünzen aus, denn alle kann man eben nicht abweisen. Ganz besonders zudringlich sind die jugendlichen Bettler. Sie hängen sich jedem, der nicht barsch auffährt, im wahren Sinne des Wortes an die Rockschöße. Einen meiner Reisegefährten in Konstantinopel, einen gar zu freundlichen Wiener Baron, begleiteten immer ein halbes Duzend; ihn ließ ein kleines sechs- bis achtjähriges Zigeunermädchen gar nicht mehr los, zupfte ihn beim Arm, bettelte und quiekte genau wie ein kleines Schweinchen und begleitete uns von Pera herüber bis nach Stambul. Auch von diesen Bettlern sind die wenigsten echte Türken.

Die allmählich eintretende Kühle des Abends lockt nun auch den Schwarm der Erholungsbedürftigen heraus. Die Zahl der verschlossenen Haremskutschen mehrt sich, daneben auch die der offenen Wagen, in denen reiche, hier ansässige Abendländer und Levantiner mit ihrer Familie ihre Spazierfahrt machen und die erquickende, feuchte Seeluft, die vom Bosporus und schwarzen Meer herüberweht, genießen. Durch elegante Toiletten zeichnen sich unter diesen Reichen besonders die Levantinerinnen aus, die als genuß- und pußsüchtig, es scheint durchweg mit Recht, verschrieen sind. „Willst du dich schnell ruinieren, so nimm eine Levantinerin zur Frau“, sagen die Italiener sprichwörtlich. Schade, daß sie bei all ihrem Leichtsinn meist noch sehr hübsch sind, so wird denn die Warnung leicht überhört. Ebenso zahlreich, wie die der Wagen, ist auch

die Menge der Reiter. Hinter dem Pferde der Türken läuft dann meist ein Diener her, barfüßig, keuchend, bei Hitze und Staub ohne zu ermatten, stundenweit. Das Drolligste indes bleibt die Pferdebahn. Sie ist jetzt am Abende ganz besetzt. Vorn im Abteil sitzen nur Männer, im hinteren kleineren Raume lediglich Frauen und kleine Kinder. Vier große Maultiere sind davor gespannt, oft sogar auf steilen Straßen sechs, just wie in Portugal. Vor dem an und für sich schon drolligen Wagen, der entsetzlich altertümlich aussieht, wengleich er auch neueren Datums ist, läuft ein barfüßiger zerklumpter Kerl mit einem groben Stecken her. Er ermuntert durch Zuruf und Schläge die Pferde, er warnt die Vorübergehenden, er schreit und lärmt ohne Unterlaß und prügelt gelegentlich einen dem Wagen zu nahe gekommenen oder auf dem Geleise liegenden Hund. Während ich dem Treiben noch zusehe, entsteht plötzlich wieder eine große Bewegung unter den umherlaufenden oder aus dem Schlafe erwachenden Hunden. Ein altes Tier hat durch etliche langgezogene Rufe die übrigen alarmiert und nun jagen alle mit dem Ausdrucke der höchsten Wut und fürchterlichem Gebell davon. Die Sache klärt sich bald auf. Ein Herr kommt mit einem Neufundländer vorüber und diesem galt die Erbitterung. Indes wagt keiner, ihn im Beisein seines stoßbewaffneten Herrn thätlich anzugreifen, während sie ihn allein bei Nacht unfehlbar ohne weiteres zerfleischen würden, wie es häufig einem solchen fremden Eindringling geschieht. So begnügt sich denn die Quartiermeute, ihn

mit wütendem Gebell bis zur Grenze ihres Bereiches zu begleiten, wo eine inzwischen durch den Lärm hinzugerufene Rotte das fernere laute Gefolge übernimmt. Kleinere Hunde, die einmal bekannt sind, werden indes von den Hunden des Quartiers stillschweigend geduldet, aber sie dürfen nicht darüber hinaus; auch Katzen sieht man ohne Furcht und friedlich zwischen ganzen Gruppen unserer „verwilderten“ Hunde umherspazieren. So ist denn der einmal gebräuchliche Name „verwildert“ eigentlich recht unpassend gewählt; es sind vielmehr, abgesehen von einigen ihre angestammten Rechte berührenden Fragen, recht gutmütige Geschöpfe, und wenn man einige im Vorübergehen durch hingeworfene Brotdroben erfreut, wandeln sie schwanzwedelnd und lieblosend familien- und truppweise weite Strecken wie zugehörig hinter uns her.

Unterdessen bricht die Nacht herein. In den nach der Straße zu offenen Kaufläden und Werkstätten einer hier einmündenden Seitengasse herrscht bereits ägyptische Finsternis. Neben uns in einem Kaffeehause spielen etliche türkische Musikanten auf Streich- und Holzinstrumenten ganz abscheuliche, näselnde und eintönige Weisen, die mir nach den kurz vorher so oft genossenen feurigen Klängen der ungarischen Zigeunerkapellen doppelt lästig werden. Allmählich verstummt auch diese Musik und ebenso das laute Getriebe der Straßen. Nur einzelne Leute wandeln noch einher, aber schon tönt das Signal des Nachtwächters, der mit einem langen, hölzernen metallbeschlagenen Stabe ab und zu

auf das Pflaster aufstößt, was einen helltönenden Klang hervorbringt und seine Anwesenheit den Guten zum Ruß, den Bösen zum Trutz weithin durch die stillen, nächtlichen Straßen verkündet. Im übrigen waltet er milde seines Amtes und wehrt dort den armen, kleinen Kindern nicht, die sich eben eine geschützte Ecke vor einem Hause als Nachtlager erwählt haben und sich ermüdet auf einen Sack auf dem Trottoir zum Schlase hinstrecken.

Runmehr trete auch ich den Heimweg an. Vom Goldenen Horn herauf schimmert an einer freien Stelle ein unabsehbares Lichtermeer, das sich fern zu den gegenüberliegenden schwarzen Höhen hinzieht und einen glitzernden Widerschein in die dunkle Flut des Golfes wirft. Über diesem glänzenden Bilde aber strahlt der helle Sternenhimmel in seiner ganzen südlichen Pracht.

20. Eine Sommerreise durch Griechenland.

Eine trübe unruhige Nacht lag hinter uns; aber beim ersten Tagesgrauen beruhigte sich das Meer, und als hinter purpurnen Wolkenbänken nun endlich die strahlende Sonne aufstieg, sah sie unseren Dampfer bereits mitten in der Straße der Dardanellen gegen Westen steuern. Das rötliche Morgenlicht verlieh den nackten Uferbergen Leben und Anmut, und die gelblichen Festungswerke auf den meerbeherrschenden Anhöhen schimmerten im freundlichsten Glanze. Zahlreiche Dampfer und Segelschiffe begegneten uns auf dem schmalen Meeresarm und belebten die schöne Landschaft, von deren großen Erinnerungen Sage und Geschichte reden. Dort stand das Schloß, wo Hero lebte; über diese bewegte Meeresfläche, durch welche eine starke Strömung aus dem Marmarameere heraus ins Ägäische zieht, schwamm allnächtlich Leander zu seiner Geliebten hinüber, bis ein Sturm ihn überraschte und die Leiche in wilder Nacht an das Gestade spülte. Und wenn wir höher steigen und von der Kommandobrücke aus Umschau halten, dringt der Blick weiter über die flachen Strandhöhen hinweg und fällt auf eine ausgedehnte einsame Ebene, das Trümmerfeld von Troja. Hier stand die einst so stolze Stadt, vor deren Thoren die

Griechen kämpften, deren Thaten unsterbliche Gesänge preisen. So weist die Geschichte von diesem Orte bereits hinüber zu dem nahen klassischen Boden Griechenlands, dem wir entgegenfahren; und als wir gegen Mittag die letzten Bergzüge und Inselgruppen Kleinasiens am Horizonte untertauchen sahen, hatten wir mit unseren orientalischen Erlebnissen abgeschlossen und harrten erwartungsvoll dem ersten Gruße von Hellas entgegen. Inzwischen aber bereitete uns das Meer noch einen prächtigen Anblick. Zwar lachte der Himmel im klarsten Blau, aber weiße leichte Wolkenzüge eilten vor ihm her, und ein heftiger Wind segte über den Meeresspiegel. Immer höher begannen die Wogen sich aufzubäumen; bald schossen weiße sprühende Schaumkämme über die blaue Fläche einher, rauschende Fluten brachen sich in dumpfem Anprall am hohen Kiel, und der mächtige Dampfer schwankte in schwerer rollender Bewegung. Als es am Nachmittage zur Tafel läutete, war ich außer den Kapitänen und Steuerleuten der einzige, der sich zu Tische setzte; über die anderen Passagiere herrschten die Schrecken und Nöte der Seekrankheit. Endlich gewahrten wir vor uns in blauer Ferne zwei bleiche Bergzüge. Höher und höher wuchsen sie am Horizonte empor, weiter und weiter dehnten sie sich in die Breite, und als wir näher kamen, entfalteten sie einen Reichthum zerklüfteter Thäler, hoher Bergkämme und imposanter Gipfel. Es waren die Inseln Euböa und Andros, zwischen denen durch die Meeresstraße hindurch unser Dampfer seinen Kurs verfolgte. Grüne Bergweiden

lagen angelehnt an weiße Felswände, kleine Häuschen grüßten herüber, und ferne blaue Rauchsäulen schwebten über dem schluchtenreichen Berglande. Am Fuße der Inseln aber umrauschte das aufgeregte Meer den felsigen Strand mit aufsprühender milchiger Brandung.

Für die Opfer der Seekrankheit war inzwischen Linderung eingetreten; jenseit der Inseln, welche den Wogenprall des offenen Meeres dämpften, wurde die See ruhiger, und auf die Spitze des leicht geschaukelten Schiffsbugs gelehnt, schaute ich dem Zuge der fernen Gebirge entgegen, welche bereits Attikas geheiligten Boden verkündeten. Es war ein wundervoller Abend. Die Sonne sank mit glühendem Rot ins purpurne Meer und sandte dann in ausloodernden Feuerwolken ihre erlöschende Glut bis hoch zur Himmelshöhe hinan. Die fernen Berge tauchten sich in violette Farbentöne, nur in die tiefen Thäler und Schluchten sank düsteres Blau. Dann nahm die Dämmerung überhand; ein blaßes Stahlblau floß über die Meeresfläche, nur die weißen Wogenkämme leuchteten noch in hellem Schein. Die fernen Berghäupter und Felskämme aber zogen, gleich den darüber gelagerten Wolkenbändern, ihre grauen, trüben Nachtmäntel an. Es war völlig Nacht geworden, als wir das schroffe Vorgebirge Sunion erreichten, und nur im matten Sternenscheine sahen wir die hohen zerfallenen Säulen des weltberühmten Kap Colonna, der äußersten Südspitze der Halbinsel von Attika. Ein rötlicher Widerschein an der Höhe eines Wolfenzuges verkündete die Stelle Athens. Dann tra-

ten näher den dunklen Bergmassen helle Lichter auf, bunte Signalleuchten verkündeten die Nähe eines Hafens. Immer weiter zog sich der Halbkreis freundlicher Lichter am stillen Gestade entlang, und um Mitternacht liefen wir langsam und geräuschlos in den sicheren Hafen des Piräeus. Es war $\frac{1}{2}$ 1 Uhr geworden, als rasselnd der Anker unseres Schiffes fiel und die nächtliche Stille unterbrach. Wir blieben in der lauen Nacht an Deck, ergöhten uns an dem glitzernden Widerschein der Uferbeleuchtung auf der schwarzen Fläche der Bucht und lauschten den fernen Liedern aus den Matrosenschenken, welche die stille Luft gemildert zu uns herübertrug.

Nachdem der Tag angebrochen war, kamen etliche Barken mit Beamten der Zollstation herangerudert, und bald darauf konnten wir in einem Kahn ans Ufer setzen. Zum erstenmal seit unserem Eintritt in den Orient erlebten wir wieder einmal eine prompte Gepäckrevision und saßen schon wenige Minuten später in einem offenen Wagen, der uns nach Athen bringen sollte. Die Stadt Piräeus, welche wir zunächst durchfuhren, macht einen entsetzlich profaischen Eindruck trotz all ihres Aufschwungs. Selbst der idealste aller klassischen Philologen mußte hier aus seinen Träumereien der Vergangenheit gründlich in eine nüchterne Gegenwart gerissen werden. Hohe kahle weiße Häuser, schmucklos und kasernenartig, fassen die Straße ein, grelles Sonnenlicht blendet allenthalben das gequälte Auge. Zolltiefer Staub überlagert den Boden und erhebt sich beim gelindesten Windhauche zu hochaufsteigenden, den Atem beengenden Wolken. Alle

Gegenstände, alle Sträucher und Bäume sind von ihm überzogen, und die ohnehin schon melancholischen Oliven erscheinen noch eintöniger in diesem gelblichen Überzug. Im Frühlinge mag hier alles ganz reizend sein; im Sommer ist jedenfalls der Piräeus ein verzweifelter Aufenthalt, dem nur das nahe schöne Meer mit seinen Schiffen einige Abwechslung verleiht. Umwirbelt von Staub, umknallt von der Peitsche unseres nach echt südländischer Art seine Gäule beständig mißhandelnden Kutschers, so jagten wir auf der tristen Landstraße den Bergen zu. Rings stehen zerstreute Ölbäume auf dem von aromatischen Kräutern bedeckten dürrn Boden; sie bilden noch den nämlichen Hain, der schon zu den Zeiten des Perikles die Gegend zwischen Athen und dem Piräeus bekleidete. Und unter diesen, durch Alter geheiligten Bäumen gehen zahlreiche, zeittotschlagende Schützen einher und lauern auf harmlose Wachteln und Singvögel, welche auf ihrer Reise nach Süden für kurze Stunden hier Rast und Nahrung suchen. Alle Augenblicke knallen die Schüsse dieser Herren, denen jede sinnige Naturliebe zu fehlen scheint, durch die stille, heiße Umgebung. An einer Schenke halten wir etliche Minuten und kosten den aus Mastixharz bereiteten, hier sehr beliebten Branntwein, der unserem Gaumen freilich nicht mundet und versuchen die ersten Trauben Attikas von wunderbarer Größe und bestem Wohlgeschmack. Dann geht's weiter. Vor uns tauchen etliche Berggipfel aus der trüben, schwülen Morgenluft auf. Zu beiden Seiten derselben ziehen sich ferne scharfe

Bergzüge hin. Wie wir näher kommen, erkennen wir deutlicher die Baureste, welche den einen dieser Regel krönen, und bald enthüllen sie sich in bekannten Säulenhallen und Tempelresten als die Akropolis, der Stolz des Altertums, die Perle aus klassischer Zeit. Aber einstweilen noch hemmt die Umgebung den Schwung unserer Begeisterung und lenkt unsere Blicke auf das Straßenbild Athens, zwischen dessen Häusern wir jetzt dahinrollen. Die Stadt macht einen stillen, aber reinlichen Eindruck. Nur der Staub fehlt auch hier nicht und verleiht allem seinen grauen Anstrich. Aber er ist eben eine Landeseigentümlichkeit, in dem zerreiblichen Kalk- und Marmorboden, auf dem Athen steht, begründet, und er wirft keinen Vorwurf auf den Ordnungssinn der Bewohner; denn selbst dem Herkules würde es schwerer gefallen sein, ihn zu beseitigen, als den Augiasstall zu reinigen. Die Häuser Athens sind hoch und blank, fast alle aus massivem Stein erbaut und zum Teil von vornehmem Äußeren. Ihr ganzer Stil ist vollkommen modern, kein Anklang an den Orient ist hier mehr zu finden, aber damit zugleich ist auch wenig Originalität geblieben. Die wenigen Prachtbauten sind nicht genügend, um der Stadt ihr Gepräge aufzudrücken, und der Totaleindruck, wenn man von den kostbaren Ruinen der Vergangenheit absieht, hinterläßt unstreitig Langeweile, welche die verhältnismäßige Stille auf den Straßen und der sehr geringe Handelsverkehr nur noch verstärken. An einem heißen, staubigen Sommertage, bei ca. 28° R. im Schatten,

ist man freilich geneigt, die Sache etwas besonders trübe anzuschauen, immerhin aber bleibt Athen für fast alle Fremden weit hinter den Erwartungen zurück. Daran ist nicht zum geringsten Theil die Vergangenheit schuld, welche uns leicht Phantasiegemälde bilden läßt, die in die Wirklichkeit nicht hineingehören; denn im allgemeinen ist Athen in lebhaftem Aufschwung begriffen, trotz seiner ungünstigen Lage, zwar auf klassischem Boden, aber zu weit dem lebenspendenden, reichthumführenden Meere. Der mächtig entwickelte nationale Sinn der Neugriechen aber scheint alle diese Hindernisse der natürlichen Lage zu überwinden, und aus einem armseligen türkischen Dorfe zur Zeit der Osmanenherrschaft hat sich die Hauptstadt des neuerstandenen Hellenreichs nunmehr bereits zu einem ansehnlichen Plage mit stattlichen Häusern, modernen Anlagen und mannigfachen Pflegestätten für Kunst und Wissenschaft emporgeschwungen. Reiche Griechen, die im Auslande bedeutende Vermögen erworben, vergessen selten, wie leider mancher Deutsche es thut, ihre Heimat. Gern kehren sie später auf deren Boden zurück, setzen sich in Athen zur Ruhe, befördern dessen Emporblühen durch ihren Anfenthalt, oder verherrlichen, wenn ihre Rückkehr unterbleibt, wenigstens durch hochherzige Stiftungen ihren Namen in dem Andenken ihrer Landsleute.

Den ersten Tag über rasteten wir in unserem Hotel, schlenderten durch die Straßen Athens und besuchten die größeren Kaffeehäuser der Stadt, vor denen man, nach echt südländischer Sitte auf den Trottoirs

sitzend, angenehmste Gelegenheit findet, dem Leben und Treiben der Leute draußen zuzuschauen. Die Trachten sind durchweg fränkisch; die nationalen treten dagegen sehr zurück. Immerhin aber schreiten noch manche Griechen von den benachbarten Inseln vorüber, welche ihre nationale Kleidung beibehalten haben; auch echte Patrioten von altem Schrot und Korn tragen sie den Jüngern zum Trotz zuweilen mit selbstbewußter Vorliebe. Diese Tracht erinnert auffallend an das Kostüm einer Ballettänzerin. Das gebauschte kurze und gespreizte Röckchen, die hohen Strümpfe, die spitz zulaufenden Pantoffeln mit den großen Quasten an der Spitze, dazu das kokette fezartige Mützchen, alles stimmt zu diesem Vergleich und gewährt einen Eindruck, der eigentlich nach unseren Begriffen wenig zur Hebung der männlichen Gestalt beitragen kann, vielmehr auf mich stets einen bedauerlichen Eindruck gemacht hat. Unter den Männern sind viele schöne Gestalten, man sieht viele Züge, auf denen Intelligenz und Thatkraft deutlich ausgeprägt stehen, freilich auch viel mittelmäßige Formen und Gesichter. Die Frauen und Mädchen haben auch manche hübsche oder gar schöne Vertreterinnen; im allgemeinen aber zeichnen sie sich nicht besonders aus, und manche Gebiete Italiens und fast ganz Spanien übertreffen nach meinen früheren Erinnerungen in dieser Hinsicht das Heimatland der ehemaligen klassischen Frauenschönheit. Übrigens ist Athen ja nicht mehr von rein griechischer Bevölkerung bewohnt. Nirgends, selbst nicht auf den Inseln, hat sie sich rein erhalten.

Während all der Handelszüge der regfamen Ufervölker des Mittelmeeres von den ältesten Zeiten her, während der Überflutung durch Kelten, Römer, Slaven und Türken, ist sie stark mit fremden Elementen untermischt worden. Am wenigsten rein ist sie gerade in der Landschaft Attika, wo die Landbevölkerung fast ausschließlich nichthellenischer Abstammung ist und durchweg von Arnavuten oder Albanesen gebildet wird.

Am späten Nachmittag gingen wir vor die Stadt und betraten den freien Platz, auf dem die hohen Säulen des Olympieion einsam und theils zerbrochen emporragen. Nahe dabei steht das Hadriansthor, welches hier auf weiter wüster Fläche wenig erhaben dreinschaut. Zur Seite liegt die Häusermasse der sich anschließenden Stadt, und darüber erhebt sich in schroffen Felswänden der Bergkoloß, welcher die Akropolis trägt. Nach der anderen Seite hin zieht sich der „honigreiche“ Hymettos, nur von bienenumsummten Lippenblütern und anderen niederen Kräuterern überwuchert, wie ein kahler, einziger Felswall in rötlicher Klarheit vor dem tiefblauen Himmel hin. Durch das Hadriansthor führt der Weg an dem Fuße des Burgfelsens langsam hinan. Hier liegen die mächtigen Trümmer des Theaters des Dionysos und des Odeion des Herodes. Zum Teil haben erst neuere Ausgrabungen die Grundrisse und Mauerreste dieser kolossalen Bauten freigelegt. Die feine Ausschmückung des Innern, die wundervolle Marmorbekleidung und manches andere ist indes nur mehr in Andeutungen erhalten geblieben. Die Ausgrabungen

haben sogar Kalköfen bloßgelegt, die in einer späteren Zeit das Marmoraterial dieser Gebäude zum Bedarf ausnutzten. Immerhin bietet sich dabei noch viel Fesselndes und vor allem noch ein recht getreues Bild von der Anlage jener Bauwerke, welche sich die Phantasie leicht zur ehemaligen Vollständigkeit ergänzt. Um die Trümmer des Odeion herum führt ein Fußpfad zwischen Agavengestrüpp und verwilderten Öl-bäumen hindurch steil hinauf zur Akropolis. Über ein Trümmerfeld aus Marmorstücken klimmen wir empor. Schon liegen vor uns die breiten, theilweise noch wohlerhaltenen Marmorstufen, und auf ihrer Höhe ragen in mächtiger Reihe die kolossalen Säulen der Propyläen. Wir ersteigen ihre Plattform, durchschreiten die stillen Gänge und treten hinaus auf den schroffen Vorsprung, welcher die Ruinen des Niketempels trägt. Wundervoll ist der Anblick dieser edlen Trümmer, wundervoller der Ausblick auf die zu Füßen liegende Landschaft bis zum fernen Meere, aus dem die bläuliche Insel Agina auftaucht. Alsdann betreten wir den mittleren Raum der Anhöhe, wo, umgeben von den stolzen Prachtbauten, zahllose Bildsäulen und Weihegeschenke für die Götter Platz fanden und das erhabene eherne Standbild der Athene mit dem blitzenden Helme bis zum fernen Vorgebirge Sunion den Seefahrern stolze Grüße der reichen kunstliebenden Stadt des Theseus hinübersandte. Zur Rechten steht der am besten erhaltene Parthenon mit seinen wuchtigen Säulenhallen, links künden die zierlichen Formen eines anderen Bauwerkes, das Crech-

theion, eine Perle unter den Gebilden der klassischen Baukunst an. Es wäre ein thörichtes Unternehmen, die Verhältnisse und die Ausführung dieser Bauten dem Gebildeten schildern zu wollen. Wir kennen sie aus hunderten von Beschreibungen, aus ebenso vielen Abbildungen und Darstellungen aus allen Gattungen der Kunst. Mir als Laien war es nicht einmal um eine solch ausführliche Betrachtung zu thun, vielmehr überließ ich mich ganz dem weisevollen Totaleindrucke, der eben nur hier in dieser Umgebung auf historischem Platze zur vollen Geltung kommt. Langsam schritt ich die stillen Räume ab, schaute von allen Seiten hinaus auf Stadt und Land und kehrte immer und immer wieder zu den Einzelheiten dieser Stätte zurück, um ihre Formen, ihre Schönheiten wenigstens für diese kurzen Stunden in ihrer ganzen Fülle und Macht zu erfassen. Der Abend kam unterdessen heran, und die scheidende Sonne hauchte über die weißen Marmorsäulen eine warme Glut, welche die edlen Formen zu durchdringen schien. Nur wohin die Schatten fielen, stach von diesem lebenswarmen Tone die kalte Blässe des weißen Marmors wirkungsvoll ab.

Während unser Auge im Anblicke dieses entzückenden Farbenspiels schwelgte, stieg vor dem Geiste die vergangene unsterbliche Größe der alten Zeit empor, welche hier auf dem Burgfelsen der Akropolis ihre schönsten Blüten trieb. Auf diesem Platze, auf dem wir stehen, wanderten Athens große Staatsmänner, hier redeten seine Philosophen, hier standen die unsterblichen

Meisterwerke seiner besten Künstler. Eine glänzende Reihe großer Männer zieht an unserem Gedächtnis vorüber. Zwar ist es keine über Jahrhunderte sich erstreckende Periode der Größe und der Macht, wie sie uns das Forum Roms enthüllt; aber auf einen verhältnismäßig kurzen Zeitraum faßt die Geschichte der Akropolis das Höchste und Beste von ganz Hellas und seiner unvergänglichen Kultur zusammen. So tief hat sie alle späteren Völker ergriffen und durchdrungen, daß wir noch heute zumeist mit unserer Geistesbildung auf ihren Fundamenten stehen und erst allmählich daneben eine neue Natur- und Weltanschauung, beständig von der Gewalt jener klassischen Richtung beengt, sich als Trägerin unserer Kultur der Zukunft entwickelt. Doch nicht nur die Segnungen des Friedens verkünden die Trümmer dieser Stätte, gewaltige Kriege tobten um den steilen Fels, zurückgreifend bis zur dunklen Sagenzeit der Pelasger und des Theseus. Oft fand hier auf der Höhe die bedrängte Bevölkerung Schutz vor dem Überfall neidischer Brüderstämme; von hier aus folgten die Blicke den wegziehenden Kriegern. Dort fern am Abhange des steilen Pentelikongebirges zieht sich noch der helle Weg, auf dem die todesmutige Schar der Athener unter des Miltiades Führung hinüber gen Marathon marschierte, um sich mit heroischer Tapferkeit siegreich dem zehnfach überlegenen Perserheer entgegenzuwerfen. Bis hierhin drang später das Getöse der Schlacht bei Salamis, von wo der bläuliche Golf jetzt friedlich herübergrüßt, auf dessen Fluten einst das

wilde Getümmel der für die Perser so unheilvollen Seeschlacht tobte. Alle die späteren Kämpfe Athens mit dem eifersüchtigen Sparta, mit den Makedoniern und Römern, alle die wechselvollen Schicksale dieses Ortes in alter und neuer Zeit, bis zu dem Einfall der Goten und der Verkommenheit des Landes unter der Tyrannei der Türken, finden auf den Trümmern dieser Berghöhe ihren stärksten Widerhall.

Zu Füßen des steilen Felsens, von dessen Rändern man oft zu schwindelnder Tiefe herabblickt, lag die Stadt. Das Grau ihrer Dächer und das Gelb ihrer Häuser stimmte zu dem gelblichen steinigen Boden des Landes, über den nur wenig Grün einzelner Gärten und Ölpflanzungen ausgestreut war. Jenseit der Stadt ragte der steile Felskegel des Lykabetos und an der andern Seite die niedrige Kuppe des Nymphenhügels, welche die Sternwarte trägt. Rings herum, mit Ausnahme der Meeresseite, ruhten schroffe, kahle Gebirge, aber von gefälligen kühnen Konturen und Linien. Ein entzückendes Violett breitete sich über ihre Häupter und floss an ihren Flächen hinab; purpurne Lichter tupfte die Abendsonne auf die weißen Marmorbrüche und Steinhalden; und das Meer daneben mit seinen schön geschwungenen Gestaden und ruhig hingelagerten Inseln strahlte in rötlicher Pracht. Die Trennung von der Akropolis an diesem Abende wurde mir schwer, und erst als das Abenddunkel über den Schluchten des Hymettos emporstieg und die silberne Mondfichel im nächtlich dunklen Himmelsblau schwebte, trat

ich den Rückweg an. Der Eindruck war nicht geschwächt, als ich schon am folgenden Abende wiederum die Akropolis aufsuchte und das Schauspiel von neuem genoß; und ich that im Stillen Abbitte für die unbedachte Äußerung bei unserer Einfahrt in Athen, daß es schrecklich sein müsse, hier acht Tage lang als Fremder zu hausen. Freilich, es bleibt immerhin ein wesentlich idealer Genuß, bedingt durch die Hülfe der Phantasie und den Reichtum der Sage und geschichtlichen Überlieferung. Der blendend klare, heiße, nüchterne Tag, der Staub und die Einförmigkeit des alltäglichen Lebens zerstören oft genug das zauberische Gemälde, das ein Abend oder gar eine stille, klare Mondnacht unter den Ruinen der Akropolis erweckt.

Mitten in die stillen Sommertage hinein, die wir in Athen zubrachten, fiel ein Ereignis, welches uns ein Bild des regen politischen Lebens enthüllte, in dem das Neugriechentum aufgeht. Es galt, das Begräbniß des verdienten Staatsmannes und Ministers Lombardos zu feiern, dessen eifrige Bemühungen bei Gelegenheit der Vereinigung der Jonischen Inseln mit dem Mutterlande noch in der dankbaren Erinnerung all seiner Landsleute stehen. Schon vom Vormittag an war Leben auf den sonst so stillen Straßen von Athen, und um Mittag herrschte spannungsvolle Erregung unter der ganzen Bevölkerung. Das politische Leben steht hier eben im Mittelpunkt des Interesses, um seine Tagesfragen dreht sich das ganze Treiben der Hauptstadt. Zeitungen und politische Witzblätter von ausgesprochenem

Parteiarakter, Wahlen und Wahlagitacionen sind hier ein wahres Bedürfnis zur Unterbrechung in der Längeweile des alltäglichen Lebens. Theater, Konzerte, wissenschaftliche Veranstaltungen treten dagegen weit zurück, liegen noch in den ersten Anfängen. Dagegen läßt sich die erregte Stimmung in der Bevölkerung zur Zeit einer Wahl fast mit der Begeisterung eines spanischen Volkshaufens vor dem Beginn eines Stiergefehchts vergleichen. Man sollte nun meinen, diese tiefen politischen Spaltungen, diese Leidenschaftlichkeit der gegenseitigen Befehdung, die selbst bis ins geschäftliche und bürgerliche Leben hinabreicht, müßte schließlich zu einer Zersetzung und Zertrümmerung des ganzen Reiches führen. Allein ein allen Parteien gemeinsamer Zug ist stärker, als alle Sonderinteressen, bringt sie alle doch unter eine höhere Einheit. Eine begeisterte und opferwillige Hingabe zum Vaterland verknüpft die ganze Bevölkerung. Der Heldenmut, die Opferfreudigkeit und Todesverachtung, welche die ganze hellenische Welt, trotz ihrer sonst so stark ausgesprochenen Handelsrückfichten, zur Zeit der Aufstände gegen die drückende Türkenherrschaft beseelte, ist noch nicht erkaltet; sie würde auch noch heute, trotz aller Macht der Handels- und Geldinteressen, das ganze Griechentum erfassen, sobald der Zeitpunkt gekommen wäre, entfernte Bruderstämme aus der Fremdherrschaft zu befreien und dem Mutterlande zuzuführen. Diese versöhnende, allen Parteien gemeinsame Vaterlandslicbe zeigte gerade besonders das Begräbnis, dessen Augenzeugen wir waren und zu dessen

Verherrlichung ein jeder das seinige nach Kräften beitrug. Die ganze Garnison in Gala-Uniform war auf den Beinen und zog mit klingendem Spiel durch die Straßen; wehende Fahnen und ein Berg von Kränzen bewegten sich vor dem Leichenzuge her. Der Verstorbene wurde nach griechischer Sitte im offenem Sarge mit voraufgetragenen blumenverzierten Sargdeckel eingehertagen, und alles schaute noch einmal nach dem bleichen Antlitz des Ministers mit dem martialischen grauen Schnurrbart. Hinterher zogen Scharen von Menschen in Civil und Uniform, ohne Ordnung als ein breiter wandernder Strom; erst das Militär, welches den Anfang und Schluß des Zuges bildete, zeigte wieder ein geordnetes Bild nach unserer Sitte. Hernach füllten sich die Caffeehäuser der Stadt mit laut redenden Gruppen, welche ihre Ansichten über die vielen Reden austauschten, die man in der Kirche und am Grabe gehalten hatte. Wir aber suchten den stillen Park des königlichen Schlosses auf, wo hohe Dattelpalmen und immergrüne Bäume das vollständige Bild einer subtropischen Vegetation hervorzaubern.

Den andern Tag lag eine drückende Hitze über den stillen Straßen Athens; die meisten Menschen hielten sich ruhig im Innern der Häuser verborgen. Trotzdem unternahm ich es, um Mittag den Lykabetos zu besteigen, einen schroffen Bergkegel, welcher gleich hinter den äußersten Wohnungen sich erhebt. Tiefer, grauer Staub lagerte auf den Wegen, glänzend weiß standen die Marmorbrüche des Berges im grellen Sonnenlicht.

Der steinige Boden schien ausgedörrt, von weitem gesehen, kahl und pflanzenlos; nur hier und da stand eine kümmerliche Pinie, ein dürftiger verwilderter Ölbaum oder eine stachelblättrige Gruppe starrer Agaven, deren riesenhafte Blütenstände verwekend in die Lüfte ragten. In der Nähe aber bemerkte man, daß auch außer diesen größeren Gewächsen mancherlei Kräuter die steilen Abhänge bedeckten und in zähem Widerstande der Sonnenglut trohten. Zahlreiche Lippenblütler: Lavendel, Thymian, Rosmarin und Salbei hauchten, vom Fuße zertreten, einen süßen aromatischen Duft in die stille, heiße Atmosphäre aus. Eine strauchartige Euphorbia mit keulenförmig angeschwollenen milchstrohenden Stengeln stand in vollem frischen Grün und Blätter-schmuck; hier und dort schauten die mächtigen braunen Zwiebeln der eben den langen Blütenstand treibenden Amarylliden zwischen dem Gestein hervor, und zahlreiche Dorn- und Stachelgewächse überwucherten den harten Boden. Ich sammelte einen dicken Büschel dieser Pflanzen, setzte mich, um auszuruhen, unter den Schatten einer niedrigen Pinie und durchmusterte flüchtig meine botanische Ausbeute. Es waren meist alte Bekannte, die mir schon auf früheren Reisen in den Mittelmeerlandern, in Italien und Spanien begegnet waren; aber auch etliche mir neue Formen waren darunter; das hatte ich erwartet; denn die östlichen Teile der Mittelmeerzone sind eben reicher an Pflanzen- und selbst an Tierformen, als die westlichen. Es scheint, daß eine allmähliche Einwanderung von Gewächsen aus dem in

seiner Flora so reichen Kleinasien nach den westlichen Mittelmeer-Halbinseln Europas stattgefunden hat. Diese Wanderung gleicht in gewissem Sinne derjenigen der Völker aus dem Innern Asiens zu unserem Erdteil. Sie wurde durch die Kultur des Menschen verstärkt und geleitet. Der Ölbaum, die Feige, der Pfirsich, die Aprikose, die Kirsche und eine Menge anderer Nutz- und Kulturgewächse verdankt ihren Anbau in den südlichen Gegenden Europas erst der Einführung aus den Ländern des Ostens. Im einzelnen aber findet man auch hier bei der griechischen Flora die allgemeinen Kennzeichen der Vegetation, wie sie die Uferländer des Mittelmeeres beherbergen, gewahrt. In fast allen Gewächsen gelangt deutlich die Anpassung an ein heißes, trockenes Klima, der Widerstand gegen eine lange Zeit der Dürre zum Ausdruck. Dicker Filz bedeckt die Blätter vieler Labiaten und anderer Kräuter, rückgebildete Blätter und Zweige geben sich in den Dornen und Stacheln anderer Pflanzen zu erkennen. In all diesen Erscheinungen spricht sich das Bestreben aus, die Verdunstung auf das geringste Maß herabzumindern. Andere Gewächse suchen durch Anhäufung klebriger Stoffe, durch Ablagerung von Schleim und Gummi die Feuchtigkeit der Gewebe zu binden und der verdunstenden Einwirkung der heißen Luft zu entziehen. Die Wolfsmilchgewächse, die zahlreichen Fettkräuter: die Sedum- und Sempervivum-Arten, die von Amerika eingeführten, aber jetzt hier verwilderten Agaven und Feigenfakteen (Opuntien), die vielen Zwiebel-

gewächse, voll klebrigen Schleimes in ihren verdickten unterirdischen Theilen, selbst die Harze und aromatischen Öle in den Nadelgewächsen und vielen Kräutern und Stauden bieten dafür deutliche Belege.

Auf dem Gipfel des Lysabettos steht eine winzige griechische Kapelle. Um dieselbe läuft eine schmale Terrasse mit einer steinernen Brüstung. Von hier aus genießt man eine herrliche Rundschau weithin über Stadt und Land. Gegenüber steigt der säulengefrönte Burgfelsen der Akropolis auf, daneben ragt der Nymphenhügel mit dem Ruppelthurm der Sternwarte, und zwischen diesen Höhen und dem Lysabettos liegt die Stadt. Ihre Farbe stimmt zu dem blassen Steinkolorit der übrigen Landschaft; nur spärliches Olivengrün mischt sich hier und da dazwischen. Nach der anderen Seite fällt der Blick in die tiefe Thalschlucht der Eumeniden und steigt jenseit derselben an einem wüsten Steingelände hinauf zu dem kahlen, düsteren Felswall des Hymettos. Daneben, im Hintergrunde des Landschaftsbildes, ziehen sich weithinaus reich geformte, stolze Bergketten, die Grenzen des attischen Landes gegen die Ebenen von Eleufis und Marathon. Nach der anderen Seite umgrenzt das blaue Meer den Gesichtskreis. Lieblich schimmert die breite Bucht von Salamis mit der gebirgigen gleichnamigen Insel. In leicht geschwungenen Linien umschlingt die herrliche See die röthlichen Uferberge. Tief dringt sie zu den schützenden Golfen von Phaleron und Piräeus ins Land hinein. Eine tiefe Stille liegt über allem ausgebreitet; selbst in der Stadt

regt sich scheinbar nichts. Die Mittagsruhe im Süden hat etwas geheimnisvoll zauberisches. Und während ich so ganz allein auf dem Gipfel des Berges stand und abwechselnd von den herrlichen Bergen und dem wundervollen Meere den Blick zu den Ruinen der Stadt und der Akropolis richtete, stieg es vor meinem Geiste wie ein Traumbild der Vergangenheit über der geheiligten Stätte auf.

Unsere Ferien gingen zu Ende; und um die zeitraubende und bei stürmischem Wetter gefahrvolle Fahrt um Kap Matapan und den Peloponnes herum zu vermeiden, benutzten wir die Eisenbahn über Korinth nach Patras, welche jetzt die Reise nach den Häfen der Adria um einen Tag abkürzt. Früher ging sie nur bis Korinth; erst im verflossenen Jahre wurde sie bis Patras weitergeführt. Eine griechische Dampferlinie legte, im Anschluß an den täglich einmal verkehrenden Schnellzug zwischen Athen und Patras, die Woche dreimal eine direkte Fahrt von letzterem Orte nach Brindisi ein. Da aber die erhoffte Subvention der griechischen Regierung ausblieb, wurde die neue Linie bald schon wieder fallen gelassen; wir machten zu fünf Kajütenpassagieren die letzte Fahrt derselben mit. Wie früher, geht jetzt wieder die Reise auf Schiffen des österreichischen Lloyd mit dem Umwege über die Insel Korfu, und die große Abgeschlossenheit Griechenlands von dem westlichen Europa bleibt einstweilen noch unverändert.

An einem wundervollen Morgen stiegen wir in Athen in den Zug, der vom Piräeus als der End-

station heraufkommt und nach Korinth führt. Die Bahn durchschneidet alsdann die attische Ebene, in welcher Weinberge, Ölgärten, Pinien- und Feigengebüsche mit dürrer, unfruchtbaren Strecken abwechseln und wendet sich den Ausläufern des Barnes- und Apiagebirges zu, welches die Landschaft Attika von Eleusis scheidet. So tritt uns hier schon gleich bei Beginn der Fahrt eine der charakteristischsten Eigentümlichkeiten der Natur Griechenlands entgegen, nämlich die scharfe Sonderung der einzelnen Landesteile durch trennende Gebirge, welche nur durch die Gleichartigkeit des Klimas und der Vegetation und die allgemeinen Segnungen des tief eingreifenden Meeres unter einer höheren, das Ganze doch wieder verknüpfenden Einheit stehen. Wir wissen, wie, durch diese Eigenart der physikalischen Verhältnisse beeinflusst, die Volksstämme des alten Hellas so ganz getreu diese Zustände ihres Landes widerspiegeln und, obwohl durch Sprache und Abstammung verwandt, doch in scharf geschiedenen Einzelstaaten alle ihre Sonderinteressen und Stammeseigentümlichkeiten zur vollsten Geltung zu bringen wußten und nur bei gewaltigen Angriffen von außen her, wie namentlich in den Perserkriegen, uns als ein durch eine gemeinsame Idee verknüpftes einheitliches Volk entgentreten.

Bald kehrt der Zug an den rötlichen Kalkhöhen empor; noch einmal fällt der Blick zurück auf das ferne Athen mit seinen stolzen Bergkegeln, dann beengen hohe Bergeinschnitte den Blick, und wenn wir sie durchfahren haben, liegt vor uns die noch heute wohlange-

baute, im Altertum aber geradezu berühmt fruchtbare Ebene von Eleufis. Veränderungen im Klima, nicht zu mindest herbeigeführt durch unbedachtsame Entwaldung der Gebirge von Menschenhand, haben eben manches umgestaltet; und viele der silbernen Quellen, welche die alten Dichter priesen und die man den Nymphen und Najaden weihte, sind heute versiecht und zeigen im Sommer nur ein wüstes, steinerfülltes, trockenes Rinnsal. Vor uns liegt schon das kleine Örtchen Eleufis; die Trümmer eines fränkischen Kastells auf der Anhöhe zur Rechten und die Ruinen eines antiken Tempels auf einem Hügel am Meere schauen über die niedrigen Häuser hinweg. Auf dieser Stelle war es, wo die Eleufinischen Mysterien, die ältesten und ehrwürdigsten von ganz Griechenland, zu Ehren der Demeter und ihrer Tochter Persephone gefeiert wurden. Neun Tage dauerten die alljährlich hier veranstalteten Feste, welche symbolisch das Hinunter- und Hinaufsteigen der Persephone zum Hades, als Sinnbild des Emporkeimens und Vergehens der Saaten im Frühlinge und Herbst darstellten, denen weiterhin aber auch der Gedanke an die Unsterblichkeit der Seele zu Grunde lag. Von allen Theilen Griechenlands strömten hierhin die Wallfahrer, und in feierlicher, nächtlicher Prozession wurde von tausenden Menschen die Bildsäule des Jakchos, welcher die nach ihrer Tochter im Hades suchende Göttin unterstützt hatte, aus Athen abgeholt und unter dem Scheine der Fackeln nach Eleufis gebracht. Wettspiele und die Aufführung heiliger Dramen beschlossen die

Feier. Nur wenige kümmerliche Trümmer erinnern heute mehr an die alte glorreiche Zeit; und doch lebt deren Erinnerung bei jedem Blicke auf, den wir in die stille Landschaft werfen. Zur Linken schweift das Meer in blauem Golfe an den Ort heran, und aus feinen Fluten steigt eine langgezogene Insel mit schön geformten Bergen empor: Golf und Insel tragen den Namen Salamis, und der unsterbliche Ruhm des alten Griechenlands ruht auf diesen Stätten. Auf dieser stillen, klaren Fläche, auf der nur selten das weiße Segel einer Fischerbarke vorüberzieht, aber so wundervoll der blanke Widerschein der fernen Berge glänzt, entschied sich die furchtbare Seeschlacht, welche die überlegene Macht der Perser brach und Athens Namen zu dem gefeiertsten des ganzen Altertums erhob.

Der Zug umbraust die einsamen Gestade und wendet sich in scharfen Biegungen an der felsigen Küste entlang, der offenen Bai von Agina zu, über welcher im Süden die blauen Berge von Argolis sichtbar werden. Als eine blendend weiße Terrassenstadt überdeckt zur Rechten die Stadt Megara die meerbeherrschende Anhöhe. Immer schroffer werden inzwischen die Küstengebirge. Eingesprengt in den Fels suchen sich Bahn und Straße, übereinander herlaufend, ihren Weg. Steile Felsgrate stürzen jäh in die durchsichtige Flut, und ungeheure Abstürze dräuen über unserem Haupte. Von diesen skironischen Felsen stürzte jener Räuber seine Opfer hinab ins brandende Meer, bis Theseus ihn besiegte und ihm dasselbe Schicksal bereitete. Wundervoll, aber

schwindelerregend ist dieser Teil der Fahrt. In kurzen Kurven umkreist der schnelle Zug die scharfen Felskanten, saust durch kurze Tunnels, poltert über hohe Brücken und tiefe, wüste Thalschluchten und gestattet dazwischen allerwärts einen Ausblick auf das herrliche Meer, die ferne Küste des Peloponnes und die stets wechselnde Scenerie in unserer Nähe. So geht es weiter, bis vor uns die weite Ebene von Korinth erscheint und der Zug über den wellenförmigen Boden des Isthmus der fernen Stadt entgeneilt. Ein niedriger Fichtenwald überdeckt den größten Teil dieser Landenge. Es ist „Poseidons Fichtenhain“, im Altertum dem erdschütternden Gotte geweiht, der gerade auf diesem Landstriche bis in unsere Zeit hinein oft genug seine verheerenden Kräfte zum Entsetzen der Bewohner walten ließ. Bald wird ein Kanal dies trennende Landband durchschneiden und die im Winter gefahrvolle Seefahrt um den Peloponnes herum vermeiden lassen. Schon jetzt ist ein großer Teil des gewaltigen Baues, der übrigens schon einmal zu Neros Zeit angeregt und in Angriff genommen wurde, fertig gestellt. Weithin ziehen sich die gelben Schutthalden und umgeben die flache Meeresküste bei Korinth mit einem förmlichen kleinen Höhenzuge. Die Eisenbahn führt auf einer Brücke über den schon tief gegrabenen Kanal hinweg, der eine Länge von 6,34 Kilometer besitzen wird, an der höchsten Stelle bei der Wasserscheide 78 Meter zu durchschneiden hat und meist festes Gestein durchbohren muß. Seine Vollendung, durch die steten kostspieligen Sprengarbeiten

verzögert, ist auf das Jahr 1891 berechnet; und 2000 Arbeiter sind beständig bei ihm in Thätigkeit.

Das heutige Korinth, einst durch den Handel, Gewerbfleiß und Reichthum seiner Bewohner so berühmt, ist ein wenig bedeutsamer Ort, der einen öden Eindruck herorrufft. Nur im Süden der Stadt ragt der feste Burgfels von Akrokorinth stolz, wie ehemals, über die Landschaft empor und der ferne, hohe Kranz der Berge von Böotien, Attika und Argolis umschließt noch immer ein wundervolles, von zwei köstlichen Meeresbuchten belebtes Bild. Bald indes liegen die Stadt und die klassischen Stätten der Isthmischen Spiele hinter uns. An den flachen, seichten Ufern der innersten Bucht von Korinth entlang wendet sich die Bahn dem gebirgigen Küstengelände des Golfs von Lepanto zu. Das landschaftliche Bild hat sich inzwischen gänzlich verändert. Gegen Norden, über die weite, blaue Fläche des Meeresbusens hinweg, schweift das Auge zu einem erhabenen Berglande, welches seine kühn geschwungenen Konturen in seltener Klarheit vor dem tief blauen Himmel abzeichnet. Dort türmen sich die Zwillingsskolosse des Helikon und Parnass zu erhabener Höhe auf und ragen mit nackten, schroffen Felszinken über niedere Uferhöhen und düstere Fichtenhalden fast bis zur Region des ewigen Schnees empor. Auf der anderen Seite dagegen, am eigenen Ufer, treten ähnliche Bergmassen an das Meer heran. Nur eine schmale, meist mit Wein, Korinthen und Ölbäumen bepflanzte und von Städtchen und Dörfern belebte Ebene umgiebt ihren Fuß und begrenzt das

Meer. Tiefe, wilde Auswaschungsthäler ziehen sich von hier aus landeinwärts. Breite, von wüstem Geröll und mächtigen Schlammhängen erfüllte Flußrinnale nehmen ihren Boden ein. Zwar fließt jetzt in ihrer Mitte nur ein spärliches klares Bächlein, aber im Herbst, Winter und Frühlinge füllen sie sich mit rauschenden Strömen, die mit verheerender Gewalt herniederbrausen und oft genug Tod und Verwüstung in weitem Bereiche entfesseln. Auch furchtbare Erdbeben walten von Zeit zu Zeit in dieser Landschaft, die schon im Äußeren, trotz der Anmut ihrer Vegetation, durch ihre gewaltigen Formen die wilden Naturkräfte widerspiegelt, die ihre Oberfläche erschüttern. Von unbeschreiblichem Zauber ist auf dieser ganzen Fahrt der Ausblick auf die stille Meeresfläche, aber erhabener noch der Einblick durch die schroffen Thäler in das ernste Binnenland. Von dort winken die finsternen Bergriesen von Arkadien herab, zwischen denen tiefe, walderfüllte Schluchten noch heute in ungestörter Einsamkeit ruhen und der geheimnisvolle Styx von dunklen Bergwänden herniederrauscht.

In Patras hielten wir uns einige Zeit auf, obwohl der Staub und die Hitze fast unerträglich waren und die Stadt nicht gerade in günstigem Lichte erscheinen ließen. Wir waren schließlich froh, als wir unseren Dampfer auf der Rhede erblickten und uns am folgenden Morgen zu ihm einschifften. Der von zahlreichen Segelschiffen und mehreren Dampfern belebte Hafen, nächst dem Piräeus der bedeutendste des ganzen Königreichs Griechenland, machte, von der Seeseite aus ge-

sehen, einen guten Eindruck, und auch das Bild der Stadt, die sich an den Fuß eines hohen Gebirges anlehnt, war wirkungsvoll. Am Nachmittag wurde der Anker gelichtet, die Schraube rauschte in der milchig brodelnden, ultramarinblauen Flut, und in weitem Bogen schwenkten wir dem fernen Eingange des Meerbusens zu. Als wir das Vorgebirge bei der kleinen Insel Oria umsegelt hatten und die fernen Bergketten von Kephalaria am Horizonte erschienen, begann die untergehende Sonne ihren Gluthauch über das windstille Meer auszugießen; und die entlegenen Inseln und Berggestade tauchten sich in violette und purpurne Farben. Noch einmal entfaltete zum Abschied uns die Natur des gepriesenen Landes ihre ganze Schönheit; und selbst als die Nacht heraufgezogen war, wich der Zauber nicht. Die Mondsichel stand im tiefen Himmelsblau über scharf gezeichneten schwarzen Berghäuptern, und ihr silbernes Licht glitzerte in blinkendem Spiele auf dem leicht gekräuselten Meeresspiegel. Vor Mitternacht undampften wir die Insel Ithaka, die Heimat des Dulders Odysseus, und die Lichter etlicher Wohnungen grüßten gastlich von dem dunklen Eilande über das Meer herüber. Endlich, nachdem wir den schmalen Meeresarm zwischen Ithaka und Leokadha durchfahren hatten, nahm uns die offene See auf, aus deren Morgennebeln in der Frühe die vergoldeten Berggipfel der Insel Korfu hervortraten. Dann wandte sich der Dampfer gegen Westen der Küste Italiens zu; aber als wir am Vormittag schon die flachen Strandhöhen Apuliens in

Sicht hatten, schwamm gen Osten noch immer ein blasser, nur mit scharfem Auge erkennbarer Bergstreifen im hohen Himmelsblau; es waren die Riesengipfel in den wilden Gebirgen von Türkisch-Albanien. Dann verschwanden auch sie, und wenige Stunden später erreichten wir den sicheren Hafen von Brindisi.

21. Diesseit und jenseit der russischen Grenze.

Die Mehrzahl der Reisenden, die von Berlin nach dem Osten des Reiches wollen, wählt zu ihrer Fahrt die Nacht. Man verschläft oder verträumt alsdann die langen Stunden und erwacht am Morgen in einer der großen Städte Posen's oder der Provinz Preußen, ohne etwas von der gefürchteten Langeweile zu empfinden, die am hellen Tage eine zehn- bis zwölfstündige Bahnfahrt durch das endlose Heidegebiet dieser Ebene bei dem Alleinreisenden erweckt. Und doch sind diese Länderräume nicht so einförmig, nicht so reizlos, wie jene oberflächlichen Touristen es annehmen, die sich niemals der Mühe unterzogen, einmal an irgend einer kleinen Zwischenstation auszustiegen und landein zu wandern in die Heide. Den Freund der Natur umstrickt da ein regsjames Leben mit tausenden Reizen. An hellen Sommertagen, wenn die Heidekräuter blühen, liegt ein rötlicher, warmer Hauch über den endlosen Flächen, und der blaue Himmel wölbt sich klarer wie anderwärts über der farbenreichen Landschaft. Mit den braunen Heideflächen wechseln hier und da weiße, unbekleidete Sanddünen, deren rieselnde Körner in ewig umgestaltendem Spiel an die Uferbildungen der Meeresküste erinnern. Die Ferne liegt, von Anhöhen aus

gesehen, in bläulichem Dufthauche, und warme aufsteigende Ströme bewegen die reinen Luftschichten in wellenförmiger Schwingung. Zuweilen begegnen uns maleurische Baumgruppen, etliche Kiefern mit braunen, oben kupferfarbenen Stämmen, auf denen die Abendsonne funkelnde Lichter entzündet, während die düsteren Nadelkronen schirmgewölbt als schwarze Silhouetten vor dem klaren Himmel stehen. Solche Gruppen erinnern an die Pinien des Südens, mit dessen Farbenpracht die düster strahlende Heide zu wetteifern scheint. Auch die Birke, von Ginstergebüsch umsäumt, bildet lichte Bestände von angenehmer Wirkung, und tiefer gelegene Moorgründe vollenden das wechselvolle Heidebild. Dort wird die Landschaft einsam und melancholisch. Die ruhig glänzenden Wasserspiegel, die düsteren Rohrwiesen mit dem flüsternden, seufzenden Windhauch, der beständig durch die trockenen Halme zieht, bewegen das Gemüt; und abends, nachdem die untergehende Sonne ein farbenglühendes Gemälde entflammt und dann die beginnende Dämmerung die hellen Farbentöne verwischt und mit bleichem Grau vertauscht hat, fangen die Nebel an, über den weiten Sümpfen und Moorgründen in phantastischen Gestalten emporzusteigen. Um so freundlicher stimmen die vereinzelt über die Heide zerstreuten menschlichen Ansiedelungen, welche noch die ganze Poesie verflössener stillerer Zeiten umgiebt. Ein einsamer Brunnen mit hohem Hebebalken, heimkehrende blökende Schafherden, deren Ankunft aufwirbelnde Staubwolken lange vorher verkünden, ein steter Dorfgeruch

von dem Rauche des niederen, das Strohdach durchbrechenden Schornsteins, das sind die stets wiederkehrenden Eindrücke des Heidehauses, welche dem Eingeborenen in der Fremde mit derselben Frische und Anmut vorschweben wie dem Rheinländer sein Strom und der Nebenfranz seiner Bergufer. Selbst das Kleinleben der Heide entbehrt nicht der Mannigfaltigkeit, und wer am Boden gelagert dem tausendfältigen Getriebe kleiner Wesen zuschaut und dem Gesumme und Gezirpe der Insektencharen lauscht, die von den honigreichen Blüten naschen, vermisst nicht die freudige Stimmung, welche stets beim Menschen die Nähe eines regsamem, verwandten Lebens weckt. Dazu gesellt sich das erhebende Gefühl, welches aus dem Anblicke urtümlicher, von Menschen unberührter Flächen hervorgeht, und zu denen man die Heide ebensowohl wie das Meer, den Urwald und die Schneeregionen des Hochgebirgs zählen darf. Europa leidet an Heidelandschaften keinen Mangel. Sie schlingen sich wie ein breiter Gürtel unfern der Meeresküste durch die ganze nördliche und westliche Niederung hin. Im Südwesten schauen die Firnspitzen der Pyrenäen auf ihre Flächen, im Nordosten die Bergrücken des Ural. Nur an wenigen Stellen, wie in den französischen Kreidegebirgen, unterbrechen andere Erdbildungen diese unermesslichen Sandablagerungen; aber alle größeren Ströme ziehen fruchtbare Uferstreifen hindurch, welchen zumeist auch die Verkehrsstraßen vom Binnenlande zur Küste folgen. Näher der Meeresküste zu geht die unfruchtbare Sandfläche

in den fetten, ertragsfähigen Marschboden über, dem Holland und Belgien ihre Fruchtbarkeit verdanken. Die Heide in all den zwischen den vorhin aufgestellten Grenzen liegenden Ländern trägt der gemeinsamen Charaktere viele, der individuellen Eigentümlichkeiten wenige, und zwar sind letztere zumeist erst durch die dürftig vertretene menschliche Besiedelung bedingt. Wer also die Heiden kennt, welche die Niederungen des unteren Rheines begrenzen, wer die Emslandschaften bei Lingen und Meppen, die Gegend um Lüneburg besucht hat, der kann die Vorstellung davon auch auf den Osten übertragen, auf die Ebenen der unteren Oder und Weichsel. Nur nimmt hier allmählich der Reichtum des Wassers zu. Was die Gegend um Berlin und Potsdam so anziehend macht, die Menge spiegelnder Seen mit schönen hohen Waldusfern, trifft man auch weiter im Osten, abgesehen von der pommerischen und preußischen Seenplatte, auch im Warthe- und Nezegebiete.

Wir hatten die Oderbrücke mit ihren fruchtbaren Gefilden und schilfreichen, von zahlreichen Vogelgeschlechtern bevölkerten Wasserbecken hinter uns gelassen und jagten Stunde um Stunde mit dem Zuge der Weichsel entgegen. Bromberg war bereits vorüber, da verkündeten abermals Sandhöhen die Nähe eines Flußthales, und bald schauten wir von deren Rücken auf eine grüne Thallandschaft herab, aus der der Spiegel der Weichsel erglänzte und das alte Thorn seine Türme und Festungswerke mittelalterlich trotzig emporstreckte. Während eben

noch braunes Heidekraut dürrig den kahlen, weißen Sandboden überwucherte und spärliche Kiefernbestände die eintönige Landschaft vollendeten, breiteten jetzt weite, frischgrüne Wiesen sich aus, und Obst- und andere Laubbäume wuchsen in Fülle um alle Häuser und Gehöfte. Vieh weidete rings im Bereich des Flußthales, und Wassergräben und emsig arbeitende Windmühlen schauten ganz holländisch darein. Vom Bahnhofe aus gingen wir zu Fuß über die lange Brücke, welche über die Weichsel führt. Die Stadt, von mittelalterlichem Außerem, mit etlichen stumpfen Türmen, alten Festungswerken und düsteren Thoren bietet ein Bild des Rückschrittes; eine wenig gepflegte Umgebung, Schuttplätze nahe der Umwallung und ein nur notdürftig aufgeführter Flußstaden verstärken diesen Eindruck. Ehemals, zur Blütezeit des Deutschherrnordens, besaß Thorn Reichthum, Macht und Ansehen. Heute wäre es unbedeutend als Handelsstadt, wenn nicht großartige Befestigungswerke und eine starke Garnison es in einen Waffenplatz ersten Ranges verwandelten.

Die Weichsel bei Thorn hat etwa die Breite des Rheines bei Düsseldorf, aber nicht die Anmut seiner Ufer und das Leben auf seinen Wogen. Der Fluß zieht still und breit vorüber, mit etwas bräunlichem, von den Torf- und Waldgründen des Quellgebietes gefärbtem Wasser. Ein deutlicher Anklang an die großen osteuropäischen Ströme, an die Riesenflüsse der russischen und sibirischen Steppen findet sich hier bereits ausgesprochen. Wenig reguliert, mit breiten, im Sommer

die Schiffahrt behindernden Sandbänken, nimmt das Flußbett abseits der Städte ein wildes Aussehen an. Hohe Rohr- und Schilfgebüsch wogen am Ufer und verdecken ausgedehnte Brüche, in denen manche Pflanze schon an den fernsten Osten erinnert. Dahinter ragt Weiden- und Erlengebüsch urtümlich hervor und beengt den Blick auf die fernen, fahlen Sandhöhen, welche die ehemaligen Ufer bilden. Möven besuchen den großen, reiche Nahrung spendenden Fluß bis weit in Rußland hinein, eine große Menge wilder Sumpf- und Schwimmvögel lebt und nistet in den feuchten Wildnissen seiner Ufer, und Scharen von Saat- und Nebelkrähen, von denen die letztere hier auch schon als Standvogel lebt, ziehen schwerfälligen Flugs von einem Ufer zum andern. Die Rähne auf der Weichsel besitzen die Größe mittlerer Rheinschleppfähne, aber nicht deren Poesie, nicht deren individuelle Verschiedenheit, die namentlich die holländischen Fahrzeuge so wirksam und malerisch macht. Zu manchem der letzteren paßt ein Idyll. Ein sauber angestrichenes Häuschen auf Deck dient zur Wohnung für die Familie, weiße Gardinen hängen an den kleinen Fenstern, reinliche Blumentöpfe mit blühenden Gewächsen stehen davor. Kinder spielen an Bord um die strickende Mutter, und ein treuer Spiz hält die Wacht. Alle diese Reize und Zeichen freieren, gemüthlicheren Lebens vermißt man bei den Schiffen der Weichsel, wie auch denen der unteren Donau. Die Familie, wenn eine solche an Bord, wohnt in dem engen, häßlichen Raume am Bug. Die Rähne selbst

sind breit und flach, ähnlich den eisernen Frachtschiffen, die in neuerer Zeit auch anfangen, den Rhein zu entstellen. Ein langer, kahler Mast reckt sich empor mit einzelнем großen Segel und selten umweht von dem Flaggen schmuck, in den sich rheinische Fahrzeuge an Sonn- und Festtagen kleiden. Der Personenboote sind wenige; für weitere Strecken werden sie, da fast alle Eisenbahnzüge im Osten vierte Klasse führen, selbst von ärmeren Reisenden selten benutzt. Auch die langen Schleppzüge, von einem kleinen Dampfer gezogen, erhöhen nur wenig die Einsamkeit des Strombildes, sondern lassen die tiefe Stille der Ufer nur fühlbarer erscheinen. Im Sommer bei niederem Wasserstande ist die Schifffahrt sehr behindert und gefährdet; aber die schlimmeren Schrecken des Winters verdrängen leicht die Erinnerung daran. Monatelang führt oft die Weichsel starkes Treibeis, häufig friert sie vollständig zu; vor dem 20. März nehmen die Versicherungsgesellschaften keine Versicherung für Schiffe auf der Fahrt auf. Im Frühling, wenn der Schnee schmilzt und brausende Unwetter dem Wonnemonat vorausgehen, wächst das Wasser der Weichsel oft mit unheimlicher Schnelle, überflutet die weite Niederung und bedroht mit unaufhaltsamer Gewalt alle menschlichen Anlagen seines Bereiches. Der bald darauf wieder beginnenden regelmäßigen Schifffahrt führt nun die später eintretende und bis in den Sommer hinein anhaltende Schneeschmelze in den Karpathen genügende Wassermengen zu. Dann ziehen wieder regelmäßig neben den Rähnen die großen Flöße vorüber,

welche das Holz aus den unermesslichen wilden Wäldungen Polens und Rußlands die obere Weichsel und mehr noch den Bug und Narew herab befördern. Verkommenes Volk, Polacken von schmutzigem, gefährlichem Aussehen, wenn auch weniger schlimmer, vielmehr knechtiger Sinnesart, befördern diese Flöße aus Rußland heraus bis Thorn oder weiter hinab bis Danzig.

Als ich vor der Stadt am Ufer entlang wanderte, knüpfte ich ein Gespräch mit mehreren Schiffern an, deren Frachtkähne dort vor Anker lagen. Sie klagten alle über die Mühseligkeiten ihres Gewerbes. Nicht nur die klimatischen und Stromverhältnisse der Weichsel sind ungünstig, auch die vielen Umstände und Mißstände, welche der Eintritt in Rußland und der Austritt wieder auf deutschen Boden durch Visitation und Verzollung mit sich bringen, rauben Zeit und lähmen einen prompten Verkehr. Dazu kommt der geringe Frachtsatz und der erdrückende Wettbewerb der Eisenbahnen. Von Rußland her wird meist Getreide eingeführt, dessen Zufuhr die Schutzzölle indes bedeutend verminderten, ferner Syrup aus den großen Zuckerrübenfabriken, welche über die ganze östliche Niederung als die wichtigsten, auf den Bau der Runkelrüben sich gründenden, industriellen Anlagen verbreitet sind. Von Danzig herauf kommen, abgesehen von allerhand Stückgütern, trotz des weiten Wasserweges sehr viel englische Kohlen. Ein merkwürdiges Frachtgut bilden hier auf der Weichsel riesige Kollsteine, meist aus Karpathengranit bestehend, welche aus dem Flußbette bei niederem Wasserstande

ausgehoben oder von den Äckern in Polen aufgelesen und als begehrtes Baumaterial namentlich bei den Thorner Festungswerken verwandt werden. Diejenigen zollpflichtigen Transitwaren, welche von Rußland herkommen, aber in Danzig gleich nach überseeischen Ländern verladen werden, brauchen an der preußischen Grenze nicht versteuert zu werden, sondern der Laderaum wird verschlossen und von der Steuerbehörde versiegelt. In Danzig geht dann nach der Verladung ins Seeschiff ein Zollwächter mit in See, um sich zu vergewissern, daß nichts von der Ladung im Lande verbleibt. Erst draußen in See kehrt er mit dem Lotsen wieder zurück. In Zukunft mögen auch diese heutigen Mißverhältnisse in der Weichselnschiffahrt einem besseren und geregelteren Zustande weichen; denn der große Strom bildet eine schöne und günstige Wasserstraße nach allen Seiten ins Innere des Landes hinein. Die starken Nebenflüsse Bug und Narew würden nach einer Regulierung gleichfalls bis weit aufwärts selbst für größere Fahrzeuge passierbar sein, und schon heute verbindet ein Kanal das Weichselnetz mit dem Dnjepr und Schwarzen Meere und ein anderer mit der Memel. Bereits jetzt, unter den obwaltenden Schwierigkeiten, aber begünstigt durch das sehr geringe Gefälle des Stromes im Unterlauf, legt ein befrachtetes Boot, lediglich durch Segel getrieben, den weiten Weg aufwärts von Danzig bis Warschau in nur 10 bis 14 Tagen zurück. Schleppdampfer machen den Weg in viel kürzerer Zeit.

Als ich am Ufer der Weichsel stand, mit den sehr verständigen, man könnte sagen gebildeten Schiffern aus Danzig redete und daneben das verkommene polnische Arbeitsvolk eines eben angelangten Flosses sah, fielen mir Bilder von der Donau ein, an deren Ufern in Ungarn, Rumänien und Bulgarien ähnliche Volks- und Kulturmischung vorkommen, und häufig neben weit fortgeschrittener Civilisation ärgste Verkommenheit waltete. Auch in anderer Hinsicht bieten beide Ströme Vergleichungspunkte; aber die Verhältnisse im einzelnen erscheinen dabei umgekehrt. In ihrem Quellgebiete und im Oberlaufe durchfließt die Donau Länder, in denen allwärts die höchste Kultur sich entfaltet, in denen freundliche Fluren, sonnige Nebenhöhen, alte, historisch denkwürdige Städte und wohlhabende Dörfer in langer, anmutiger Kette die Ufer begleiten. Im Mittellaufe, in den weiten Ebenen Ungarns ändern sich diese Verhältnisse; nur noch in einzelnen großen Städten sammelt sich die höhere Zivilisation; im Unterlaufe aber und im Mündungslande herrscht noch wie vor Jahrtausenden ein urtümlicher Zustand, und noch heute jagen Wölfe rudelweise die halbverwilderten Büffelherden in den unermesslichen sumpfigen Rohr- und Waldesdickichten der Dobrudscha. Das umgekehrte Bild zeigt die Weichsel. Aus wilden, rauhen Bergländern, aus den Felseinöden der Karpathen und aus den Urwäldern des innersten Polens sammelt sie mit ihren Neben- und Zuflüssen ihr Wasser. Erst später strahlt in vereinzelt größeren Orten und in der Weltstadt Warschau mit Prachtbauten und ver-

feinertem Leben die heutige Kultur über ihren Spiegel. Endlich, im Unterlaufe und im Mündungsgebiete aber, wo die klaren Wellen des Frischen Haffs und der Ostsee den Fluten der Weichsel entgegenrauschen, wogt das frische, deutsche Leben reger, freundlicher um ihre Ufer, wie in irgend einem anderen Teile der Ostprovinzen des Reiches.

Mitten im Frieden machte Thorn auf mich den Eindruck eines Feldlagers, auf Schritt und Tritt begegnet man in der Umgebung Festungsanlagen, und abends, nachdem der Dienst zu Ende, füllen sich die düsteren Straßen der Stadt mit Scharen von truppweise einherspazierenden Offizieren und Soldaten aller möglichen Waffengattungen. Diesen uniformierten Kriegern gegenüber treten die ortseingewohnten Civilisten förmlich zurück. Aber diese große Machtansammlung in Thorn, an der bequemen und günstigen Wasserstraße ist notwendig; denn nur wenige Kilometer entfernt liegt die russische Grenze.

An einem schönen Sonntagmorgen machte ich mich dorthin auf. Ich benutzte den Zug nach Warschau, der über die Grenzstation Alexandrowo führt. Bald hinter Thorn erreichten wir wieder das Heidefeld, das hier freilich von großen Kiefernwaldungen ziemlich dicht bedeckt war. Auf stillen Waldwegen sahen wir ab und zu im Vorüberjagen preußische Grenzwächter mit der Flinte unter dem Arme einhergehen. Dann kam ein breiter, von Pferdehufen durchwühlter Weg, an dessen Seiten entlang in ganz kurzen Zwischenräumen Block-

häuser errichtet waren. Auf kleinen, struppigen Pferden sprengten Kosaken mit langer Lanze einher, von einer Anhöhe aus schauten langbärtige Grenzwächter, in graue Mäntel gehüllt, auf uns herab, und die Barrieren und Wegzeichen trugen fremde Farben. Das Vaterland lag hinter uns; wir waren in Rußland. In seltsamer, freudig unruhiger Stimmung überschritt ich die Grenze, mit einem Gefühle, wie etwa ein Junge es empfindet, der zum erstenmal, nachdem er in der Schule tüchtig Geographie gelernt, den Fuß auf den Boden des Nachbarreiches oder gar in die nächstgelegene Provinz setzt. Dieses Gefühl lag nicht etwa allein in dem Bewußtsein, in ein anderes Land zu kommen; denn ich habe den französischen und spanischen, den englischen und italienischen und den Boden manch anderen Landes betreten, ohne dergleichen ängstliche Stimmung je wahrgenommen zu haben. Aber bei Rußland ist's eben was anderes! Schon allein die Kosaken wecken all die Erinnerungen an die ewigen Erzählungen unserer alten Leute aus den Freiheitskriegen, wo die Freunde aus Rußland und Asien oft mehr gefürchtet waren, als die Feinde aus dem Westen. Dazu umweht ein Überschreiten der russischen Grenze noch ein wüster, vorzeitlicher Hauch. Die Strenge der Revision, die hier geübt wird, die peinliche Beobachtung der kleinsten Formalitäten, die versteckte Bedeutung des alle Wege öffnenden Rubels, das martialische Auftreten der Grenzbeamten und Soldaten, die vielleicht gerade von der chinesischen Grenze herkommen und noch vor wenigen

Monaten schlaue, bezopfte Söhne des „Himmlischen Reiches“ chikanirten, wie jetzt harmlose Bewohner Deutschlands, dies alles weckt seltsame Gefühle und Gedanken. Als unser Zug dann endlich in Alexandrowo hielt, alle Koupeethüren verschlossen blieben, bis plötzlich auf jeden Waggon ein Gendarm zuing, die Thüren eine nach der anderen öffnete, die Pässe abforderte, jeden Reisenden ganz scharf ansah und dann die Pässe in eine große Mappe steckte und damit fortging, ohne uns irgend welchen weiteren Bescheid zu geben, kam man sich ordentlich vor wie ein ermittelter Nihilist. Von den Schaffnern bekamen wir in dieser Sache noch Unkundigen die Anweisung, uns in den Revisionsaal zu verfügen, wo wir unsere Pässe später zurückerhalten würden. Die anderen Teile des Bahnhofes und Perrons waren durch Militär und Gendarmerie abgesperrt. In dem Saale bot sich ein buntes Volksbild. Da standen um die langen Tische herum unsaubere polnische Juden mit langem Haar, noch längeren Physiognomien und schmutzigen, bis zur Erde reichenden Raftans, vor sich ein armselig Bündel mit allerlei Hab und Gut, daneben verkommene polnische Arbeiter mit großem Schnauzbart, dazwischen arme Weiber mit wenig elenden Häbseligkeiten, aber auch Angehörige der polnischen Aristokratie, elegante Herren in modernster Kleidung und schöne Damen mit dem feinen Gesicht und den großen, dunkelgrauen, feurigen Augen, welche den Ruf der Schönheit dieser lieblichsten und oft leichtesten Vertreter des Polentums in erster Reihe begrün-

deten. Ein Pariser Hauch weht um diese Gestalten. Aber in ihrer Bewunderung unterbricht mich schon wieder ein anderes Bild. Etliche russische Bäuerinnen aus dem Innern des Reiches stehen dort beisammen und zwar, zu Ehren des Sonntags, in vollkommener Nationaltracht. Ein weißer Wollrock mit roten Streifen bekleidet den Unterkörper, um die Hüften schlingt sich ein breiter, roter Tuchgürtel, von dem lange Schleifen fast bis zur Erde herabreichen. Den Oberkörper deckt eine weiße Bluse, deren Ärmel im unteren Teile weit aufgeschlitzt sind und die bloßen Arme bis zum Ellbogen hervorblicken lassen. Eine gleichfalls weiße Schürze, mit bunten Figuren und Arabesken bestickt, vollendet den Anzug. Besonders einem hübschen jungen Mädchen kleidete er ausnehmend gut. Auf dem Kopfe trug sie dazu noch ein himmelblaues, perlenbesetztes Diadem, um den bloßen Hals lange bunte Ketten von großkörnigen Glas- und Wachsperlen, und den langen blonden Zopf zierte ein Büschel grellfarbiger Bänder. Nicht minder interessant waren mir die Uniformen der russischen Beamten und Soldaten. Einige steckten, obwohl es heißer Sommer war, ganz in langen und dicken grauen Mänteln und hatten große Mützen von schwarzem Astrachanpelz auf ihren Köpfen. So gut wie alle trugen martialisch struppige Vollbärte und an der Seite in überaus breiten Lederscheiden ihre Säbel, die nicht nach unserer Art umgeschnallt waren, sondern mit ihrer Ausbiegung statt nach hinten nach vorn vorstanden. Einige Gendarmen trugen statt der Pelzmützen auch

Rappen mit weit vorstehenden Schirmen. Diese Leute glichen ganz jenen drolligen Masken, die man im Karneval auf den Straßen Kölns als Polizisten herumlaufen und im Spaß die Leute anrumpeln sieht. Die riesige Säbelscheide vollendete die spaßhafte Ähnlichkeit.

Die Revision ist inzwischen beendet. Man hat jeden Koffer, jedes Bündel geöffnet, jedes Kleidungsstück auseinander gefaltet, jeden Gegenstand befühlt, untersucht, in jedes Buch, auch wenn man's nicht lesen konnte, seine Nase gesteckt. Im Nebenzimmer waren gleichzeitig mehrere Beamte mit der genauesten Durchsicht der Pässe beschäftigt. Neben der Bescheinigung der „politischen Unverdächtigkeit“, welche die Heimatsbehörde erteilt, müssen sie das „visa“ des russischen Generalkonsuls in Berlin tragen. Jetzt prägt man zu allem dem auch noch den Eingangsstempel hinzu. Nun erscheint ein Polizist mit der Mappe unter dem Arm. Er übergibt dieselbe einem der anwesenden Beamten, und dieser beginnt dann in monotonem Ruf die Namen der einzelnen Paßbesitzer abzurufen. Der fremde Accent erfordert oft häufige Wiederholung; endlich aber hat jeder sein Objekt zurück, man packt seine Habseligkeiten auf, und der Eintritt in die übrigen Räumlichkeiten des Bahnhofs steht uns frei.

Eine solche Grenzüberschreitung bietet merkwürdige Szenen; abseits der großen Verkehrslinien, auf Landwegen und Chaussees aber geht's noch schlimmer zu. Da wird einfach nach Eintritt der Dämmerung die Grenze abgesperrt, und niemand kommt mehr herüber.

Geradezu lebensgefährlich ist's alsdann, sich überhaupt noch draußen abseits der Häuser aufzuhalten; denn die Verwechslung mit Schmugglern ist zu häufig. Letztere treiben nach wie vor ihr Handwerk recht schwungvoll, trotz der damit verbundenen großen Gefahren. Auf russischer Seite kommt ihnen die Bestechlichkeit der Beamten trefflich zu statten, und sie wissen davon Gebrauch zu machen. Aber auch die russische Regierung weiß um dies unaustilgbare Grenzübel sehr wohl und sorgt durch häufige Versetzung dafür, daß die Herren nicht warm am Platze werden und keine ausgedehnten Bekanntschaften anknüpfen können, sondern als unverdorben Neulinge und Uneingeweihte dienstestrig dem Schleichhandel entgentreten.

Inzwischen haben wir am Bahnhof unsere Plätze in den Koupees wieder eingenommen. Ein Kellner in einer grauen Zoppe und mit hohen Kanonensstiefeln geht am Zuge entlang und bietet Früchte und Getränke an. Ich gehe in ein Koupee zweiter Klasse für Nichtraucher. Da steigt nach mir eine feine polnische Familie ein, und kaum sind wir auf der Fahrt, so langt eine der jungen Damen, die dabei sind, in ein elegantes Etui, nimmt eine Cigarette heraus, zündet dieselbe an und bläst bläuliche, aromatische Wölkchen gegen die Decke des Nichtraucherkoupees. Die Geschichte machte mir viel zu sehr Spaß, als daß ich dagegen hätte protestieren mögen. Übrigens waren es, wie mich eine schnell angeknüpfte Unterhaltung lehrte, sonst recht lebenswürdige Leute. Wir hatten wieder viel langweiliges

Heide- und Ackerland durchfahren, als wir in Wlozlawek, einem kleinen Städtchen an der Weichsel, anhielten, wo ich ausstieg. Der Ort dehnt sich über eine weite Fläche aus. Den breiten Straßen, dem umfangreichen, öden Marktplatz, den meist niedrigen, ein- bis zweistöckigen Häusern merkt man es an, daß hierzulande der Boden noch nicht den Wert besitzt wie anderwärts. Die Stadt machte auf mich einen ganz ähnlichen Eindruck, wie ihn auf früheren Reisen die Flecken und Städtchen der slawischen Distrikte Böhmens, Ungarns, Rumäniens und selbst noch Kroatiens bewirkt hatten. Die Stammverwandtschaft der Völker spricht sich auch hier deutlich in der Anlage ihrer Wohnplätze aus. Zu den bekannten, über den ganzen Osten verbreiteten slawischen Typen gesellen sich hier noch die russischen Soldaten und Beamten in ihren Uniformen und die polnischen Juden, die meist gruppenweise in eifrigem Handelsgespräch zusammenstehen. Sie haben scharfe Physiognomien und überragen an Bildung und Schlaueit das übrige niedere Polen- und Russenvolk immerhin noch um ein gut Teil. Die Befriedigung ihres bekannten, durch Schlaueit bemäntelten, aber sonst rücksichtslosen Erwerbssinnes erleichtert ihnen ihre große Sprachfertigkeit. Russisch, Polnisch und Deutsch sind fast jedem polnischen Juden geläufig. Ihre schwarzen Mützen, fast bis zur Erde reichenden Raftans und langen Haare tragen sie noch immer; aber die früheren, so typischen Schmachtkloeden neben den Schläfen sind verschwunden. Ihr Besitz trug eine gewisse religiöse Bedeutung. Ein kaiserlicher Ukas

verbot sie und wohl gerade wegen dieses Umstandes. Russische Gendarmen schnitten dann, wie erzählt wird, in brutaler Weise, oft auf offener Straße ohne weiteres denen den verpönten Stirnschmuck ab, welche aus eigenem Antriebe dem Befehle nicht alsobald Folge geleistet hatten.

Obwohl es ein Sonntag war, war auf dem Marktplatz von Wlozlawek reger Verkauf. Nicht nur Obst, Gemüse, Getreide und Sämereien wurden feilgeboten, sondern die Metzger arbeiteten und hackten auch ganz laut in ihren unsauberen Buden, an denen sich die aus der Kirche kommenden Weiber ihren Bedarf mitnahmen. Ab und zu kamen auch Landleute aus der Umgegend auf ihren leichten, vierräderigen Leiterwagen an, vor welchen zwei bis drei Pferde gespannt waren, die sämtlich der schwächtigen, aber ausdauernden und feurigen litauischen Rasse angehörten, die manche Ähnlichkeiten mit der ungarischen besitzt. Vom Marktplatze ging ich zu einer der katholischen Kirchen des Ortes, deren Inneres sehr überladen war. Das Hochamt hatte begonnen. Vor dem Gotteshause auf dem Rasen des Friedhofs knieeten und kauerten Scharen von Menschen, andere hockten angelehnt an Grabsteine und Mauern. Die Kirche selbst war überfüllt. Die Mehrzahl der Andächtigen knieete, ganz niedergebeugt, am Boden. Als der Gesang anhub, ergriff mich Mitleid. Er war falsch und schreiend, schlimmer, als ich es überhaupt für möglich gehalten hätte. Die ganze Art, wie sich die Frömmigkeit in dieser polnischen Kirche kundthat, hatte

etwas ungemein gedrücktes. Ich fühlte mich beengt in dieser Atmosphäre. Ein wie viel freierer und innigerer Hauch weht da durch die katholischen Kirchen Deutschlands. Die Außerlichkeiten treten mehr zurück, die Herzensmeinung steht im Vordergrund. Selbst die oft etwas gesuchte Form, mit der in spanischen und zum Teil schon in südfranzösischen Kirchen sich das Volk seiner religiösen Pflichten entledigt und der Gottesdienst selbst in prunkvollen Außerlichkeiten sich gefällt, hat mich auch entfernt nicht so unangenehm berührt, wie dies Hochamt in der Kirche zu Wlozlawek. Mir fielen dabei die Worte eines bedeutenden Jesuitenpaters ein: „Die beste Frömmigkeit ist in Deutschland.“

Als ich am Nachmittag, genugsam gelangweilt, zum Bahnhof kam, stand in der Vorhalle der Schaffner, mit dem ich von Alexandrowo her gefahren war und dem ich ein Trinkgeld gegeben hatte. Als er sah, wie ich zum Billetschalter zuing, kam er zu mir, zog mich sanft beiseite und flüsterte mir in gebrochenem Deutsch ins Ohr: „Nix bezahlen; fahren so mit!“ Als ich darauf nicht einging und mein Billet gelöst hatte, tupfte er mir auf die Schulter und bedeutete mir mit zartem Zupfen am Ärmel, ihm zu folgen. So kamen wir ans Büffett, wo er mir erklärte: „Hier giebt's Bier.“ Ich ließ ihm und mir ein Glas geben.

Als er es halb getrunken hatte, sah er mich ganz zutraulich an, deutete auf eine Ecke des Saales, wo ein langer Kerl stand, und sagte: „Dort hinten steht ein guter Freund von mir, darf er auch eins trinken?“

Es wurde bewilligt, dann aber verschwand ich, ehe neuer Durst bei ihm erwachte und weitere Freunde von ihm auftauchten. Draußen auf dem Perron hatten sich inzwischen viele Leute angesammelt. Besonders fiel mir darunter ein russischer Kavallerieoberst auf, der mit riesiger Pelzmütze und langem Mantel rasselnd auf und ab wandelte. Wo er durch die dichten Volksgruppen schritt, stoben die langen, hageren Gestalten der polnischen Juden und die anderen unterwürfigen Mannsleute und Weibsbilder mit einer Schnelligkeit zur Seite, als habe sie der Luftzug seines wehenden Mantels weggeblasen.

Diese kriechende Unterwürfigkeit ist freilich nur ein Merkmal des geringeren polnischen Volkes; in dessen höheren Kreisen findet man sie durchaus nicht. Hier hat nach wie vor ein stiller Groll gegen alles Ruffentum, der sich in vornehmer Zurückhaltung ausspricht, die Gemüter in Besitz. Die beständigen Unterdrückungsmaßregeln nähren diese Stimmung. Ich reiste auf einer längeren Bahnfahrt in Polen mit einem Arzte aus einer polnisch-russischen Stadt, deren Namen ich aus Rücksichten verschweigen will. Von ihm und seinem Sohne erfuhr ich manches über die Art, wie sich dieser Zwang im Schulwesen bemerkbar macht. Gleichmäßigkeit ist dabei der oberste Grundsatz, nicht nur in der Unterrichtssprache, die russisch ist, sondern auch in allem anderen. Alle höheren Lehranstalten beginnen morgens ihren Unterricht um 8¹/₂ Uhr, eine Maßregel, die für den hohen Norden des Reiches beim späten Sonnen-

aufgang im Winter gerechtfertigt erscheint, und schließen nachmittags um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr. Diese Einrichtung ist allenthalben durchgeführt, von Polen bis zum Stillen Ozean, in Sibirien ebenso wie in Kaukasien. Die Schüler dieser Anstalten tragen gleichmäßige Uniform, in mancher Hinsicht, zur Verwischung der Unterschiede zwischen arm und reich, vielleicht ein Vorteil. Hart sind die Maßregeln gegen polnische Schüler, die während der Unterrichtszeit mit ihren Mitschülern polnisch sprechen. Im ersten Falle werden sie mit 4, im Wiederholungsfalle mit 8 Stunden Arrest bestraft, schließlich folgt die Entlassung von der Schule. Manche der Lehrer mögen sich zur Ausführung solcher Zwangsmaßregeln gut eignen und haben allerlei verfehlte Existenzen hinter sich, viele waren früher Soldaten. Der durchaus glaubwürdige alte Herr erzählte mir, wie die Berufungsurkunde eines dieser Lehrer, der vorher Offizier im Kaukasus gewesen, gelautet habe: „Wegen Trunkenheit und schlechter Führung aus dem Militärdienste zu entlassen und als Professor der russischen Sprache an das Gymnasium zu zu versetzen.“ Gegen solche Herren waren freilich die abgedankten, groben, aber gutmütigen Unteroffiziere, die in verflossenen Jahrhunderten gelegentlich bei uns in Preußen das Schulamt innehatten, doch die reinen „Waisenknaben.“ Die Mädchen aus den polnischen Familien werden sehr häufig zu ihrer Ausbildung nach Preußen in die Pensionate Posen's geschickt. Merkwürdig ist, daß das Russentum, trotz aller angewandten Gewalt, größte Mühe hat, auf die Dauer

seine Vertreter im Westen vor dem Verschmelzen mit dem Polentum zu bewahren. Die durchweg höhere Kultur des letzteren und die Stammesverwandtschaft beider Völker erleichtern diesen Prozeß. Nur durch die beständigen Verkehren und die stete Zufuhr unverfälschter russischer Volkselemente ist das Russentum imstande, sein Übergewicht in Polen zu sichern oder sogar siegreich sich innerhalb der Bevölkerung auszubreiten. Dem Fremden verleidet indes dieser nationale Haß auf die Dauer den Aufenthalt in Russisch-Polen; der Deutsche leidet obendrein noch gelegentlich unter der gerade in jüngster Zeit genährten Abneigung des russischen Beamtentums gegen unsere Nation. Unter der Landbevölkerung verspürt man glücklicherweise von diesem Hader noch wenig, und hier, wo das Alte sich länger erhält, die Schritte der Kultur, die nach dem Osten vordrang, nur schwache Spuren zurückgelassen haben, spielt sich das polnische Leben noch in der alten Weise ab, wie wir es aus früheren Reisebeschreibungen kennen. In kleinen, niedrigen, strohgedeckten Hütten wohnt noch viel Entfagung, aber auch Dummheit, Schmutz und Elend. Noch heute steht der Bauer in einem argen, mehr durch die Gewohnheit und Überlieferung, als durch die Geseze gehaltenen Abhängigkeitsverhältnis zu seinem adeligen Herrn. Seine Wohnung, seinen Acker hat er von ihm in Pacht; er mit seiner ganzen Familie dient auf dem Gute. In einem besonderen Stalle des Gutsherrn steht das Vieh der zur Besizung gehörigen Leute. Man weist jedem ein Stück Wiese oder

Feld zur Nutznießung an, und davon erlangen sie das Futter. Der Ertrag des Stück Viehes, das in seinem dürftigem Aussehen sehr von dem Eigentum des Herrn absticht, wird meist von ihrer eigenen Haushaltung aufgebraucht, sonst gehört der aus dem Verkauf von Milch und Butter gewonnene Erlös ihnen. Dies Verhältnis hat etwas Patriarchalisches; es mag für die Leute, deren Bedürfnisse gering und deren geistiger Horizont beschränkt ist, in manchen Fällen, wo die Herrschaft gnädigen Sinnes ist, ein ganz erträgliches sein, unter anderen Umständen wird es erdrückend. Es machte mir Freude, auf einigen Gütern eine geregelte Verwaltung zu finden; auf anderen blieb noch viel verwaahrlostes Wesen aus früherer Zeit.

Stundenlang wandert man stellenweise zwischen solchen Höfen und Dörfern. Breite Straßen, bei Trockenheit staubig, bei Regenwetter über die Maßen morastig, führen durch das Land. Alte Weidenbäume mit morschen Stämmen und hohem Wuchs stehen meist zur Seite.

Tiefe Stille ruht an Sommertagen über der weiten Ebene. Am fernen Horizonte ziehen sich die Umrisse eines dunklen Kiefernwaldes hin, und näher wogen unabsehbare Getreidefelder im leisen Windhauch. Frühere Bilder aus der ungarischen Puszta lebten bei diesem Anblicke in meiner Erinnerung auf. Aber ein melancholischer Zug ruht über der ganzen Landschaft. Selbst die stillen, klaren Seen, an deren Ufern die Schilfwiesen schwanke und auf deren Fläche sich der blaue

Himmel und ferne Windmühlen und Dörfchen spiegeln, vermögen ihn nicht ganz zu bannen. Ein Gefühl wie Heimweh erfasst den Reisenden, um dessen Vaterhaus die Berge stehen, und gern verläßt er am Ende das seltsame, dem Polen selbst so teure Land.

22. Naturbilder von der Insel Norderney.

Langsam dampfte unser Schiff am Morgen durch den schmalen Kanal dem Dollart zu. Während die altertümlichen Häuser Emdens langsam zurückwichen, näherten wir uns dem hohen und mächtigen Damme, der das flache Land gegen den Andrang des Meeres schützt. Der Kanal durchschneidet ihn und bildet hier eine thorartige, verschließbare Einfahrt. Sie war der Gegenstand gespanntester Aufmerksamkeit für das Schiffspersonal und den Kapitän, der vorsichtig die Durchfahrt leitete. Erst als wir Land und Damm hinter uns hatten, eilte ich auf die Vorderseite des Schiffes und blickte hinaus.

Der erste Eindruck, den ein erhabenes Naturschauspiel auf uns macht, ist stets ein ergreifender, nachhaltiger. Um ein bedeutendes aber steigert sich diese Wirkung, wenn noch andere Gefühle neben denen der Bewunderung mitwirken. Dies war hier der Fall. Mit einem gewissen Grauen sah ich vor uns eine scheinbar endlose, trübe, gelbliche Fläche, von hohen, weißgekrönten Wogen überragt.

Der Himmel war mit schnell vorübereilenden Wolken bedeckt, nur zuweilen brach die Sonne hell auf

Augenblicke hervor. Der Wind blies stark aus Nordwest und trieb die hohen Wogenkämme mit Macht gegen uns an. So weit man sah, war wilde, unruhige Bewegung. Nur in weiter Ferne, wo die unbestimmten Umrisse der holländischen Küste auftauchten, verschwamm die matte Färbung des Meeres mit dem eintönigen Grau des aufziehenden Gewölkes. Noch bezeichneten auf der Oberfläche schwimmende Reiser, die mit Ketten an versenkten Gewichten befestigt sind, die Fahrstraße, als schon unser Dampfer die Bewegung des Meeres theilte und in schnellem Wechsel auf und nieder schwankte.

Troßdem die Heftigkeit des Windes eher zu als abnahm, hellte sich der Himmel auf, und die deutsche und holländische Küste traten deutlich hervor. Einzelne Sonnenblicke beleuchteten die roten Dächer der Bauernhöfe, die über die Dämme des Ufers hinausschauten. Freundliches Wiesengrün schimmerte dann auch wohl von dort herüber, als ein lichter, schmaler Streifen zwischen dunklem Himmel und düsterem Meer. Gegenüber, an der holländischen Küste, gewahrte man, kaum erkennbar, den Kirchturm der Festung Delfzyl, und mit bewaffnetem Auge die Mastspitzen der Fahrzeuge im Hafen.

Wir waren schon über vier Stunden auf der Fahrt und unser Ziel konnte nicht mehr fern sein.

Da plötzlich, bei einer Wendung des Schiffes, liegt sie vor uns, die Insel Norderney, in weitem Bogen einen ziemlichen Teil des Horizontes umfassend.

Man glaubt, ein Gebirgsland der wechselfollsten Art mit Thälern, Schluchten und vorspringenden Rücken in den Dünenketten, diesen unbedeutenden Gebilden des Meeres und Windes, zu erblicken. Die Mittagssonne strahlt rötlich auf dem weißen Sande der Dünen; der ferne Leuchtturm ragt auf vorspringender Landzunge hoch wie ein Minaret in die blaue Luft, und zur Linken, näher unserem Schiffe, steigt der Ort mit der Kirche und einzelnen hohen Gebäuden vom Strande zu den Dünen auf, zur Rechten von grünem Gebüsch umsäumt. Oft und merkwürdig seinen Kurs ändernd, nähert sich unser Dampfer der Insel, bis hinter dem Landungsdamme die Masten zahlreicher kleinerer Fahrzeuge auftauchen und nach und nach die Gestalten der Menschen an der Landungsbrücke kenntlich werden. Endlich, nachdem wir vorher noch einmal eine kleine Wiederverkehr des plötzlich überstandenen Schaukelns durchgemacht haben, können wir landen, und während in aller Ordnung unser Gepäck von kräftigen Insulanern besorgt wird, eilen wir über den mehrere Minuten langen Damm, der zugleich die Fahrstraße zum Landungsplatze bildet, dem Orte zu.

Die Insel Norderney ist bekanntlich ein Glied in jener Inselreihe, die, ein Überrest des Festlandes, in weitem Bogen sich um die deutsche und holländische Nordseeküste zieht. Ihre einzelnen Inseln tragen übereinstimmendes Gepräge. Es sind langgezogene, schmale Eilande, Sandgebilde, mit denen Wind und Wogen ihr stetes Spiel treiben. Einst war ihre Ausdehnung

größer; manche der jetzt getrennten Inseln hingen zusammen. Allmählich hat das Meer ihnen viel Boden abgewonnen. Während das Meer an ihrer Vernichtung arbeitet, bewirkt der Wind, mit ihm in Vereinigung, eine ununterbrochene Bewegung dieser Inseln in der Richtung von Nord-West nach Süd-Ost. Dieses Vorwärtsschreiten ist ziemlich bedeutend und beträgt an ungeschützten Inseln jährlich mehrere Fuß. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß, während auf der Westseite die Flut bis dicht an den Fuß der Dünen steigt, im Osten letztere langsam verlaufen und weite, flache Sandmassen gegen das Meer hinauschieben. Höchst kostspielige Steinbauten sind auf Rorderney angelegt, um dem Vordringen des Meeres an der Westküste Einhalt zu thun; ob mit dauerndem Erfolg, wird die Zukunft lehren.

Auf unseren Inseln haben zwar seit jeher Menschen gelebt, und zwar ostfriesischer Abkunft; aber ein neues, glänzendes Leben ist für dieselben angebrochen, seit in jüngerer Zeit in den Sommermonaten Tausende von Leidenden hier in heilkräftigen Seebädern ihre Gesundheit wieder erlangen und sich Kraft holen zu neuer, angestrenzter Thätigkeit. Alle unsere Inseln könnten als Seebäder gelten, und die meisten derselben werden auch als solche aufgesucht, je nach Neigung und Vermögen bald die eine, bald die andere. Bei weitem das glänzendste Badeleben entfaltet aber Rorderney.

Die Häuser der Inselaner sind meist niedrig; von ursprünglichen Einrichtungen blieb in ihnen weni-

ger zurück, da jetzt alles auf den Fremdenbesuch eingerichtet ist. Vor den meisten Häusern liegen kleine Gärtchen mit allerlei blühenden Kräutern und Stauden. Da sieht man vor allem die Nachtkerze (*Oenothera biennis*), die hier, wie an den sandigen Ufern des Rheines und anderer Ströme, ihrer nordamerikanischen Heimat zu vergessen scheint, und bei trüber Witterung und am Abende ihre großen, blaßgelben Blüten entfaltet. Nirgends fehlt die duftende Reseda, und an den Mauern des Hauses und dem Gartenzaune ranken Winde und Kapuzinerkresse hinauf. Die Einfriedigung bilden meist die dichten, geschorenen Büsche von *Lycium barbarum*. Dieser Sinn für Blumen scheint ein sehr charakteristischer Zug der Ostfriesen zu sein, der in der Kultur freundlicher Gewächse einen Ersatz findet für das, was der heimatischen Natur an milden Schönheiten abgeht. Mich erinnerten diese einfachen Gärtchen an die überraschend reiche Blumenwelt, die in Emden, Leer und anderen ostfriesischen Städten des Festlandes an jedem Hause, hinter jedem Fenster ihre zahlreichen, lieblichen Vertreter hat.

Die Zahl der auf Norderney und den meisten anderen ostfriesischen Inseln wild wachsenden Pflanzen ist verhältnismäßig gering, wie es eben die Natur des Bodens, der fast ausschließlich aus losem Sande besteht, und die Witterungsverhältnisse nicht anders erwarten lassen. Aber gerade weil diese ungünstigen Bedingungen auf der Insel walten, tragen die ihnen trotgenden Gewächse auch ein desto bestimmteres Ge-

prägen und ermöglichen eine scharfe Charakterisierung ihres heimatlichen Gebietes.

Die Holzgewächse treten entschieden zurück und sind auf Norderney eigentlich nur durch einige zwerghafte Rosen- und Weidenspezies vertreten. Die Anpflanzungen in der Nähe des Kurhauses und um die Häuser des Ortes müssen selbstverständlich ausgenommen werden. In diesen findet man vorzüglich Erlen, Weiden und Pappeln, von denen aber kein Exemplar einen auch nur einigermaßen stattlichen Wuchs zeigt. Die furchtbaren Herbst- und Frühjahrsstürme, vor denen die einheimischen Hölzer am Boden aufliegend sich schützen, brechen die aufstrebenden Äste der Bäume ab und zwingen diese zu strauchartiger Ausbreitung.

Verlassen wir diese Gehölze und betreten an anderen Stellen die Dünen, so treten uns die regelmäßigen, zum Schutze der Inseln angelegten Anpflanzungen des „Helm“ oder Dünenhafers entgegen. Dieses unscheinbare Gras (*Elymus arenarius*) ist eine der wesentlichsten Bedingungen für die Erhaltung der dem Andrang des Meeres preisgegebenen Inseln. Seine blaugrünen, harten Stengel, welche die Sommerhitze alsbald gebleicht hat, ragen büschelweise aus dem losen Flugande der Dünen und hemmen den Lauf der rieselnden Körnchen. Ihre Wurzeln aber durchziehen wie ein Geflecht das Erdreich und geben ihm Halt und eine gewisse Festigkeit. Kaum begreiflich erscheint es, wie ein auch noch so genügsames, widerstandsfähiges Gewächs unter solchen Bedingungen vegetieren kann.

Der Gehalt an kohlensaurem Kalk, den der Boden durch verwitterte Konchylienschalen stets besitzt, scheint für das Gras ein wesentliches Erforderniß zum Fortkommen zu sein. Gemeinschaftlich mit diesem Hafer bewohnen das gemeine Sandgras (*Psamma arenaria*), der Meerstrandsdreizack (*Triglochin maritima*), die Meerstrandsbinse (*Scirpus maritimus*), der Binsenweizen (*Triticum junceum*) und wenige andere Gräser die Dünenfläche nach der Seeseite hin. Unstreitig die merkwürdigste Erscheinung dieser Gebiete ist unter den Pflanzen der seltene, stachelige Meerstrands-Mannstreu (*Eryngium maritimum*). Tief steckt seine Wurzel im Sande vergraben, aus dem die gerippten, hellen Stengel und die rundlichen, drei- bis fünflappigen Wurzelblätter hervorschauen.

Der Strand an der Nordseite der Insel ist durchaus pflanzenlos, in Folge der mit großer Gewalt vordringenden Flutwellen, die ihn zweimal des Tages überspülen. Der Mangel jeglicher Vegetation ist also hier lediglich auf mechanische Ursachen zurückzuführen, nicht etwa auf die unmittelbare Einwirkung des Seewassers; denn an der dem Festlande zugewendeten Seite der Insel, wo die Flut ohne Wogen langsam steigt, bedeckt ein grüner Rasen die ihr ausgesetzten Strecken. Hier weidet die nicht starke Schafherde des Ortes. Wenn die Flut herannahet, füllt sie zuerst die zahlreichen Gräben. Dann sieht man oft, wie einzelne, von der Herde getrennte Tiere von ihr umschlossen sind, und bis an die Brust im Wasser stehend, blökend nach den übrigen

ausschauen. Niemals aber versucht ein solches Schaf, aus sich wachsend die Herde zu erreichen, sondern läßt ruhig das Wasser steigen, bis der Hirt, der mit einem Stöcke über den Graben setzt, es in der Richtung zum Lande wegtreibt. Auch dem mit den Verhältnissen der Flut und des Bodens nicht vertrauten Wanderer kann es geschehen, daß er sich plötzlich vom Wasser umschlossen sieht, das langsam die Gräben gefüllt hat und nun den Rasen überströmt. Nur der schnellste Rückzug mit gewagten Sprüngen bewahrt ihn dann vor einem unfreiwilligen Bade.

Dem Pflanzenkenner liefert dieses Gebiet eine hübsche Ausbeute an Salz- und Strandpflanzen. Hier blüht die schöne, saftreiche Strandaster (*Aster Tripolium*) mit reichen Blütenständen und lilafarbenem Strahl. Die Meldegewächse haben mehrere Vertreter hier, darunter die saftreichen, seltsam gestalteten, an gewisse Fettpflanzen erinnernden Glaschmalzarten, die reich verzweigte *Salicornia*, ferner den ästigen Meerstrands-Gänsefuß (*Chenopodium maritimum*) mit schmalen, halb walzenförmigen Blättern, und das Salzkraut (*Salsola Kali*).

Alle diese Gewächse stehen in einem vom Wasser beständig durchtränkten Boden, der aber nicht den reinen Sand des Nordstrandes besitzt, sondern einen ziemlich bedeutenden Mergelgehalt aufweist.

In den durch allerlei von der Flut zurückgelassenes Meeresgetier belebten Gräben haben sich Charen und Algen angesiedelt. Am auffallendsten ist unter

letzteren die große, flache Lappen bildende *Ulva latissima*.

Übrigens liefert die Insel durchaus keine reiche Auswahl an Algen, da der sandige Meeresboden ihnen keinen günstigen Standort gewährt. Zwar wirft das Meer stets Meerespflanzen aus, aber es sind fast immer dieselben gewöhnlichen Arten. Da findet man die langen, bandförmigen Blätter des Seegrases und massenhaft den gemeinen Blasentang, auch den mit großen Schwimmblasen versehenen, kräftigen *Fucus nodosus*.

Wenden wir uns vom Strande dem Innern der Insel zu, so treten neue Pflanzenformen uns entgegen. Manches bekanntes heimatliches Pflänzchen wuchert hier neben Vertretern ferner Gebiete. Die Gräser sind vorherrschend. An feuchten Stellen werden sie häufiger, und Wollgräser gesellen sich auch wohl hinzu. Zuweilen überdeckt die gemeine Heide den sandigen Boden, und über sie erhebt sich die nicht einmal fußhohe Kriechweide.

Wiesen, die nicht unter dem Einflusse des Seewassers stehen, fehlen auf Norderney gänzlich, und das ist die Ursache, warum diese Insel, im Gegensatz zu dem nahe gelegenen Borkum z. B., so arm in ihrer Flora ist.

Aber nicht einmal überall tragen die Dünen ein so freundliches, wenn auch dürftiges Pflanzenkleid; manche derselben ziert nicht das kleinste Gewächs. So liegt auf dem nordwestlichen Teile die sogenannte „weiße Düne“, mit welchem Namen man jedoch nicht, wie man

glauben könnte, eine einzelne Erhöhung bezeichnet, sondern ein weites Gebiet, gebildet aus einer doppelten Dünenreihe samt der von ihr eingeschlossenen Senkung. Diese öden Strecken sind von solcher Ausdehnung, daß man von vielen Punkten aus nichts, als die sterilen, losen Sandmassen erblickt. Sie gleichen, wenn man von den wechselvollen, großartigen Erscheinungen des nahen Meeres absieht und sich in den mittleren Theilen derselben befindet, in ihrer ergreifenden Stille und Öde den traurigen Bildern, die man von einer Wüste entwirft. Hohe, flach wellenförmige Höhen wölben sich zu beiden Seiten empor. Feinster, weißkörniger Quarzsand bildet sie und die langgezogene, thalartige Vertiefung in ihrer Mitte. Nur selten ragt ein dürre Büschel des Dünengrases, fast schon vergraben, hervor, und an feuchten Stellen der Tiefe wuchert vereinzelt der saftreiche, blaublühende Meersenf (*Cakile maritima*). Keine Seevögel, die sonst wohl hier nisten, ließen sich blicken, als ich einsam zwischen die Dünen ging; nur zuweilen sah ich einen kleinen Käfer sich über den Sand bewegen. Dieses Tierchen (*Cicindela maritima*) aus der Familie der Laufkäfer, mit unserem grünen Sandläufer oder Jäger verwandt, scheint das einzige lebende Wesen im weiten Sandmeere zu sein. Schnell sieht man es über den Sand dahinlaufen; bei unserem Näherkommen aber erhebt es sich vom Boden und fliegt sprungartig, gleich einer Heuschrecke, hinweg, um bald darauf sich wieder niederzulassen. Lange Strecken kann man so diesen kleinen Käfer verfolgen, ohne daß

man seiner habhaft werden könnte, oder man ihn aus den Augen verlöre. Man fragt sich, was wohl die Nahrung dieses Raubkäfers sein könne, der diese losen tier- und pflanzenarmen Sandmassen bewohnt. Interessant ist es, daß dies kleine Kerbtier bei seinen Streifzügen winzige Fährten in dem feinen Sande zurückläßt, die freilich nach wenigen Augenblicken wieder durch die rieselnden Körnchen geebnet sind. Beugt man sich auf den Boden herab, so gewahrt man, auch bei mäßiger Bewegung der Luft, diese stille, aber unaufhörliche Bewegung. Ein Finger, in den losen Sand gesteckt, umgiebt sich bald mit einer kleinen Erhebung; ein hervorstehendes Hältnchen veranlaßt die Bildung einer Anschwellung zu beiden Seiten und einer Senkung gerade hinter ihnen; um jede kleine Muschel ziehen die rollenden Körnchen feine Linien. Alle die schönen Schattierungen frisch gefallenen Schnees bietet dann im Sonnenschein der blendend weiße Sand.

Es gewährt einen hohen Reiz, auf dem Boden gelagert, dieser geräuschlosen Bewegung des Sandes zuzuschauen, die scheinbar so unbedeutend, in ihren Wirkungen von so erstaunlicher Macht, Gebirge bildet von meilenlanger Ausdehnung. Sie schützt ganze Länder gegen den wilden Andrang des Meeres und verwandelt, wo ihr Vorwärtsschreiten menschlichem Widerstande begegnet, blühende Landstriche in öde Sandebenen und wellenförmige Dünenflächen. Bei heftigeren Winden treibt die Luft nicht nur Sandkörner, sondern auch Muschelschalen und Schneckengehäuse die Abhänge der

Dünen hinauf; besonders an jenen flacheren Erhöhungen, welche oft die Mitte zweier steileren Dünen einnehmen. Man macht die Beobachtung, daß alle diese Konchylienreste in einem Zustande der Verwitterung oder Zersetzung sich befinden. Selten nur konnte ich eine noch unversehrte Schale auflesen, die meisten waren bereits durchlöchert und zerbröckelten weiter in der Hand. Es ist dies der Verwitterung des kohlensauren Kalkes und der schleifenden Bewegung der härteren Quarzkörner zuzuschreiben.

Steigen wir aus diesem Gebiet der weißen Dünen zum nördlichen Strande der Insel hinab, so sehen wir bei der Ebbe diesen als eine fast ebene Fläche sich weit hin ausdehnen. Im höheren Teile, wo er sich plötzlich zu den steilen Abhängen der Dünen erhebt, ist der Sand locker und das Gehen in ihm ist beschwerlich, wo aber noch die Feuchtigkeit der zurückgetretenen Flut den feinen Sand durchtränkt, bündelt dieser zu einer festen Schicht zusammen, in welcher der Fuß nur schnell wieder zerfließende, unbedeutende Spuren hinterläßt. In ziemlicher Entfernung sieht man hier die ankommenden Wogen sich überstürzen, während ihr Wasser in geräuschlosen Güssen noch eine beträchtliche Strecke näher herangedrungen wird.

Der ganze Strand ist mit Muschelschalen wie übersät. Vorwiegend sind es die zierlichen Gestalten der eßbaren Herzmuschel in allen Farbennüancen, vom dunkelsten Braun und Schwarz bis zum hellsten Grau. Dazwischen liegen die schwarzen Schalen der Riesmuschel

meist nur in sehr kleinen Exemplaren. Sehr häufig findet man auch die hübsche Form der gekräuselten Bohrmuschel. Die beiden hier vorkommenden Bohrmuscheln (*Pholas crispatus* und *Ph. dactylus*) bohren sich in Ermangelung von härterem Material hier an den Küsten meist in den Thon, der stellenweise den Meeresboden bedeckt, oder in das Holz umhergestreuter Schiffstrümmen. Man begreift kaum, wie die Tiere mit der wenig widerstandsfähigen Masse ihrer Bedeckung in harte Gegenstände, wie Steine, einzudringen vermögen. Nur die lange Summierung kleiner Wirkungen, ermöglicht durch das beständige Ersetzen der abgenutzten Kalkmasse, macht es erklärlich. Als die kleinsten Vertreter der Muscheln liegen hier die hübschen *Tellina*-Arten umher. Eine seltsame Erscheinung sind die langen Scheiden der *Solen*-Arten, die übrigens drei Vertreter in der Nordsee haben, aber selten an den Strand ausgeworfen werden. Desto häufiger geschieht das mit den oft sehr umfangreichen Schalen der großen Sandklaffmuschel (*Mya arenaria*). Von Schnecken findet man zuweilen das große Wellhorn (*Buccinum undatum*), während die kleine, schwarze Strandschnecke (*Litorinia litorea*) in Menge lebend die Steindämme des Badestrandes bewohnt. Ein am Strande häufiges und höchst sonderbares Gebilde ist das Ei einer Rochenart, der *Raja clavata*. Diese Eier liegen zerstreut umher; sie sind viereckig und an jeder Spitze mit einer Verlängerung versehen, die, wie die ganze Schale, eine schwarze Farbe und pergamentartige Beschaffenheit hat. Sonder-

bar wie diese Rocheneier sind die zelligen Massen, in denen die Eier einer Schnecke, des großen Wellhorns eingebettet waren. Diese leeren und leichten Ballen wirft das Meer oft in Menge aus. Unkundige halten sie oft für Arten von Schwämmen, und kleine, schwarze Fäserchen an ihrer Außenseite, die wie Wurzeln aussehen, erinnern wiederum an pflanzliche Gebilde.

Verhältnismäßig ist das Meer in der Nähe des Strandes von Norderney arm an lebenden Pflanzen und Tieren. Die flachen, im Wasser zu festen Schichten zusammenfließenden Sandmassen nähren nur ein kümmerliches organisches Leben, gleich den Sandwüsten und Heiden des festen Landes. Dies beweisen schon die meisten der vom Meere ausgeworfenen Muschelschalen. Die Tiere, von denen sie gebaut wurden, sind längst verwest, die Schalen aber durch Sand und Wasser geschliffen und von den letzten organischen Resten gereinigt. Höchst selten findet man eine noch lebende Muschel mit geschlossenen Schalen, auch dann, wenn Vögel vorher die Stelle nicht besucht hatten.

Eine Ausnahme machen die steinernen Dämme der Westküste, die regelmäßig von der Flut überschwemmt und von der Ebbe trocken gelegt werden. Auf ihnen haben sich Kolonien der eßbaren Riesmuschel gebildet, an ihren Seiten fluten Tange im Wasser; gefurchte Sectulpen überziehen die Pfähle und Steinblöcke, und in den Spalten und Rissen liegen lebende Strandschnecken und kriechen die abenteuerlichen Gestalten des

großen Taschenkrebseß umher. Letztere gewähren einen drolligen Anblick, wenn sie, bei unserem Nahen, mit den langen, dünnen Beinen ungeschickt und humpelnd ihren Körper fortbewegen und schnell in einer Spalte des Gesteines verschwinden.

Unstreitig der interessanteste Vertreter unter den Krustaceen ist der Einsiedlerkrebß. Schon im äußeren Bau bietet er Eigentümlichkeiten. Die rechte Schere ist beträchtlich größer als die linke, und wie das erste Fußpaar ist noch einmal das hinterste mit freilich winzigen Scheren versehen. Der geschwollene Hinterleib dieses Krebseß entbehrt jeglichen Schutzes und ist nur mit einer wenig widerstandsfähigen Haut bedeckt. Wie die anderen Krebse trägt er kleine bei ihm unpaarig stehenden Fortsätze. Um nun diesen, allen Angriffen seiner Feinde bloßgestellten Teil des Körpers zu schützen, schiebt der Einsiedlerkrebß ihn in das leere Gehäuse einer Schnecke, hält sich vermittelst der Fortsätze in ihm fest und trägt es bei seinen Streifzügen wie seine eigene Wohnung mit herum. Mit Gewalt ist er nicht aus seiner Behausung zu entfernen. Wird das Tier allmählich größer, so verläßt es sein Gehäuse und sucht sich ein anderes. Bei diesem Wechsel des Futterals für seinen Hinterleib aber ist der Einsiedlerkrebß ein hilfloses und viel geplagtes Geschöpf. Seine Feinde benutzen die Gelegenheit, fallen über ihn her und greifen ihn an seinem schwachen Teile an. In den Seewasseraquarien kann man beobachten, wie größere Arten derselben Gattung bei diesem Wechsel leicht die Beute

von Fischen und anderen gefräßigen Geschöpfen werden; ja, von ihresgleichen werden sie nicht verschont. Gewöhnlich schauen nur die Spitzen der Gliedmaßen aus der Öffnung der Schnecke hervor, und das Tier ist dann einem schwer bepanzerten Ritter nicht unähnlich. Ein lebender Einsiedlerkrebs aber, den ich im Zimmer beobachtete, streckte, wenn er sich unbemerkt glaubte, den ganzen Vorderkopf aus dem Gehäuse, wobei er allerlei seltsame Bewegungen machte. Nahte ich mich, so fuhr er blitzschnell wieder zurück und schaute vorsichtig mit seinen glänzend schwarzen Augen, die auf beweglichen Stielen sitzen, aus der Öffnung heraus.

Der Hummer kommt nur vereinzelt in der Nähe von Nordernei vor und scheint mehr felsigen Meerboden zu lieben. Die Hummer, die auf der Insel verspeist werden, kommen meist von Helgoland.

Desto häufiger lebt hier ein kleiner Krebs aus der Familie der Garnelen, der „Garnat“ (*Crangon vulgaris*), ein wenig über zolllanges Tier, im Leben mit durchscheinendem, blaßrötlichem Körper. Es hat gekocht einen angenehmen Geschmack und wird maßweise von den Inselanern verkauft. Das Loslösen der Schalen erfordert aber besondere Kunstgriffe und viel Zeit und kann als Geduldsspiel empfohlen werden.

Wenn man die vom Meere ausgeworfenen Ballen der Algen untersucht, findet man in ihnen winzige Flohkrebse (*Gammarus marinus*) umherkriechen, Verwandte des auf dem Lande in Bächen und Gräben häufigen *Gammarus pulex*. Aufs Trockene geraten, schnellst sich

dieses Tierchen vermittelst der Astersfüße und Schwanzanhängsel in die Höhe.

Verschiedene Röhrenwürmer bekunden ihr Dasein an der Rorderneyer Küste durch merkwürdige Gebilde, während man die Tiere selbst selten zu Gesicht bekommt. So geht es mit dem Röhrenwurm (*Serpula contortoplicata*). Dieses Tier besitzt einen nur undeutlichen Kopf, kleine Augen und Fühler. Neben dem spaltförmigen Munde stehen zwei Riemen von fächerförmiger Gestalt und dazwischen zwei Fäden, wovon einer einem Trichter gleicht und mit dem das Tier die Röhre, die es bewohnt, verschließt, sobald es sich in diese zurückzieht. Diese Röhren liegen immer an geschützten Stellen des Strandes abgelagert. Sie bestehen aus einer gewundenen, biegsamen, kalkigen Masse, in welcher kleine Bruchstücke von Muscheln, Holzsplitter, Sandkörner und ähnliche winzige Gegenstände gebunden sind. Der gem. Sandwurm (*Arenicola piscatorum*) verrät sein Vorkommen durch hin und her sich windende Aufwürfe auf dem Sande des Strandes, in dem er, wenn man ihn ausgräbt meist senkrecht steckt. In der Körperbildung gleicht er dem vorhin genannten. Seine Spuren im Sande erinnern entfernt an die an der Oberfläche des Bodens bemerkbaren Gänge der Mäuse auf den Feldern des festen Landes. Der Sandwurm wie der Röhrenwurm werden von den Insulanern als Köder beim Fischfang gebraucht und von den Frauen mit Gabeln aus dem Sande gegraben.

Während diese Wesen selbst sich leicht der Betrachtung entziehen und nur in ihren Werken ihr Leben kundthun, erregen mehrere Strahlthiere die Aufmerksamkeit auch des für das Leben der Natur sonst gleichgültigen Menschen. Vor allem thuen das die auffallenden Gestalten der Seesterne, deren eigentümlicher Bau und geheimnißvolles Leben dazu angethan scheinen, jeden zum Naturforscher zu machen. Wenn sich bei Ebbe das Wasser langsam von den steinernen Bühnen zurückzieht, sieht man diese seltsamen Tiere oft zahlreich darauf umherliegen. Meist ist es der gem. Seestern. Andere selten hier vorkommende Arten derselben Ordnung sind die Schlangensterne.

Wenn auch mehr vereinzelt wirft das Meer doch häufig gewisse Seeigel aus, vor allem den eßbaren Seeigel.

Höchst seltsam für den in die Fauna des Meeres noch nicht Eingeweihten sind die Quallen. Mit Verwunderung sieht man zuweilen dicke bläuliche Massen gleich einer Gallerte hier und da auf dem Strande umherliegen. Mit einem Stock kann man sie durchschneiden, und aufgehoben zeigen sie keine deutliche Gestalt. Aber wir nehmen die Masse und werfen sie in einen der zurückgebliebenen Wassertümpel. Sofort nimmt sie Form an. Zu oberst aber schwimmt eine halbkugelige Scheibe von bläulich weißer Farbe, wie von durchscheinendem Milchglase gefertigt; darunter hängen zahlreiche Fangarme und Fangfäden, den in ihrer Mitte liegenden Mund umgebend. Mit den Fangfäden er-

greift das Tier seine Beute, die es zuvor vermittelt seiner Nesselorgane, mit denen oft der Badende in unangenehme Berührung kommt, gelähmt hat. Diese Nesselorgane bestehen aus kleinen Bläschen mit hervorschnellbaren, auf der Haut ein brennendes Zucken verursachenden Fäden. Fast alle Quallenarten prangen in den wundervollsten, leuchtendsten Farben, die sich aber leider nicht halten und mit dem Tode des Tieres, der eintritt, sobald dasselbe aus dem Wasser genommen ist, erlöschen.

Leider bleibt der größte Teil der so vielgestaltigen, interessanten Fauna des Meeres demjenigen verborgen, dem es nur für kürzere Zeit vergönnt ist, an seinen Ufern zu weilen. Während aber der Strand noch immer Gelegenheit zum Studium der niederen Tierklassen bietet, entzieht sich das Leben der höher organisierten Meerestiere fast gänzlich unserem Blick.

Selten nur beobachtet man in diesem Meeresteile das muntere Spiel des geselligen Tümmlers, und stete Verfolgungen haben dem Seehund die Sandbänke ziemlich verleidet, die als Verbindungsglieder der Inseln bei niederem Wasserstande auftauchen, und auf denen die Tiere in kleineren Gesellschaften sich zu sonnen pflegen.

Von den Fischen, an denen die Nordsee so reich, ist zur speziellen Charakterisierung unserer Inseln noch weniger zu sagen. Alle der Nordsee angehörenden Arten und manche aus anderen Breiten werden gelegentlich einmal von den Fischern gefangen, aber ich beschränke

mich auf die Erwähnung von zwei Familien, da diese mehr dem Meere in der Nähe des Strandes angehören. Dies sind die Rochen und Schollen.

Alle Schollenarten: die Flunder, die Seezunge, die Scholle, die Steinbutte liefern ein schmackhaftes Fleisch, und den Fang dieser Tiere, namentlich der Scholle, kann man fast täglich an dem Strande nach der Landseite hin, wo keine Brandung, beobachten. Ein langes, ziemlich schmales Netz, an dessen beiden Enden Pfähle befestigt sind, wird von zwei Männern eine weite Strecke über den Boden des feichten Strandes geschleift, so daß die erschreckt vom Grunde auffahrenden Fische in ihm gefangen werden. Diese werden alsdann in Körbe geworfen und finden guten Absatz in den feineren Küchen des Ortes.

Die Scholle gehört zu den Fischen, welche sich recht gut in Seewasser-Aquarien halten lassen, und wer sie hier beobachtet, kann sich ein Bild machen von ihrem Leben im Meere, was sich dort ja jeder Beobachtung entzieht. Sofort wird einem jeden das zweckmäßige im Körperbau dieses Fisches der auf den ersten Blick so räthelhaft erscheint, klar. Der flache Leib liegt halb vergraben im Sande. Nur das regelmäßige Aufheben und Senken der Riemendeckel verrät das Leben. Die Oberseite des Körpers trägt die blasse Schutzfarbe des gelben Meersandes. Auf dunklerem Grunde heben sich gelbe und orangerote Flecken ab, welche die dunkleren Quarzkörnchen des Sandes in der Färbung täuschend nachahmen. Stundenlang liegt oft der Fisch fast

regunglos auf dem Boden; nichts erinnert an die Beweglichkeit seiner Verwandten, nur die Augen, welche in schiefer Stellung auf Hervorragungen des Kopfes sitzen, drehen sich dann und wann nach einer anderen Richtung. Die Bewegung eines Fingers vor den Glasscheiben ihres Behälters erregt erst die Aufmerksamkeit der Schollen. Langsam rutschen die flachen Körper vorwärts auf die vermeintliche Beute zu, und nach Art träger Amphibien unverwandt nach demselben Punkte. Schwimmt ein größerer Fisch über ihnen weg, so ducken sich mit einemmalle alle Köpfe, und nur die Augen drehen sich in drolliger Weise nach dem vorüberziehenden Störenfried hin. Erst dann geben sie ihre ruhige Lage, die sie den Feinden verbirgt, auf, wenn ein solcher ihnen im wahren Sinne des Wortes auf den Leib rückt. Ruckweise schieben sie sich dann vor dem Verfolger her, oder zuweilen erhebt sich auch eine vom Boden und schwimmt mit wellenförmigen Bewegungen, wobei die weiße Unterseite sichtbar wird, eine Strecke weit, um sich dann wieder schwerfällig, wie ermüdet, flach auf den Sand niederzulassen, in den sich der Körper durch Hin- und Herschieben einwühlt. Irgend eine einherschreitende harmlose Krabbe treibt so oft eine ganze Schar dieser seltsamen Geschöpfe vor sich her.

Innig durch ihr Leben mit dem Meere verbunden, bevölkern zahlreiche Vogelgeschlechter die sonst so stillen, einsamen Inseln. Die meisten gehören den Wat- und Schwimmvögeln an, und gegen sie treten die wenigen Landvögel in den Hintergrund. Vor dem Wanderer

fliegt mit zwitscherndem Rufe der olivengrüne Zitisißfänger auf, der die Büsche der Kriechweide und der pimpinellblättrigen Rose bewohnt. Diese munteren Sänger und der flinke Wiesenpieper beleben mit fröhlichem Zwitschern die einsame Landschaft, wie der Gesang der Lerchen die tiefe Stille trüber Hochmoore unterbricht.

Wo die Dünen mit steilen Abhängen zum Strande fallen, endet das Gebiet dieser Vögel; statt ihrer laufen vereinzelt kleine Stelzengänger umher. Reich an ihnen, wie es etwa die Brüche Ostfrieslands sind, ist der Strand nicht, aber man erblickt doch ab und zu den einen oder den anderen, oder sieht ihre Bälge an den Kaufläden des Bazars in Norderney hängen. Suchend läuft der emsige, gewandte Strandläufer mit den dünnen, zierlichen Beinchen auf dem festen, wasserdurchtränkten Sandboden umher und nimmt hier und da schnell ein Insekt oder ein ausgeworfenes Weichtier auf. Der Austernfischer ist gleichfalls ziemlich häufig. Außer ihm kommen der Strandregenpfeifer und der Steinwürger vor.

Die eigentlichen Vögel des Meeres aber sind die Möven und die ihnen nahe stehenden Seeschwalben; und wo sähe man wohl eine Scenerie unserer nordischen Meere, wo sie fehlten. Zwar sind die Möven auf dem Binnenlande nicht gerade immer eine fremde Erscheinung. Gewisse Arten gelangen, dem Lauf großer Flüsse folgend, im Herbst und Winter selbst bis in die engen Durchbruchsthäler der Gebirge, wo sie sich dann, solange der Strom noch ziemlich eisfrei, scharenweise

aufhalten. Aber das eigentlich natürliche ihrer Lebensweise kommt hier nicht so ganz zum Vorschein, man glaubt es ihnen anmerken zu können, daß sie nicht in ihrer Heimat sind. Erst in den Marschgegenden Ostfrieslands, wo die Flut des Meeres das Wasser der Ems und ihrer Zuflüsse staut und zahlreiche Kanäle und Gräben die weiten Wiesen durchschneiden, trifft man gewisse Möven wie in ihrer natürlichen Heimat an. Hier leben sie neben dem munteren Kiebitz, der sich unter den Herden des Viehes aufhält, und gemeinsam mit dem Fischreiher, der mit hochaufgerichtetem Körper würdevoll vor den Wassergräben steht und bedächtig nach vorüberschwimmenden Fischen guckt. Kaum eine Vogelfamilie kann man so eine bevorzugte nennen, wie gerade die Möven. Durchweg sind es intelligente, lebhaftere Tiere, die, fast beständig in Thätigkeit, ihr Leben zu benutzen verstehen. Sie laufen gut, schwimmen ohne Mühe und beherrschen den Flug mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit. Stets gewährt es hohen Genuß, ihren leichten, schnellen Bewegungen zuzusehen, die sie bald hoch durch die Lüfte, bald dicht über die weißen Wogentämme der Brandung führen. Dabei spielt wechselndes Licht über den hellen Farben ihres Gefieders, und wenn im Sturme das Meer und der Himmel dunkel sind, heben sich ihre vorübereilenden Gestalten wie leuchtend von dem schwarzen Hintergrunde ab.

In der Schnelligkeit des Fluges werden die Möven noch von den verwandten Seeschwalben übertroffen.

Ihre braungefleckten Eier, die stets in bestimmter Anordnung liegen, findet man zur Brütezeit sehr häufig in dem losen Sande der sog. weißen Dünen. Den Winter verleben diese Vögel an fernen, südlichen Küsten, wie des Schwarzen und Mittelländischen Meeres.

Alle diese zahlreichen Vogelarten sind fast ausschließlich auf das Meer angewiesen. Zweimal täglich nach der Flut finden sie hier gedeckten Tisch. Da ist's denn am Strande lebendig.

Die wenigen Landvögel, deren Leben nicht an das des Menschen gebunden, finden weniger reiche Nahrung; denn die Insektenwelt ist nur spärlich auf unserer Insel vertreten. Die Dünen bewohnen außer dem schon genannten Lauffläser vorzüglich noch die Sandwespe und die Erdhummel. Zahlreich kommen sonst nur noch zu gewissen Zeiten langbeinige Stechmücken vor, deren Larven und Puppen die Gräben des Süstrandess bewohnen.

In alle diese Naturstudien mischt sich hier auf Norderney eine feierliche Stimmung. Das nahe Meer erzeugt sie, dessen Gebrause die Stille der Dünen unterbricht. So oft man eine ihrer Höhen übersteigt, liegt die unendliche Fläche vor dem Blick. Aber wenn man auch von den höheren Dünen der Insel aus den größeren Teil des Eilandes, welches zwischen mehrfachen Dünenreihen verflachte, sandige Mulden birgt, überschaut, so tritt es uns doch nirgendwo, von ihnen aus gesehen, als Insel entgegen; nach irgend einer Richtung hin unterbrechen immer vorgelagerte Dünen den Meeres-

horizont. Nur die Aussicht vom Leuchtturm macht eine Ausnahme und gewährt einen wahrhaft großartigen Anblick.

Auf einer Anhöhe des östlichen Theiles der Insel erbaut, ragt der 200 Fuß hohe Turm stolz in die Luft und taucht dem der Insel sich nähernden Schiffer einer hohen Säule vergleichbar aus den Fluten, weit, bevor das Eiland selbst mit den weißen Dünen am Horizonte erscheint. Nachts aber wirft er sein Licht auf 5 Seemeilen hinaus über das Meer. Der Leuchtapparat auf seiner Spitze, besteht aus einer großen Petroleumlampe und einem dieselben umgebenden Krystallcylinder. Letzterer konzentriert das Licht in 24 Scheiben, welche rings von geschliffenen Prismen umgeben sind. Das Ganze dreht sich, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt, in 4 Minuten einmal vor der Lampe her; und da das Glas 24 Brennpunkte aufweist, strahlt das, zwar stets bemerkbare, Licht von je 10 zu 10 Sekunden heller auf. Dem Seefahrer aber, der die Zwischenräume, in denen er das Licht bemerkt, mit seinem Verzeichniß vergleicht, bietet sich so ein untrüglicher Wegweiser bei nächtlicher Fahrt. Für die Insel selbst ist der Leuchtturm von untergeordneter Bedeutung; seine Bestimmung ist, den Kurs der in der Entfernung einiger Meilen die ostfriesischen Inseln passierenden Schiffe, auf dem Wege von England nach den deutschen Nordseehäfen, vornehmlich nach Bremen und zurück, festzusetzen. Zuweilen gewahrt man von den Dünen aus solche Schiffe; meist aber bezeichnen nur ein über

dem Horizonte schwebender Rauchfaden oder die Masten mit hellen Segeln, oft nur dem bewaffneten Auge bemerkbar, ihren Weg.

Außerhalb des Leuchtapparates läuft eine Gallerie um den Turm, und von dieser hohen Warte aus bietet sich ein wirklich großartiges Panorama. Die Insel, welche wir ganz überblicken, liegt unter uns. In der Entfernung einer Stunde etwa sieht man den Ort Nordey mit seiner Kirche und den hohen Badeetablissemments. Davor erstreckt sich das weite Dünengebiet mit seiner einförmigen, armen Bekleidung, aber einer nirgends unterbrochenen Bewegung des Bodens. Wo an der Seeseite die Brandung mit weißem, aufschäumendem Wogenfranze die Insel umgiebt, dehnt sich jenseit des Dünenzuges der breite, flache Strand aus. An der Landseite aber zieht sich die grasbewachsene, von Gräben durchzogene Ebene bei Ebbe weit in die ruhige See hinaus. Dort erkennt man die weidende Schafherde und die Scharen der vorüberziehenden Möven. Gegen Osten werden die Dünen niedriger und treten näher zusammen, bis weiterhin nur noch ausgedehnte Sandbänke ins Meer sich erstrecken und zur Zeit der Ebbe die Insel weit in dieser Richtung verlängern. Aber alle diese Bilder in unserer Nähe treten zurück vor dem einen gewaltigen Eindrucke des Meeres. Nur gegen Süden hin begrenzen die Umrisse des Festlandes den Horizont; sonst steigt rings das Meer bis zur vollen Höhe des Gesichtskreises, wo es scharf und dunkel sich gegen den Himmel abhebt.

Von dem Leuchtturm aus überschaut man zugleich den größten Teil der ostfriesischen Inseln. Fern gegen Westen liegt Juist. Von Borkum strahlt nur nachts das Licht des Leuchtturmes herüber, während dieser selbst am Tage sich dem Blick entzieht. Nach der andern Seite hin liegt Baltrum, ziemlich nahe, mit deutlich erkennbarem Strande und Dünenzügen. Weiter hebt sich hell die Insel Langeoog aus dem Meere und darüber etwas seitwärts am Horizonte nimmt man noch die Umrisse von Spiekeroog wahr.

Scharf heben sich überall der blendend weiße Strand und die hellen Dünen von der Fläche des Meeres ab, auf dessen Spiegel auch bei klarem Wetter, wenn nicht gerade direkte Lichtreflexe dem Auge begegnen, stets ein düsterer Farbenton ruht.

Ich hatte das Glück, auf Norderney das herrliche Phänomen des Meerleuchtens in seltener Schönheit zu genießen. Es war eine finstere, aber nicht, was man sonst als Bedingung für diese Erscheinung ansieht, gerade warme Nacht. Der Wind hatte sich gelegt, und nur das gleichmäßige Rauschen des Meeres schallte über die stille Insel. Als ich, vorsichtig weiterschreitend, die Höhe der Dünen erstiegen hatte, stand ich wie gebannt vor einer wundervollen Erscheinung. In tiefster Dunkelheit, die über Meer und Himmel lag, leuchteten die Wogenkämme der Brandung in mattem, weißlichem Lichte, wie erhellt von der Dämmerung des Abends. Bald auftauchende, bald verschwindende Linien vereinigten sich zu einem leuchtenden Gürtel, der in weitem

Bogen das nächtliche Eiland gegen die Seeseite umschlang. Gewohnt, am Tage die Brandung durch weißen Schaum bezeichnet zu sehen, hätte man glauben mögen, es werde jene Stelle des Meeres von einer zufälligen Beleuchtung getroffen, welche die überstürzenden Wogen erkennen ließe. Aber der am Tage so blendend weiße Strand lag wie ein dunkler Abgrund vor mir und nicht der leiseste Schimmer verriet den Sand der Düne, auf dem ich stand. Behutsam und ungewiß, wie weit die Flut schon die Wogen treibe, stieg ich hinab, wo eine jener mächtigen steinernen Bühnen zum Schutze der Insel und des Strandes in das Meer vorgebaut sind. Die Erscheinung, die, aus der Entfernung gesehen, fast eine Täuschung hatte zulassen können, bot sich nun in wunderbarer Pracht. Wenn die Flutwellen sich heranwälzten und brausend und schäumend sich überstürzten, erglüheten ihre Rämme in hellem, bläulichem Lichte. Bald stärker, bald schwächer ausleuchtend, schossen strahlende Streifen durch die Brandung fort. Das intensivste Leuchten umgab den Kopf der Bühne. Hier schien das Wasser von elektrischem Feuer erhellt. Jede herankommende Woge übergoß das dunkle Gestein mit leuchtenden Wellen, die mit glitzernden Punkten ihren Weg bezeichneten. Als ich soweit gegangen, daß das Wasser den Fuß überspülte, goß es leuchtende Funken darüber hin und ein gleiches zeigten die Steine, an denen sie haften blieben, nachdem die Risse das Wasser eingeschlürft. Beugte ich mich herab und plätscherte mit den Händen im stillen Wasser zur Seite der Bühne, so

begann auch dort dasselbe zu leuchten, wobei ich deutlich einzelne Körperchen als Ausgangspunkte des Glanzes wahrnahm. Aber mit dem Meere theilte der feuchte Sand den seltenen Anblick; wo man mit der Hand oder mit dem Stöcke in ihm wühlte, traten flimmernde Lichtpünktchen aus ihm hervor und bezeichneten hell und glitzernd die Linien, in denen er durchfurcht worden war. Mit stiller Bewunderung stand ich vor diesem herrlichen Schauspiel und empfand, wie überall, so auch hier der Natur unendliche Größe. Was in dem Lichte des Tages dem Auge und dem Sinne des Menschen meist verborgen bleibt, verkündet das Meer bei stiller, dunkler Nacht in wunderbarem Leuchten. In aufblitzendem Lichte offenbart sich die Lebensthätigkeit unzähliger seiner verborgenen Geschöpfe. Während auf dem Lande manche Pilze und Wedelmoose im Zustande des Vorkeims unter gewissen Bedingungen der Temperatur und Feuchtigkeit die Fähigkeit zu leuchten besitzen, und gewisse Käfer im Inneren besonderer Apparate die Erscheinung ähnlich, aber auffallender zeigen, leuchten im Wasser und besonders im Meere gewisse Algen und zahlreiche niedere tierische Wesen, zu denen Krustentiere, Würmer, Mollusken, namentlich Schal- und Manteltiere, Holothurien, Stachelhäuter, Quallen und besonders eine Menge von Infusorien ihren Beitrag stellen. Zumeist ist erst ein äußerer Reiz und eine dadurch bedingte Steigerung gewisser Lebensprozesse imstande, die Erscheinung hervorzurufen. Dies aber geschieht besonders da, wo die Gewalt des Wassers in der Bran-

ding das Leben dieser kleinen Wesen gefährdet; dort strahlt das Meer ein weißliches Licht, den Todeskampf seiner Geschöpfe verkündend, während die bloß gesteigerte Lebenshätigkeit weiter hinaus in der Tiefe des Meeres dasselbe mit bläulich phosphoreszierendem Lichte durchströmt.

Spät erst konnte ich mich von der herrlichen Naturerscheinung trennen, und lange noch stand ich auf der Höhe der Dünen und schaute auf die glühenden Wogen und in das Dunkel des Meeres, wo in der Höhe zuweilen ein matter Schein auftauchte und die wilde Brandung des Meeres bezeichnete an den unterseeischen Sandbänken zwischen Norderney und Juist.

23. Zu weiltfernen Leuten

(eine Alpenwanderung durchs Arverfer-Rheinthal).

Strahlend zog der Morgen über das Domlescher Thal herauf. Ein Duftsleier, viel zu zart, um zu verhüllen, schwebte über der Tiefe und umfloß alle Gegenstände mit einem gleichmäßigen, sanften Lichte. Die grünen Bergmatten zur Linken des Thales lagen in hellem Sonnenglanze; zur Rechten aber, wo düster blaue Schluchten das bewaldete, in grünlichem Dämmer-scheine ruhende Gebirge durchfurchen, fielen lange Schatten über das anmutige Thal bis zu dem breiten versandeten Rhein-Bett. Über die näheren Gebirge hinaus ragten hell und glänzend die fernen beschneiten Gipfel des Vorder-Rhein-Thales.

Ein solcher Anblick ist ein erquicklicher Morgengruß, der gute Stimmung schafft für den ganzen Tag. Bald lag das Dorf Thusis hinter mir; der Weg bog in die dämmerige feuchte Schlucht der Via mala ein. Ergreifende Bilder ziehen hier am Auge des Wanderers vorüber. In der Tiefe tobt und schäumt der wilde Rhein. Bald schießt er, zu siedendem Gischt aufgelöst, durch enge Rinnen des Gesteins, bald donnert er gegen Felsblöcke, oder wühlt mit gurgelnden Tönen im In-

nern ausgewaschener Höhlen und Felskessel. Nur selten sammelt er sein hellgrünes Wasser in tiefen klaren Becken; dann stürzt er weiter über ihren Rand hinaus und setzt gleich daneben den Kampf mit dem Gebirge fort, das sich wider seine Thalbildung stemmt. Und über diesem Schauplatz rastlos arbeitender Naturkräfte erheben sich fast senkrecht, oft überhängend, die grauen feuchten Felswände; nur einzelne, aus dem vorspringenden Gestein aufragende Tannen oder die lebhaften Farben der Flechten und das sanftgrüne Polster der Moose mildern ihr eintöniges Aussehen. An manchen Stellen fällt die Schlucht schräg ab; vergebens späht dort der Blick nach dem Flusse hinab: nur dessen Tosen tönt gedämpft aus der grausigen Tiefe herauf. Und gleichwie nach unten der furchtbare Abgrund sich öffnet, setzen sich nach oben die Wände der Schlucht zu erdrückender Höhe fort, und über ihre Ränder neigen sich ferne düstere Tannen. Nur einmal erweitert sich für eine ganz kurze Strecke die Gebirgsspalte, herrliche Wälder und grüne Matten mit einigen Wohnhäusern finden hier Raum; dann schließt sich der Einschnitt abermals, und die unheimlichen Bilder erneuern und verstärken sich. Unwillkürlich gedenkt man hier voll Grauen der vielen schrecklichen Unglücksfälle, welche dieser Strecke der Splügen-Straße den Namen der bösen Straße, der *Via mala*, gegeben haben. Zahllose Wanderer hat auf ihr der Tod ereilt, wenn nach dem Wehen des Föhn der Schnee in furchtbaren Laminen von den Höhen herabstürzte und die Unglück-

lichen in die Tiefe schleuderte, oder auf dem Wege selbst begrub.

Doch schon ist die schlimmste Stelle überwunden; der graufige Gebirgsspalt thut sich auf, und eine freie sonnige Thal-Landschaft liegt in dem freundlichen Schmuck grüner Wiesen vor dem entzückten Blicke. Es ist die Schamser Thalmulde, das Becken eines ehemaligen Alpensees, welche uns nunmehr aufgenommen hat. In felsigem Bette rauscht hier der Hinter-Rhein zwischen sanft ansteigenden Wiesenmatten herab; von den Höhen grüßen niedliche braune Sennhütten, und in der Ferne steht hell und prächtig die Kette der eisumpanzerten Adula-Alpen.

Im obersten Teile dieses Thales öffnet sich gegen Süden zwischen den hohen Bergwänden ein düster bewaldeter Einschnitt, aus dem ein schäumendes, kräftiges Bergwasser hervorstürzt, um sich mit dem Rheine zu vereinigen. Bei dieser Schlucht ist der Eingang zum Averser Thal, einem der interessantesten Gebiete der ganzen Alpenwelt.

Die Länge dieses Thales beträgt etwa zehn Stunden. In fast gerader südlicher Richtung schneidet es tief in das Gebirge ein, so daß seine obersten Ortschaften ungefähr unter gleicher Breite liegen wie die italienischen Dörfer Isola und Pianazzo an der Lira im Val San Giacomo. Aber während hier bereits die Spuren südlicher Vegetation zwischen der alpinen bemerkbar werden, liegt die oberste Thalsohle des Averser Rheines mit ihren Ansiedelungen hoch über der Baum-

region, nicht tief unter der Grenze des ewigen Schnees. Seinen Anfang nimmt das Thal am Nord-Gehänge des steil abfallenden Piz Piat, nächst dem Gletscherhorn der höchsten Erhebung in dem mächtigen Gebirgsstocke, welcher die Quellgebiete der Maira, des Averser und des Oberhalbsteiner Rheines scheidet. In einer großen Firnmulde, umschlossen von einem weiten Halbkreise jäh abstürzender Felsgrate, liegt hier die Quelle des Averser Baches. Von den zahlreichen Gewässern, die unseren Rhein-Strom in seinem obersten Laufe bilden, ist er das am tiefsten von Süden kommende. An diese Gebirge des Quellgebietes schließen sich gegen Norden kaum minder bedeutende Alpen an, die zum Teil mit ihren Erhebungen weit in die Schneeregion hinaufragen und den Averser Rhein ohne Unterbrechung bis zu seinem Ausflusse begleiten. Manche ihrer Firnspitzen grüßen weithin in die Bündener Lande hinaus.

Der Eingang zum Averser Thale liegt etwa zwei Stunden oberhalb des Ausganges aus der Via mala bei dem Gehöft „in den Rehren“. Die Bewohner dieser Ortschaft sind wie die des Schamser Thales überhaupt Romanen. Ich trat in eine der Hütten, um mich nach einem Führer zu erkundigen. Nur der Mann im Hause sprach ein wenig Deutsch und wies mich an den Postboten fürs Averser Thal, der sogleich abgehn werde. Derselbe erschien denn auch bald, und zwar in der Gestalt eines Mädchens von etwa achtzehn Jahren. Ihr etwas verlegenes Gesicht bewies mir, daß sie sich nicht sobald in die neue Rolle des Fremdenführers zu

finden wußte. Sie sprach neben ihrer Muttersprache auch ziemlich gut Deutsch, und nachdem wir einige Worte gewechselt, zeigte sie wieder die natürliche, treuherzige Offenheit, jene freundliche Eigenschaft der meisten Menschen, die ihr Leben in abgeschlossenen Gegenden zubringen.

Rüstig schritten wir der Landstraße entlang dem Eingang der Schlucht des Averser Baches zu. Die kräftige, untersekte Gestalt und der sichere feste Tritt meiner Begleiterin verrieten mir, daß sie den Strapazen solcher Fußmärsche, auf denen sie noch dazu oft größere Poststücke zu tragen hat, wohl gewachsen sei.

Ihr freundliches, offenherziges Gesicht zeigte den rein romanischen Typus: dunkle, von langen Wimpern beschattete, lebhaftere Augen und bräunliche Hautfarbe, obwohl letztere etwas heller war, wie man sie sonst wohl bei den Romanen der Alpen zu sehen gewohnt ist. Ein helles, lose gebundenes Tuch deckte den Kopf und war nach vorne weit vorgezogen, so daß es den oberen Teil des Gesichtes beschattete. Die Füße steckten in schweren benagelten Alpschuhen, die augenscheinlich heute nicht ihre erste Probe bestanden.

Nachdem wir für eine kurze Strecke noch auf der Splügen=Straße aufwärts gegangen waren, bogen wir links ein, verließen das Schamser Thal, das sich hier schon wieder zur Rosla=Schlucht verengt, kletterten über steile, mit alten Tannen bestandene Halden und befanden uns im Innern des Thales vor dem prächtigen Wasserfalle des Averser Rheins. Mit Macht schießen

feine grünlichen Fluten über hellweiße Marmorblöcke hinweg, und verschleiernd schweben die emporgeschleuderten Wasserdünste vor dem frischen Grün der Felsen. Den Vordergrund bilden alte bemooste und flechtenbehangene Tannen; auch weiterhin bedecken Wälder die düstere Thalschlucht, im Hintergrunde aber treten beschneite Alpengipfel hervor.

Nach einem beschwerlichen Marsche erreichten wir Außer-Ferrera, eine aus wenigen Holzhütten bestehende romanische Ansiedelung. Wir rasteten eine Weile vor einer der Hütten auf einem gefällten Baumstamme. Mehrere braune, schmutzig und zerlumpt aussehende kleine Mädchen kamen heraus, hockten sich neben uns und begafften mich mit großem Erstaunen. Die Milch, die ich von ihnen begehrte, wurde mir in einer unsauberen irdenen Schüssel gereicht.

Dann ging es weiter dem Thale entlang, das hier häufig zwischen den dunklen Tannenwäldern schöne Wiesen mit reizender Flora birgt. An den Felsblöcken, die aus dem Rasen hervorragten, wucherte die seltene Mondraute, daneben standen zierliche duftende Federnelken, hohe blau und weiße Eisenhüte, und lieblich schauten die leuchtenden Gentianen aus dem Grün hervor. Am Rande einer solchen Wiese, in hoch romantischer Umgebung, machten wir Halt, ließen uns auf einem Felsblocke nieder und verzehrten gemeinsam das Frühstück, das ich von Thusis aus mitgenommen hatte. Dann plauderten wir ein wenig, und das Mädchen zeigte sich recht verständig, so weit das Gespräch nicht

über ihren engumgrenzten Anschauungs-Kreis hinausging. Sie war in ihrem Leben nur bis Thufis, nie bis Reichenau oder Chur hinabgekommen, hatte also keinen Begriff von Fabriken, Eisenbahnen, Schiffen, vom ganzen Getriebe der heutigen Welt. Mit großen erstaunten Augen schaute sie mich an, als ich diese Berge bewunderte; sie lächelte und blickte auch einmal hinauf. Es mußte ihr seltsam vorkommen, daß jemand das schön nennen konnte, was doch so düster, so beschwerlich, so gefahrvoll war. Besseres Verständnis aber zeigte sie für die Anmuth der Vegetation, und mit lebhafter ungekünstelter Bewunderung betrachtete sie einige zierliche Alpenblumen, die ich gepflückt hatte. Augenscheinlich hatte sie dieselben noch nie so genau besichtigt.

Bald brachen wir wieder auf. Eine tiefe Einsamkeit lag über der ganzen Natur; nur einmal begegneten wir einem Trupp romanischer Frauen und Mädchen, die auf ihrem Rücken schwere Körbe mit Holz gen Inner-Ferrera trugen.

Diese Ansiedelung selbst trafen wir ganz verlassen, wie menschenleer, gleich der früheren; ihre einzelnen Holzhäuser lagen zerstreut auf einer grünen Alp, die in weitem Umkreise von den dunkeln Tannenwäldern umrahmt wurde. Hier sollte es ein Nachtquartier bei der ehemaligen Frau Pastorin geben, die indes später, nach dem Tode ihres Mannes, einen dortigen Einwohner geheiratet hatte, trotzdem aber ihren früheren Ehrentitel unter der Bevölkerung fortführte. In ihrem Hause, welches das nämliche düstere und unheimliche Aussehen

wie die übrigen Wohnungen trug, bot sich mir ein trauriges Bild. Die Frau war krank und hauste allein mit einer alten Magd; denn fast alle Bewohner dieser Ortschaften sind im Sommer draußen auf den Alpen beim Heuen und kommen nur Samstags nach Hause; obendrein war das Gastzimmer zugleich Wohn- und Krankenstube.

Da zog ich denn doch vor, weiter zu gehen. Ich verabschiedete mich von meiner Führerin, die ihre Poststücke an einen anderen, männlichen Postboten zum Weitertransporte nach Crecht, dem Hauptorte des Thales, ablieferte, und marschierte nun unter Führung des Postboten dem noch etwa drei Stunden entfernten Ziele zu. Trotz des anstrengenden sechsstündigen Marsches fühlte ich mich noch recht frisch; dazu gaben die kühle Bergluft und der würzige, frische Dufte der Tannen neue Stärkung. Mein Führer, mit einer hohen Holzkiepe auf dem Rücken, einem alten breitrandigen Strohhute auf dem Kopfe und kräftigen, schwer benagelten Schuhen an den Füßen, schritt rüstig voran. Bald ging unser Weg hoch über dem schäumenden Flusse an steilen abschüssigen Felsen vorbei, bald wieder über sumpfige Moorwiesen oder durch feuchte, urwüchsige Tannenwälder, bald senkte er sich zum Bache selbst herab, und wir mußten über die Felsblöcke seines Ufers hinwegspringen. Nur für Augenblicke wurde Raft gemacht, wenn wir an herabrieselndem Quellwasser unseren Durst löschten. Mein Romane schöpfte dabei das Wasser mit dem äußeren Rande seines Hutes, drückte

dessen Seiten zusammen, und ließ den Labetrunk dann langsam um den Hut herum nach dem hinteren Rand-Ende ablaufen, wo er denselben mit dem Munde aufging. Mehrere Male überschritten wir bewaldete Seitenthäler, aus denen brausende Bäche hervorstürzten. Eines dieser Thäler gehörte bereits zum Königreich Italien, und unbewacht lag neben uns die Grenze, eine schauerliche Wildniß. Es ist das meines Wissens der einzige Fall, daß italienisches Gebiet über die Wasserscheide hinaus zu Thälern reicht, die bereits dem Rheine angehören.

Durch die Region der Nadelholz-Wälder stiegen wir so langsam empor. Zwischen den Tannen machten sich die ehrwürdigen Gestalten der Arven bemerkbar. Alle Stämme und Äste waren mit reichen Guirlanden und langen Bärten von hellgelben und weißen Flechten behangen. Selbst oben auf den Zweigen wucherte oft eine förmliche kleine Kryptogamen-Flora; ich sah sogar hohe Blätterpilze und orangenrote Ziegenbärte neben zierlichen Moosen und Flechten stehen. Allmählich wurden die Bäume kleiner und krüppeliger, und bald traten wir über den Waldungen in die freie Region jugendfrischer Alpenmatten hinaus. Nur einzelne kleine Nadelholz-Bestände folgten unter uns dem Thale entlang und weiter aufwärts bis in die Nähe des Ortes Crecht.

Vorher kamen wir indes noch zu einem anderen kleinen Gehöfte, wo wir uns auf dem Rasen vor einem der Holzhäuser niederließen. Drei allerliebste kleine Mäd-

chen, von denen das älteste vielleicht acht Jahre haben konnte, kamen aus dem Hause herausgesprungen und setzten sich mir gegenüber. Wir waren hier wieder in einer deutschen Ansiedelung; denn nur der unterste Teil des Averser Thales, der auch wohl zum Unterschiede von dem oberen das Thal von Ferrera genannt wird, hat romanische Bevölkerung. Trotzdem verstanden die drei Kleinen nur wenig von meiner Sprache; aber ein großer und vorteilhafter Unterschied machte sich zwischen ihnen und den romanischen Kindern, die ich in Ferrera gesehen, bemerkbar. Das Trinkwasser, welches ich begehrt, brachte das älteste, mit einem freundlichen Gesichtchen und artigem, bescheidenem Benehmen, in einem klaren Glase. Als ich beim Fortgehen einem jeden ein kleines Silberstück schenkte, da war es reizend zu sehen, wie sie es verschämt und dankend annahmen, sich dann auf die Steinplatten vor der Thüre niedersezten und verstohlen nach dem Schatze blickten, den sie vor sich in der Hand hielten und während meiner Anwesenheit sich noch nicht genauer zu betrachten getrauten.

Die Luft — es war am Abende — fing hier bereits an recht kühl zu werden, obwohl wir uns erst in der letzten Hälfte des August befanden. Allein wir hatten bereits eine Höhe von weit über 5000 Fuß erreicht. Einige armselige, recht verfroren aussehende Hühner pickten in unserer Nähe herum, sonst war von irgend einem Haustiere nichts zu bemerken.

Schon senkte sich die Dämmerung auf das stille Thal herab, als wir nach einem weiteren Marsche über

steile Alpenmatten, die reichlich mit Alpenrosen und Heidelbeeren bewachsen waren, jenseit der tiefen Thalschlucht, auf grünem Bergabhange liegend, die zerstreuten Häuser von Crecht und dessen alleinstehenden weißen Kirchturm erblickten. Aber noch trennte uns ein gutes Stück Weges von den scheinbar so nahen Wohnungen. Nochmals mußten wir zwischen wettergepeitschten Arven und Tannen hindurch in die Tiefe der Schlucht hinabsteigen, dann eine Strecke weit dem Laufe des reißenden Baches folgen, über einen schwankenden Holzsteg setzen und an steilem Gehänge hinaufklettern, ehe wir zu den Alpweiden gelangten, in deren Mitte der Ort liegt.

Er gewährt einen seltsamen Anblick. Ringsumher die grünen Matten, von keinem Baume, nicht einmal vom kleinsten Sträuchlein unterbrochen. Nach rechts hingähnt die düstere Schlucht; jenseit strecken sich riesenhafte Berghänge, die theils dürstige Alpweiden, theils unermessliche Trümmerfelder tragen. Höher darüber hinaus ragen die nackten scharfen Felsengräte mit ihrem ewigen Schnee. Zur Linken bietet sich ein ähnliches Bild: hier setzt sich der steil geneigten, mattenbedeckten Fläche ein scheinbar überhängendes nacktes Felsmassiv auf, das drohend auf die ärmlichen Hütten des Dorfes herabschaut. Dem Thale aufwärts geben gewaltige, teilweise schneebedeckte Alpengruppen einen würdigen Abschluß.

Auch dieses Pfarrdorf Crecht erscheint wie ausgestorben und besteht zudem nur aus wenigen Häusern

mit gebräuntem Holz- und Balkenwerk, tief herabreichenden Schindeldächern und winzigen Fensterchen. Das urtümliche Gepräge des Ganzen verstärkt noch das Fehlen jeglicher Umzäunung und Einfriedigung. Bis an die Wände der Wohnungen reicht der grüne Rasen; nur vor dem Thüreingange sind zuweilen natürliche Steinplatten auf den Boden gelegt, da es hier bei Regenwetter sonst allzu morastig würde.

Die Wirtschaft im Orte hatte früher der evangelische Pfarrer betrieben, seit einiger Zeit aber der Bezirks-Präsident übernommen. Nach dessen Wohnung führte mich der Postbote. Bald standen wir vor diesem denkwürdigen blockhausartigen Bau, der sich im Aeußeren nur wenig von den übrigen auszeichnet, aber unter einem Dache die Pfarrei, die Wohnung des Präsidenten, das Gemeindehaus, die Schule und die Wirtschaft vereinigt. Wir trafen bloß eine alte Frau in dem Hause; die Magd, die auf die Alp gegangen war, die Kühe zu melken, hatte den Stubenschlüssel mitgenommen. Ermüdet und übermäßig erhitzt, mußte ich deshalb noch eine Zeitlang außen in dem kalten Winde warten, bis die Magd wieder zurück war. Das Wirtszimmer diente, das zeigte der erste Blick, verschiedenen Zwecken. Rings der Wand entlang liefen hölzerne Bänke, davor standen zwei Holztische, in einer Ecke thronte ein Ratheder, und oben an der Wand hingen zwei schwarze Schultafeln. Bald wurde mir das bestellte Essen gebracht, bestehend aus Brot, Milch, gesotteneu Eiern, Käse, an der Luft getrocknetem Rind-

fleisch — einer Spezialität der höchsten Alpen-Gegenden — und sehr feinem Kopfsalat, welcher das bewundernswürdige Grün eines Kleeeldes besaß. Dazu gabs in offener weithalsiger Karaffe guten Beltliner Rotwein.

Abends machte ich die Bekanntschaft des Herrn Lehrers, der indes nur im Winter Unterricht erteilt und im Sommer als Revierförster amtiert. Zwei Männer, der eine aus Crecht, der andere aus dem Appenzeller Land, luden mich ein, den anderen Tag mit ihnen auf die Alpen zu steigen, wo sie das Vieh besichtigen wollten, und ich sagte ihnen zu. Bis zu später Stunde saßen wir in gemütlicher Unterhaltung zusammen; auch der Herr Pfarrer leistete uns eine Zeit lang Gesellschaft, und fast hätte man vergessen können, in welchem entlegenem Winkel der Alpenwelt man sich befand, welche meilenweite Einsamkeit einen umgab. Durch die wenigen Häuser der Ansiedelung ist diese Einsamkeit kaum vermindert, und wer sie in ihrer ganzen Macht empfinden will, der muß gerade zur Nachtzeit aus der hellen, warmen Stube hinaustreten auf die dunkle, kühle Alm. Dann wölbt sich über diesen Höhen so klare, sternbesäte Himmel in unbeschreiblicher Herrlichkeit über den schreckhaft emporstarrenden dunklen Riesenbergen. Furchtbar, in undurchdringliche Finsternis gehüllt, gähnen die Schluchten und Abgründe; nur die hohen Schneegipfel schimmern in mattem Dämmerlichte. Und eine Stille ruht über dieser Natur, so tief, so ergreifend, daß einen ein Gefühl erfasst, als stände man allein und verlassen im

weiten Universum. Nur ein Laut ruht nicht, tönt rastlos fort durch diese Stille: das Rauschen der Gebirgsbäche. Stundenweit hallt es herüber, gedämpft, grollend, bald schwächer, bald stärker, je nach dem Wehen des Luftzuges. Aber selbst dieser einzige Laut wird stiller und sanfter bei der Nacht, wenn droben in den Schnee-Einöden der Berge der Frost das Schmelzen hemmt.

Jedoch nicht immer ist es diese stille, erhabene Einsamkeit: auch andere, furchtbare Szenen weckt hier die Natur. So im Frühlinge, wenn der Föhn, vom fernen Ozean herüberwehend, plötzlich über die Alpen hereinbricht, sich schwer in die Täler senkt und mit warmem Hauche und wilder Hast den Schnee von den Bergen schmilzt. Dann stürzen die sonst so harmlosen, munteren Bäche in schreckenverheißenden, tosenden Fluten herab, die Lawinen krachen, der Natur gewaltigste Kräfte sind in Aufruhr. Und doch ist dieser gewaltige Donnergruß des Südens, der oft unsägliches Wehe über die Bewohner der Alpen ausschüttet, der erste und laute Verkünder des herannahenden Frühlings, der nun bald wieder seine Reize über die Alpennatur austreut, aber eines so gewaltsamen Vorläufers und Bahnbrechers bedarf, um ungehindert seinen jubelnden Einzug halten zu können.

Werfen wir nun noch einen Blick auf unser Dorf und das Leben seiner weltfernen Bewohner!

Der Ort Crecht liegt in einer Höhe von 6055 Fuß über dem Meere und bildet so mit den Weilern „am

Bach“ und „Zuf“ — letzteres ist noch 572 Fuß höher gelegen — die höchsten, das ganze Jahr hindurch bewohnten Ansiedelungen der gesamten Alpen und somit auch Europas. Zwar liegen das Hospiz auf dem großen St. Bernhard, das Furka-Haus und einige andere Gebäulichkeiten, die zum Schutze der Reisenden an den Alpenpässen errichtet sind, noch höher; allein diese sind theils nur während der Sommermonate bewohnt, theils nur mit schweren Opfern künstlich erhaltene großartige Institute, die nichts mit den primitiven Ansiedelungen einer in den höchsten Alpenthälern heimischen sesshaften Bevölkerung gemein haben.

Von woher die Bewohner des oberen Aoverser Thales stammen, ist nicht erwiesen. Manche nehmen an, daß es eingewanderte Walliser seien; andere halten sie für die Nachkommen vom Gefolge adeliger Herren, die in der Nähe Besitzungen hatten; noch andere erblicken in ihnen die Abkömmlinge deutscher, resp. Schweizer Söldner, welche von den deutschen Königen bei ihren Zügen nach Italien in der Nähe der bedeutendsten Alpenpässe als militärische Posten zurückgelassen worden waren. Bezüglich der letzteren Ansicht ist es wichtig zu wissen, daß die Bedeutung des Passes, der von hier aus zum Septimer und zum italienischen Bergell-Thale führt, in früherer Zeit eine ungleich höhere war als heute. Jedenfalls ist es interessant, zu sehen, wie ein deutscher Stamm unvermischt und mit all seiner Charakter-Eigentümlichkeit sich auf diesem beschränkten Gebiete erhalten konnte, während das untere Ferrera- und

das nächstliegende Oberhalbsteiner Thal romanische, die Thäler südlich der Wasserscheide italienische Bevölkerung besitzen.

Es ist natürlich, daß die überaus hohe Lage dieser Wohnplätze ganz abnorme Lebens-Verhältnisse hervorruft. Hier oben dauert der Sommer eigentlich nur drei Monate, aber der Winter umfaßt deren neun, d. h. wenn man berechtigt ist, eine Periode, in welcher Frost und Schneegestöber etwas ganz gewöhnliches sind, mit dem Namen „Winter“ zu bezeichnen. Unter solchen Bedingungen ist der Anbau fast aller Nahrungs-Gewächse vergeblich; nur ganz vereinzelt versucht man es mit Rüben, Erbsen und Salat. Dagegen kommen hochalpine Pflanzenformen wildwachsend zwischen den Hütten des Ortes vor, und das niedliche Edelweiß gedeiht prächtig auf den Felsen neben der Kirche.

Der einzige Erwerbszweig für die Bevölkerung ist die Viehzucht, die hier noch einen sehr günstigen Boden findet. Auf den Rasenflächen in der Nähe des Ortes wird im Sommer das Heu für den Winter geerntet. Die Herden weiden weiter oberhalb; das Melkvieh am nächsten bei der Ortschaft, da man zu ihm des Tags zweimal hinaufsteigen muß. Die übrigen Rinder haben während des Hochsommers ihren Aufenthalt auf den höchsten Alpen, von denen zum Teil erst im August der Schnee vollends abschmilzt. Sie sind sich selbst überlassen; nur zuweilen steigt ein Hirt zu ihnen hinauf und sieht zu, ob keines der Tiere durch Sturz oder

einen anderen Unfall Schaden genommen hat. Außer den Rindern hält man Schafe und Ziegen. Besonders die Schafe werden zu den höchst gelegenen, steilsten und gefährlichsten Alpenweiden aufgetrieben. Außer diesen Viehherden der einheimischen Bewohner giebt es in den obersten Distrikten des Averser Thales, namentlich in der Septimer Gegend, noch Bergamäsker Schafherden, welche im Frühjahr von italienischen Hirten aus der Lombardei oder aus südlichen Alpenthälern hierher getrieben werden, und dann gegen ein Pachtgeld den ganzen Sommer weiden, um im Herbst wieder hinabzuziehen.

Da die obersten Ortschaften dieses Thales oberhalb der Baumregion liegen, ist das Holz ein verhältnismäßig seltener Artikel, um so mehr, als die nächstgelegenen Tannen- und Arven-Bestände unter dem Schutze des Landes stehen und in ihnen nur mäßig gefällt werden darf. Dazu fehlen Steinkohlen und Torf. Unter diesen Mißständen ist hier ein Ersatzmittel beim Heizen im Gebrauch, das man sonst nur bei den nomadisirenden Völkerschaften pflanzenarmer Steppen und Wüsten findet: man heizt hier nämlich vielfach mit Schafsmist. Dieser wird zu dem Zwecke zuerst ausgelaugt, dann getrocknet und gewöhnlich im zweiten Jahre als Brennmaterial benutzt.

So verschiedenartig aber auch die Erzeugnisse der Viehzucht sein mögen, so sind die Bewohner doch auch auf die Einfuhr von anderen Nahrungs- und Genußmitteln, namentlich von Mehl und Wein, angewiesen.

Alle diese Sachen müssen mühsam in Tragkörben auf dem Rücken den beschwerlichen Pfad durch das Thal heraufgeschleppt werden, oder sie kommen über ungebahnte Hochpässe aus benachbarten Thälern.

Der Winter, der durch seinen hohen Schnee anderorts meist jegliche Verbindung erschwert oder gar hemmt, wird in diesem Thale zu einem Vermittler mit der Außenwelt, indem er die Anlage eines Schlittenweges durch das Thal abwärts nach Andeer gestattet. Der Schnee überdeckt alsdann die vielen und großen Hindernisse, welche der Pfad im Sommer dem Wanderer und dem Vieh entgegensetzt, und über die einmal mit Mühe hergestellte Bahn werden nun die Vorräte nach den obersten Ortschaften des Thales emporgeschleift.

Eine willkommene Unterbrechung des eintönigen Lebens in diesem Hochthale gewährt die Jagd, namentlich auf Gemsen. Außerdem besteht das Jagdwild aus Murmeltieren, von den Alpenbewohnern wegen des Schadens, den sie durch ihr Böhlen und ihre Gefräßigkeit auf den Alpweiden anrichten, ebenso gehäßt, wie als Wildbret geschätzt; ferner aus Alpenhasen, Füchsen, Schnee- und Steinhühnern. Meist also sind es Tiere, die speziell die höchsten Gebirge charakterisieren. Ueberhaupt macht sich hinsichtlich der Fauna die Verschiedenheit dieser Gebiete von den niederen Thälern und der Ebene jedem in auffallender Weise geltend. Die Schwalben und die meisten anderen Vögel steigen nicht so hoch herauf. Alpendohle, Drossel, Sperling, Schneefink, Rotkehlchen und Rotschwänzchen sind die haupt-

sächlichsten, welche man als ständige Bewohner oder doch als regelmäßige Sommergäste dieser Striche und der etwas tiefer gelegenen Holzungen ansehen kann. Außer diesen findet hier noch der Lämmergeier geschützte Nistplätze und ein weites, ergiebiges Jagdrevier.

Noch lag die Dämmerung auf dem Thale, als ich am anderen Morgen mit den beiden Männern, die ich abends zuvor kennen gelernt hatte, hinaustrat. Die Luft war kalt, das Thermometer zeigte nur 2° R. Wir kletterten an den steil geneigten nassen Alpweiden aufwärts. Unterdessen brach mehr und mehr der Tag herein. Zwar lagen drunten in der tiefen Schlucht noch düsterblaue Schatten, aber die Bergspitzen hoben sich bereits hell und scharf vom mattblauen Himmel ab; noch wenige Augenblicke vergingen, dann überstrahlte die Morgen Sonne die weißen Schneefelder und Firnsitzen jenseit des Thales mit glänzendem Lichte. Wir mochten uns etwa anderthalbtausend Fuß über dem Orte befinden, der uns nunmehr wie ein Kinderspielzeug erschien, als wir nach Süden abbogen. Wir wanderten jetzt über die obersten Matten eines Seitenthales, dessen Bach aus einer großen Schneemulde hinter dem Weißberge heraus in tiefem, schluchtartigem Thale herabfließt und sich in rauschenden Raskaden oberhalb Crecht in den Averser Rhein ergießt. Wir überschritten morastige Wiesen und alsdann ein wüstes, schauerliches Trümmerfeld, auf dem weiße Marmorblöcke von riesenhaftem Umfange umhergestreut lagen. Sie müssen von

dem Herabsturz eines Theiles des Weißberges herrühren, dessen furchtbare Felswände noch zur Stunde eine wenig vertrauenerweckende Steilheit besitzen.

In diesem Gebiete war es, wo der Mann aus Crecht, der vorausging, plötzlich stehen blieb und auf seinen Alpstock gelehnt mit gespanntester Aufmerksamkeit zu den Felsgehängen des Weißberges hinausblickte. Ich trat an ihn heran und frug, was es dort gebe. „Gemsen!“ war seine Antwort. Ich suchte sie eine Weile vergebens. Endlich gewahrte ich sie hoch über uns auf einer schmalen grünen Fläche dicht unter den überhängenden Riesenmauern. Es waren drei Stück; man konnte sie ganz deutlich erkennen, obwohl sie uns winzig klein erschienen. Sie gingen langsam hintereinander her, blieben zuweilen stehen und schauten herunter. Offenbar hatten sie uns bemerkt, aber sie zeigten trotzdem wenig Unruhe. In munteren Sprüngen setzten sie jetzt von einer Felsklippe herab, gingen dann an steilem Abhange entlang und verschwanden hinter einem Vorsprunge des Gebirges. Der eine meiner Begleiter, wie ich jetzt erfuhr, ein eifriger Gamsjäger, war ganz begeistert und erzählte mir im Weitergehen, daß gerade dieser obere Teil des Averser Thales im Gegensatz zu so vielen anderen Alpen-Revieren noch ungemein reich an Gemsen und Murmeltieren sei. So hatte ich denn auch schon am folgenden Morgen die schönste Gelegenheit, ein Rudel Gemsen von acht Stück zu beobachten, die über ein breites Schneefeld von einem Felsgrate zu einem gegenüberliegenden wanderten.

Erstaunlich aber war die Menge der Murmeltiere. Seit wir über Matten gingen, die von der Sonne beschienen wurden, ertönten bald hier, bald dort die schrillen Pfiffe dieser seltsamen Rager. Trotzdem bekam ich hier nur verhältnismäßig wenige zu Gesicht, während ihr gellender Ruf wie höhrend uns auf allen Wanderungen begleitete. Besser gelang mir dies einige Tage später im Ober-Engadin, als ich mit drei Engadinerern eine Wanderung über den hohen Sattel zwischen dem Piz Surley und dem Piz Corvatsch zur Bernina machte, wobei der eine meiner Begleiter einen kleinen Rattensänger mit sich führte. Die zu Tausenden in dieser Gegend lebenden Murmeltiere waren offenbar über den kleinen vierbeinigen Eindringling so sehr erstaunt, daß sie die Furcht vor ihren menschlichen Todfeinden für Augenblicke vergaßen; denn wenn nach ihrem ersten Pfiff der Hund in komischer Hast herangejagt kam, blieben sie aufrecht meist auf einem Steine über dem Eingange zur Höhle sitzen und warteten, bis der Kläffer in ihrer Nähe war; erst dann stürzten sie sich mit durchdringendem Pfiff in die Höhle hinein, vor welcher der angeführte Verfolger dann regelmäßig noch eine Weile mißmutig und erfolglos Wache hielt.

Inzwischen hatten wir die Schlucht und den Bach überschritten und wanderten über einen schneebedeckten Felsgrat hinüber. Auf der Südseite desselben war der Schnee theils geschmolzen, und auf den freien Stellen gedieh ein dürftiger Alpenflor. Hier weidete in einiger Entfernung eine Rinderherde, deren Tiere sich sofort in

Bewegung setzten, als sie unser ansichtig wurden, und in eiligem Laufe auf uns zu kamen. Bald standen wir inmitten der mutwilligen Breitstirnen, die einander drängten und stießen, um uns zunächst zu stehen. Wir mußten kräftige Hiebe austeilen, um uns die Zudringlichen vom Leibe zu halten und ihnen das häßliche Becken zu wehren. Als wir dann weiter gingen, setzten sich alle wieder in Marsch und trotteten neben und hinter uns her, wobei sie zuweilen vor Freude ob unseres Besuches tolle Sprünge machten. Wenn man sie aus der Ferne beobachtet, wie sie allein sind, wird man niemals eine solche Bewegung unter der Herde gewahren. Als wir an einem steilen Abhange hinaufstiegen, kletterten alle mit. Dabei war es manchmal ganz unheimlich, wenn auf dem abschüssigen, mit losem Geschiebe bedeckten Boden eines der großen und schweren Tiere gerade über uns sich hinaufarbeitete; es kam einem da unwillkürlich der Gedanke, es könne ausgleiten und einen von uns in die Tiefe schleudern. Indes kletterten alle mit großer Sicherheit und ohne Unfall erreichten wir die Höhe.

Bald standen wir an einem kleinen Gebirgssee, in dessen Wasser die Kinder zur Tränke schritten. Hier trennte ich mich von meinen beiden Gefährten, die nun wieder abwärts stiegen zu anderen Alpweiden, und erkletterte eine steile Erhebung in der Nähe. Oben bot sich eine prächtige Aussicht auf das Averser Thal und auf die stolzen jenseitigen Bergketten, den gewaltigen Grenzwall Graubündens gegen Italien hin. Weithin-

aus lag Sonnenschein auf dem Gebirge; hell glänzte der Schnee, und graurötlich strahlten die Felszinken; nur um einzelne Spitzen schwebten leichte weiße Wolkenschleier. Nach der anderen Seite hin stand eine mächtige Gebirgsmauer aufgerichtet, die mit ihrer höchsten Erhebung, dem 10423 Fuß hohen Piz Platta meinen Standpunkt noch um etwa anderthalbtausend Fuß überragte. Jäh abfallende Felswände senkten sich dort herab, schreckhaft anzusehen, und zwischen ihnen und mir dehnte sich eine weit geschweifte schneestarrende Thalmulde, in die ich herabschaute.

Eine ergreifende Stille lag ringsum. Nur ab und zu ertönte der gellende Warnungspfeiff eines Murmeltieres, und von ferne hörte man das Wasser des abschmelzenden Schnees zur Tiefe rauschen. Zuweilen flog ein Schneefinken-Pärchen in wellenförmigem Fluge mit zwitscherndem Gesang in meiner Nähe vorüber. So beleben traute Vogelstimmen die Natur bis zu solchen Höhen; aber sie verstärken hier nur den Eindruck feierlicher Einsamkeit. Sie erinnerten mich an den freundlichen Gesang der Lerche auf den Hochmooren West-Deutschlands oder an den zwitschernden Ruf des Fitis-Sängers auf den Dünen-Eilanden der Nordsee.

Um mich her auf dem steinigen Boden, von dem der Schnee erst seit wenigen Tagen abgeschmolzen sein konnte, sproßte ein lieblicher Alpenflor. Da entfaltete eben der saftreiche Eishahnenfuß seine hellen, blaurötlichen Blumen; niedliche Silenen und Saxifragen bildeten grüne, blütenbestreute Polster; daneben wuchsen

zierliche Schneepriemeln und winzige blühende Zwergweiden, und zwischen ihnen entzückten die feinen, nickenden, rosig angehauchten Glöckchen der Soldanella und die tiefblauen Blüten reizender Gentianen das Auge. So hält hier oben der Frühling seinen fröhlichen Einzug zu einer Zeit, wo drunten in der Ebene der Pflug schon über die Stoppelfelder zieht, und der Weinstock unter gerötetem Laube seine Beeren reift. Doch nur kurz ist diese Zeit des Entfaltens: wenige Wochen später deckt bereits neuer Schnee die freundlichen Kinder Floras. Aber so lange und so strenge auch der Winter über diese Gebiete herrschen mag, die unter dem Schutze einer erwärmenden Schneedecke schlummernden Keime werden durch ihn nicht zerstört. Nicht einmal in unthätiger Ruhe verbringen die Gewächse diese lange, dunkle Zeit; sondern gerade in ihr, dem Blicke verborgen, werden die Anlagen zu neuen Blättern und Blüten geschaffen. Denn in wundervoller Weise hat hier die Pflanzenwelt, gleich der des höchsten Nordens, sich der harten, kargen Natur angepaßt. Bei all ihren Vertretern zeigt sich die Neigung zur Bildung mächtiger ausdauernder Wurzelstöcke oder verdickter, fest dem Boden anliegender Stämmchen. Im Innern dieser ungestalteten, mit Nährstoffen angefüllten Wurzelstöcke nun geht im stillen die Bildung neuer Blättertriebe und Blütenstände vor sich, so daß es oft nur weniger warmer Tage bedarf, um die holden Wesen mit ihren tief und lebhaft gefärbten Blüten aus dem kurz vorher noch schneebedeckten Boden hervorzuzaubern.

Ich nahm nun meinen Abstieg nach der Schneemulde hin. Die Schneedecke war noch hart genug, um ohne das ermüdende Einsinken auf ihr gehen zu können. Die Sonne schien so warm und hell auf die weiße, blitzende Fläche, die Luft war so ruhig mild und erfrischend und die Stille umher so tief und wundervoll, daß ich hier nochmals verweilte und mich inmitten des Schneefeldes auf dem ausgebreiteten Plaid niederließ.

Um mich herum, über dem Schnee, tanzten einige Mücken in der Luft, und ein weißer Schmetterling flatterte vorüber. Der helle Sonnenschein am Mittage verlockt diese Insekten zu den ungastlichen Regionen; oft auch führen aufsteigende Luftströme sie hinauf, oder sie folgen dem würzigen Dufte der Alpenkräuter. Hier oben aber ereilt sie in der Nacht zumeist der Frost und tötet sie. Dies bekunden die vielen leblosen Insekten, die überall auf dem Schnee eingebettet liegen. Ihre dunklen Körper wie auch die vom Winde heraufgewirbelten dünnen Pflanzenblättchen, fogen die Sonnenstrahlen auf und strahlten so eine größere Wärme gegen den Schnee aus, der an solcher Stelle dann eher schmolz und die winzigen Körper nun in einem Grübchen eingesenkt trägt.

Durch die Schneemulde abwärts gehend, gelangte ich später in den oberen, schneereichen Teil des Thales, an dessen steilen Abhängen wir am Morgen hinaufgewandert waren, und am Nachmittage wieder auf die Alpen von Crecht.

Des andern Morgens brach ich in aller Frühe mit einem Führer auf, um über den Stallerberg-Paß nach Bivio im Oberhalbsteiner Thale zu wandern. Wir kamen an den Ruinen einer Wohnung vorbei, die von einer Lawine verschüttet worden war. Eine ganze Familie, die das Haus bewohnt, und das Vieh im Stalle war dabei verunglückt. Auf der nämlichen Stelle, zum Theil auf den Mauerresten der alten, steht nun eine neue Behausung. Ein oberflächlicher Beurtheiler würde darin vielleicht einen unverzeihlichen Leichtsinns erblicken; allein es ist nichts anderes als der Ausdruck der Ergebung in die Gefahren einer solchen Natur. Vielleicht bleibt der Ort jetzt für lange Zeiten von einem ähnlichen Ereignisse verschont, während eine nahegelegene Stelle, die man statt der heimgesuchten ausgewählt hätte, möglicherweise schon im nächsten Frühjahre von gleichem Verhängnis ereilt wird.

Bei dem Gehöfte Jus verließen wir das matten-grüne, baumlose Thal, dessen Ende wir weiter aufwärts erblickten, und stiegen an seinen Abhängen hinauf. Nach mehr als einer Stunde rüstigen Steigens hatten wir die Paßsenkung erreicht, in deren Mitte ein kleiner See liegt. An seinem Ufer machten wir Rast.

Die Landschaft umher trug jenen schwermütigen Charakter, wie er den hochgelegenen Alpenpässen zumeist eigen ist. Regungslos stand die düstere Wasserfläche in einer Senkung des Bodens, über den geräuschlos sickern-des Schneewasser herabrann. Kalte, moorige Erdschichten überdeckten das weite Gebiet, und zwischen ihnen ragten

mattfarbige Felsblöcke auf. Über dem Ganzen lag der mattgrüne, stellenweise bräunliche Farbenton, wie ihn die Moor- und Kryptogamen-Flora hervorbringt, noch verstärkt durch die umliegenden hohen Felsgebiete mit den graugrünen, flechtenüberzogenen Steinblöcken. Und rings zerstreut, scharf abstechend von den trüben, verwaschenen Farben dieser Einöde, verbreiteten sich kleinere Schneefelder und zahlreiche Schneeflecken und mahnten uns an die Höhe des verlassenen Passes.

Auf dem höchsten Punkte des südwärts gelegenen Bergkammes gewahrte ich mit dem Feldstecher eine aufgerichtete Steinpyramide, und ich beschloß dorthin aufzusteigen. Die Entfernung war weiter und der Aufstieg mühsamer, als ich erwartet hatte. Mein Führer war niemals droben gewesen, und ich kletterte voraus. Wo schneefreie, mit Erde bedeckte Stellen waren, erfreute mich der Anblick blühender Eisranunkeln, Alpenglöckchen und zierlicher Kräuter, die hier in einer Höhe von achteinhaltausend Fuß standen. Der oberste Grat wurde von einem natürlichen Walle eingenommen, welcher aus mächtigen, wild übereinander gewürfelten Felsblöcken gebildet war. Mit vieler Vorsicht kletterten wir über die Scheitelhöhe dieser Riesenmauer, die nach beiden Seiten jäh zu tiefen Abgründen sich niedersenkte.

Nun standen wir auf dem höchsten Punkte derselben neben dem aufgesetzten mannhohen Felschaufen und genossen eine Fernsicht, welche das Herz schneller schlagen, die Brust tiefer aufatmen ließ. Meilenweit schweifte der Blick hinaus in die Bündner und italie-

nischen Alpen, über ein ganzes Gebirgsreich voll gespaltener Gipfel und tief gerissener Thalschluchten. Die geringen Spuren organischen Lebens traten zurück vor den unermesslichen Flächen von Fels und Schnee.

Gegen Westen lag das tiefe Thal von Avers, das in seinem obersten Teile zu den großen Schnee-Senkungen des Biz Piat hinanstieg. Jenseits erhoben sich die mächtigen Alpen zwischen dem Averser und dem Mädriser Thale; rechts ragte das gipfel- und schnee-reiche Massiv des Biz d'Emet hoch über die zackigen grauen Felsmauern des Valle di Lei. Über diese Alpen hinaus oder zwischen ihren schroffen Gipfelmassen hindurch schauten noch manche ferne Spitzen der mächtigen Adula-Ketten. Gegen Norden, also in der Längsrichtung unseres Alpenzuges, war die Fernsicht beschränkt durch die imposanten Bergmassen des Topperhornes, des Biz Platta und des Weißberges, die jenseit des Passes vom Stallerberg zu gewaltiger Höhe anstiegen. Weite, öde Felsreviere und Schneefelder füllten dort die Zwischenräume der einzelnen Bergkolosse. Es waren die einsamen Gebiete, durch welche ich Tags vorher gewandert war. Tiefer herab erblickte man die Einsenkung des Passes mit ihrem verlassenen See. Nach rechts hindachte sich dieselbe anfangs nur allmählich ab; wo dagegen weiterhin der Abfall stärker wurde, entzogen sich die steilen Gehänge dem Blick, und über die oberen Erhebungen der Einsattelung hinweg sah man tief hinab in das grüne Thal des Oberhalbsteiner Rheines. Eingesenkt zwischen gewaltigen Alpenzügen, erschien es

wie ein Abgrund, dessen Sohle nur an einzelnen Stellen sichtbar wurde. An seiner Jenseite lag weit hin gestreckt die mächtige Alpenkette, welche die Wasserscheide zwischen Rhein und Inn, zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meere bildet und in den schneereichen Gipfeln des Biz Morteratsch, Cima da Flix und Biz d'Err ihre bedeutendsten Höhen erreicht. Zwischen dem Biz Morteratsch und dem Biz Julier sah man gerade das Thal hinauf, durch welches die Julier-Straße sich hinzieht. Wie ein gelber Faden lag sie in vielen Windungen, deutlich erkennbar, in seiner Mitte, dem Anscheine nach in einer Ebene sich fortschlängelnd; denn vor der Höhe unseres Standpunktes verschwand ihre beträchtliche Steigung. Sie war das Einzige im weiten Gesichtskreise, das an menschliches Schaffen erinnerte, die einzige Spur von dem regen Verkehr, der selbst diese unwirtlichen Gebiete der Hochalpen zum Übergange benutzt.

Rechts von diesen Gebieten erstreckten sich die vielfach durchfurchten Alpen der Maloja-Gegend und die entfernteren Berge des heißen Bergells. Gegen Süd-Westen hin aber lehnten sich die rauhen und fahlen Erhebungen, über welche der alte, berühmte Saumpfad des Septimer aus dem grünen und einsamen Oberhalbsteiner Thale in das üppige italienische Val Bregaglia hinüberführt, an die massigen Bergkolosse an, welche den westlichsten Teil der eigenen Alpenkette einnahmen. Als Wasserscheide zwischen Rhein und Po, zwischen Nordsee und Mittelmeer ragten hier, von stillen, schimmernden Schneefeldern umgeben und teilweise bedeckt,

das mächtige Gletscherhorn und der erhabene Piz Piat empor, mit scharfen Konturen sich abzeichnend von dem klaren tiefblauen Firmamente.

Wenn der Blick von diesen stolzen Bergformen sich trennte und zu dem steilen Felsgrate unseres Standortes herüberschweifte, überschaute er eine weitgeschwungene Einsattelung, ähnlich jener, von der wir heraufgestiegen waren. Drei kleine, bläulich schimmernde Seen lagen dort im felsigen Reviere eingebettet und glänzten gar freundlich herauf, während in ihrer Umgebung der schwachgrünliche Schimmer einer eben erwachenden Alpenflora sichtbar war, daneben aber zusammengeschmolzene Schneeflecken sich hartnäckig bemühten, die kalten Spuren des verflossenen Winters dem in diesen Regionen bald schon herannahenden neuen zu übermitteln.

Von all den furchtbaren und wilden Bildern des weiten Gesichtskreises aber wendete sich der Blick immer wieder zu einer wunderbar ergreifenden, schauerlich-schönen Erscheinung. Gegen Süd-Osten und Süden hin, hoch hinausragend über die dortigen Alpen, lag einsam und düster das erhabene Alpenmassiv der Bernina-Gruppe, von allen Erhebungen der östlichen Alpen die riesenhafteste und höchste. Wie ein einziges schreckhaftes Gebäude von Eis und Schnee umspannte sie weithin den Horizont und breitete ringsum vor dem zaghaft stauenden Blicke jene unermesslichen starren weißen Einöden aus, die zum größten Teil niemals der Fuß eines Menschen betrat. Vergebens steigen zu

ihnen die warmen, wasserreichen Winde von den Seen Ober-Italiens hinan, um ihre Schneemassen zu vermindern: oben verdichtet die ewige eisige Kälte ihre Feuchtigkeit zu wallenden Wolken und läßt neue Schneemassen aus ihnen herniederwirbeln. Auch als ich dorthin schaute, lagen schwere Wolkenknäuel davor. Sie waren in Bewegung begriffen, ballten sich zusammen, wallten auf und nieder, und die in den höchsten Regionen zogen dann, von einem scharfen Winde getrieben, nordwärts. So verdeckten und enthüllten sich stets neue Gebiete dieser hehren Alpenwelt in überraschender Abwechslung; nur die höchsten, sonnenbestrahlten Gipfel ragten klar und ruhig hinaus über die bewegten Wolkenlagen.

Fest eingehüllt in den Plaid, schwelgte ich lange im Genuße der wunderbaren Rundschau. Allein der eisigkalte Wind, der hier oben wehte, wurde allmählich gar zu empfindlich, trotz des erwärmenden Schutzes. Auch meinen Führer fror es, daß ihm die Zähne klapperten. Wir nahmen beide einen tüchtigen Schluck Rum aus der Feldflasche und begannen dann den Abstieg nach dem Oberhalbsteiner Thale hin. Wir überschritten mehrere Schneefelder und einige gefährliche Abhänge. Besondere Vorsicht erforderte namentlich eine breite, sehr abschüssige Fläche, die aus glattem, von Schneewasser durchweichtem und verwittertem Gestein gebildet wurde; denn bei jedem festen Tritte kollerte loses Geschiebe mit vielem Geräusch in die Tiefe. Dann gelangten wir an ein überaus steil geneigtes

Schneefeld, welches mein Führer, mit dem Alpstock hemmend, zu schnellem Hinabfahren benutzte. Angesichts der zerklüfteten Felsmassen und Abstürze, die in der Tiefe des Schneefeldes drohten, wollte ich meiner Geschicklichkeit im plötzlichen Hemmen lieber nicht trauen, und zog es vor, in schräg abfallender Richtung hinabzusteigen, wobei ich mit festen Tritten der breiten Alpschuhe Stufen in den Schnee austrat.

Allmählich hatten wir die obersten Alpmatten des Oberhalbsteiner Thales erreicht und sahen unter uns in schwindelnder Tiefe das Dorf Bivio liegen. Hier machte sich bereits von den italienischen Thälern her ein lauer Wind bemerkbar, der immer wärmer und bald sogar unangenehm wurde. Dazu war die Luft von dem lauten Gezirpe zahlloser Heuschrecken erfüllt, die oft schwarmweise vor unseren Füßen auseinanderstoben. Am Nachmittage erreichten wir Bivio.

Es war der seltsamste Gegensatz zu dem stillen Averser Thale. An der reich gedeckten Table d'Hôte saßen Fremde aus den fernsten Ländern; vor dem Hause hielt eine Reihe von Postwagen und Kutschen, und daneben stand ein ganzer Zug von Karren, die Baumaterial für das riesige Hotel am Maloja-Passe über den Julier führten. Am selben Abende aber noch brachte mich die Post ins Engadin, und zu Pontresina und Samaden empfing den erstaunten Wanderer in dem ernstesten, feierlichen Hochthale der Glanz und Reichtum eines gewählten Badeortes, an einer Stelle, wo vor nicht langer Zeit noch wildschöne Einsamkeit ge-

herrscht hatte. Aber hier, im tiefsten Innern der wundervollen Alpenwelt, lernen Viele vor lauter gefelligem Vergnügen deren wahre Natur und wunderbares Leben nimmer kennen, die den einsamen Wanderer stets von neuem mit unnennbarer Sehnsucht zu den stillen und erhabenen Höhen ziehen.

24. Reisebilder aus Oberitalien.

Noch ist's in früher Morgenstunde, aber vor dem Posthause von Silvaplana herrscht bereits ein reges Leben. Drei der großen elfstizigen und vierspännigen Postwagen, wie sie über die hohen Alpenpässe hinübergehen, stehen dort samt ihren Beiwagen. Es ist Pferdewechsel, die Fremden sind eine Weile ausgestiegen, stehen umher oder promenieren, um sich zu vertreten. Neugierige Gruppen von Landleuten stehen abseits, plaudern und lächeln über die Absonderlichkeiten der fremden Herrschaften. Doch schon mahnt der Kondukteur zum Einsteigen, die Fremden nehmen ihre Plätze wieder ein, der Postillon läßt seine Peitsche knallen, und die schweren Wagen rasseln munter davon. Bald liegt das stille Dorf hinter uns, zur Linken die windgekräufelte bläuliche Fläche des Silser-Sees, vor uns die freie sonnige Thallandschaft des Ober-Engadin, zu beiden Seiten eingefast von hohen ernsten Gebirgen, von denen glänzender Schnee herniedergrüßt.

Die Gebirgsquerschwelle von Maloja ist überschritten; in schwindelnder Tiefe liegt düster, von Nadelholzwaldungen bedeckt, das obere Bergellthal. In vielen, hoch übereinanderliegenden Windungen führt die Straße hinab. Der schwere Hemmschuh, der unter dem Wagen

hergeschleift wird und auf dem das eine der Hinterräder ruht, wird festgefettet, die Pferde ziehen an, und freischend und knarrend geht's mit Schnelligkeit bergab. Die Fahrt ist aufregend. Die Windungen der Straße sind kurz und steil; keine Schutzwehr steht an ihrem Rande. So oft der Wagen um eine Kurve herumgeht, sieht man vor sich den furchtbaren Abgrund. In großem Bogen traben die Pferde darauf zu, nur wenig mehr sind ihre Vorderhufe vom Rande entfernt, zu dem der Wagen unaufhaltsam hinzusaufen scheint, da wenden sich die Tiere schneller, wir atmen auf, und eine neue lange Strecke der Straße liegt vor uns.

Bald sind wir unten in wilder, düsterer Thalschlucht, eingeengt von den schwarzen, tannenbestandenen Steilabfällen. Noch weht die Luft rauh, nur Nadelhölzer gedeihen hier reichlich, und eine seltene Flechtenflora umwebt die alten knorrigen Stämme. Aber des Wagens schneller Lauf entrollt bald andere Bilder. Der Blick schweift hinab durch das Thal, von wo erblauende, sanft geformte Berge herausgrüßen. Neben uns rückt in steter Hast das Erlen- und Weidengebüsch vorüber, das die schäumende junge Mira umsäumt, deren munter über Felsblöcke herabspringende Wasser manchmal flüchtig durch das dichte Laubwerk glänzen.

In Vicosoprano verließ ich den Wagen und wanderte zu Fuß weiter. Auf der Chaussee war's heiß und staubig, aber zur Seite der Straße lagen schattige Wälder und Gebüsche, aus denen frische Kühlung her-

ausatmete. So nahm ich durch diese meinen Weg, während die Straße dann und wann von ferne hell durch die grünen Zweige schimmerte und mir die Richtung angab. Hier im feuchten Schatten gedieh ein reiches, frisches Pflanzenleben, blühende Eriken und Alpenkräuter und wundervolle zierliche Farren und Moose. Selbst an köstlichen Früchten fehlte es nicht; würzige Erdbeeren standen am Boden und an den Felsen reichtragende Himbeeren. So spendete hier die Natur die Gaben des beginnenden Sommers, und gestern erst hatte ich im Engadin nahe den Schneegebieten der Bernina die ersten Frühlingsblüten der Alpen: großblumige Ranunkeln, zierliche Primeln und Alpenglöckchen und andere Boten des Lenzes gepflückt; und mehr noch, unsere Wanderung hatte uns zurückgeführt in den Bereich des Winters, über die stillen, weißen, schimmern- den Schneefelder und an den Rand der großen Gletscherströme mit den blauen Spalten. So wird ein Abstieg im Hochsommer am Südabhange der Alpen zu einem märchenhaften Flug durch die Zeiten des Jahres; denn schon nach Verlauf einer Stunde boten in der Osteria zu Castasegna italienische, schwarzäugige Mädchen in geflochtenen Körben Pfirsiche und Weintrauben als Wahrzeichen des Herbstes zum Verkaufe an.

Mehr und mehr verkündete die Landschaft umher die Nähe des Südens. Zwar stand noch zu Seiten des Thales der himmelansteigende Riesenwall der Alpen, aber nicht mehr nackt und rauh, sondern voll Abwechslung, von Grün und Leben umwoben. Von unten

strebten die Kastanienwälder an ihm herauf, von der Höhe winkten die winzigen braunen Sennhütten auf den grünen, kühlen Alpweiden, und dazwischen lagen Gebüsche und Wiesen, helle Ortschaften und dunkle Tannenwälder in buntem Wechsel. Nur weiterhin im Hintergrunde einer tief eingerissenen Thalspalte stand noch immer einsam und prächtig ein weißer, schneebedeckter Berg mit zerklüfteten Gletschern, aus denen ein schäumender Wildbach herniederrauschte.

Nicht weit davon war die italienische Grenze. In der offenen kühlen Halle vor dem Zollhause saß eine Gruppe von Duanen in fleidsamer Uniform. Es waren junge hübsche Männer mit schwarzen Schnurrbärten, lebhaften Augen und gefälligem Benehmen, auch zwei Mädchen saßen dabei. Da ich vorüberging, griffen alle zum Gruß an ihre Mützen. Das war ein freundlicher Willkommen beim Eintritt ins Königreich Italien!

Aber allmählich nahmen die Beschwerden des Marsches zu. Die erquickende Frühlingsfrische des oberen Thales war einer drückenden Sommerschwüle gewichen, und auf den vergilbten Maisfeldern und der staubigen Straße lag blendender Sonnenbrand. Dazu waren die schattigen Wälder und Gebüsche höher zu den Gebirgen hinaufgestiegen, und ihre Stelle nahmen kahle Weinbergsmauern ein, von denen das Sonnenlicht und die Hitze verstärkend niederstrahlte. Nur der Anblick eines fremdartigen Tierlebens bot Zerstreuung. Überaus zahlreiche Heuschrecken mit lebhaft rot oder blau gefärbten Flügeln schwirrten hin und her, eine Menge kleinerer

Arten hüpfte dazwischen, und ihr schrilles Gezirpe schallte betäubend von allen Seiten. Erst vereinzelt, dann immer häufiger ertönte dadurch aus den Maulbeerhecken der Felder der schnarrende Gesang der Cikaden. Die Luft aber war von großen herrlich schimmernden Schmetterlingen belebt, welche in leichtem Fluge über die Gebüsche dahinschwebten. Von meinen Schritten aufgeschreckt, suchten in Gemäuer der Weinberge zahllose Eidechsen ihr Versteck, meist kleine graue; aber zuweilen schossen auch große, über einen Fuß lange, grünschildernde davon. Blichschnell in geschlängeltem Laufe eilten sie an den Steinen der Mauer hinauf oder huschten über die Stangen der Weinlauben fort. Zuweilen aber hielten sie regungslos stille und spähten neugierig mit gewendetem Kopfe und glänzenden Augen herüber. Manche hielten zappelnde Insekten, die sie gefangen, während der Flucht in ihrem Maule.

Im Übrigen war's recht einsam auf der Straße, nur einige Male jagte ein bestaubter Reisewagen mit reich aufgeschirrten Maultieren vorüber, oder ein zerlumpter Gesell mit braunem aber gutmütigem Gesichte und einem armseligen Bündel auf dem Rücken trottete vorbei.

Die Hitze war unerträglich geworden, als ich in die Straßen von Chiavenna eintrat. Deshalb waren dieselben denn auch wie ausgestorben, und selbst unter den dunklen Kaufhallen und Arkaden war es seltsam still. Ein Bächlein rieselte mitten durch die Straße, in welches die Bewohner den Staub und Schmutz

hineinfehren und dessen Wasser sie auch mit Eimern zum Putzen und Scheuern im Innern der Häuser schöpfen. Auf der schattigen Altane vor dem Hotel verbrachte ich die heißen Mittagsstunden. Am Nachmittage exerzierten Soldaten von der *compania alpina* auf dem mit Bäumen bepflanzten Plage vor dem Hause, und als sie weggezogen waren, fanden sich junge Leute aus der Stadt ein, die an den Tischen vor dem Hotel ihren Wein tranken und auf dem freien Plage eine Art Regelspiel trieben. Dabei ging's laut zu, manchmal hätte man glauben mögen, es käme zu heftigen Auftritten, und doch war's in Wirklichkeit nur freundschaftliche Unterhaltung.

Selbst am Abend trat keine Kühlung ein, und als ich außerhalb der Stadt zwischen die hohen Mauern der Gärten kam, hauchte es wie mit Ofenhitze mich an. Und in diesem heißen Luftzuge regten sich die Blütenrispen der hohen, in tropischer Üppigkeit aufgeschossenen Maisstauden und durch die dichten Laubkronen der Maulbeerbäume ging ein leises Geflüster. Aus den nahen Weingärten aber erschallte das ausgelassene Jauchzen einiger Winzerinnen, deren bunte Tücher anmutig durch das Grün der Reben sich bewegten. Von fern her, auf der Landstraße hörte man das verhallende Rollen eines Postwagens, der in den stillen Abend hinaus den Alpen zueilte. Schon breitete sich bläuliche Dämmerung über die hohen Berge, hinter denen der Abendhimmel noch in düstern prächtigen Farben strahlte; auch auf die Stadt senkten sich tiefere Schatten, aber noch er-

kannte ich die Anhöhe mit den zerfallenen Burgtrümmern, und sie weckte die Erinnerung an die Vergangenheit. Hier durch dieses Thal zogen die deutschen Kaiser mit ihren Heeren, hier bot sich dem schwelgenden Auge der nordischen Krieger zuerst die südländische Pracht. Aber unter dieser üppigen, freigebigen Natur, unter dieser fruchtbaren Glut erlahmte auch die germanische Thatkraft. Waren in diesem Lande doch auch vorher schon die Spuren derselben Stämme verweht, unter deren kraftvollem Andrang das römische Reich in Trümmern ging. Die überschäumende Natur in berausenden Genüssen hatte bewirkt, was keinem Gegner gelungen war, hatte sie besiegt, an die neue Heimat gefesselt und aufgehen lassen unter den früheren Bewohnern. Und in dieser Burg, deren klägliche Trümmer eine wuchernde Vegetation umkleidet, war es, wo Friedrich Barbarossa den mächtigen Heinrich den Löwen um Hilfe im Zuge gegen Mailand bat, wo, wie die Sage erzählt, der hohe Kaiser sich sogar zum Fußfalle vor seinem trotzigem Vasallen verdemütigte; hier war es also, wo der Ausgang entschieden wurde für die furchtbare, mörderische Schlacht bei Legnano, wo die heiße Rache der Mailänder das deutsche Heer ereilte und vernichtete.

So mahnen auf Schritt und Tritt hier in der Ferne große Erinnerungen an die deutsche Heimat, und es ist, als ob ein geistiges Band uns mit dem schönen Süden verknüpfte. Zwar haben die Zeiten neue Ideale an die Stelle der alten gesetzt; keine ungestümen, er-

oberungslustigen Völkerscharen, keine glänzenden Kriegszüge sendet Deutschland mehr über die Alpen nach Italien, aber das ersehnte Wanderziel ist es noch heute für Tausende, die mit friedlicherem Wunsche nach seinem Anblicke schmachten; und auf den nämlichen einsamen Alpenstraßen, auf denen einst jene Heere gezogen, wandert nun so mancher Jünger der Wissenschaft und Kunst hinüber nach dem Lande seiner Sehnsucht, um unter einem südlichen Himmel, inmitten einer üppigen Vegetation, an den klassischen Stätten der Kunst ein neues geistiges Leben einzuatmen, die ernstere, gedankenvollere Auffassung, wie sie die nordische Heimat herangebildet, durch die Heiterkeit und Fülle des Südens zu bereichern und zu verklären.

Unterdessen war es dunkler über der Gegend geworden; die fröhlichen Winzerinnen waren längst heimgekehrt, und auch ich ging zur Stadt zurück. Vor den Häusern saßen Leute und suchten Erfrischung im Freien, unter einem offenen Thore lag ein kranker Knabe auf seinem Lager mit fieberheißem Gesichte und schaute mit müden Augen auf die Vorübergehenden. Nahe dabei aber auf der Brücke standen junge Burschen und Mädchen und lachten und neckten einander. Unten floß die rauschende Mira; das letzte Abendlicht glänzte auf ihrem Wasser und daneben erhoben sich die alten düsteren Häuser und hingen seltsam über den Fluß hinaus.

Früh schon brachte mich der andere Morgen im schnellen Gefähr in das ausgedehnte Sumpfsgebiet der Abba, welches der starke Fluß aus dem zur Seite sich

öffnenden Veltlinthale in den Comersee hinaus vorgeschoben hat. Hier ist im Sommer die Brutstätte gefährlicher Krankheiten, und alle Fremden fliehen das ungestaltliche Gebiet. Unbewegt zogen sich die stillen dunklen Wasser zwischen den hohen, im leisen Windzuge schwankenden Rohrwiesen hin, auf deren blanken Blätterspießen die Sonnenstrahlen blitzten. Wo das Röhricht und Schilf zurücktrat und ein freier Wasserspiegel erglänzte, lagen die runden grünen Blätter der Seerose auf der ruhigen Fläche. Bald überschritten wir auf langer Brücke die Abda, schauten weithinein in das im Glanze der Sonne liegende fruchtbare und rebenreiche Veltlin, und erreichten Colico; und eine Stunde später durchschnitt das große Dampfboot, auf welchem ich Platz genommen, die tief grün blauen Fluten des Comersees. Ein Bild von Heiterkeit und Sonnenschein lag vor dem entzückten Blick; an den Ufern, wo die hohen und schön geschwungenen Gebirge langsam in die blaue duftige Ferne schweiften, schimmerten die hellen freundlichen Städtchen und Villen mit den rotglühenden Oleanderbüschen und Lorbeern. Und darüber lagen die sonnigen Rebengehänge und die grünen Wälder, und der klare See spiegelte alles feucht und wunderbar im ruhigen Glanze der Farben. So kamen und schwanden die Dörfer und Städte, und jedes derselben bot neue Anmut und neue Reize; und während man noch voll Sehnsucht über die breite, im Sonnenschein aufblitzende Wellenstraße des Dampfers zurück nach den langsam enteilenden Gestaden schaute, zog vor

uns schon deutlich in seiner ganzen Pracht das gegenüberliegende Ufer auf.

Wir waren in Bellagio gelandet, ein Berggrüden erhebt sich hinter der Stadt. Dort rankt der Weinstock in leichten Laubengewinden, alte Ölbäume stehen am Bergabhange, und durch ihre lichten, weiß-grünlichen Kronen schaut das tiefe klare Himmelsblau, hier und dort steht eine alte baufällige Bauernhütte, von Weinreben umspinnen, im Schatten eines mächtigen Feigenbaumes, der seine verschlungenen großlaubigen Äste bis zur Erde herabsenkt.

Am Nachmittage trug mich eine Gondel zur Villa Carlotta über den See, ein schlankes, leicht gebautes Fahrzeug, wie sie durch ihr elegantes Äußere und den bunten Schmuck ihrer Farben eine so malerische Staffage der italienischen Seen bilden. In dem vorderen Teile dieser Rähne sind die hölzernen Bänke, auf denen die Ruderer sitzen, dahinter laden weichgepolsterte, sesselartige Bänke zum Ruhen und Träumen ein. Ein weißes, leinenes Zeltdach spannt sich über den Sitzen aus und schützt vor den Sonnenstrahlen. Der Ruderer saß vorn im Kahn in der bunten, malerischen Tracht dieses Landes; seine Ruder waren lang, leicht und vorne schaufelförmig gebogen. Fast geräuschlos tauchten sie sich in das Wasser und schienen nur leicht die Oberfläche desselben zu durchschneiden, und doch enteilte der leichte Kahn mit Schnelligkeit der zurückweichenden Rüste. Weiter und schöner öffnete sich mit jedem Zuge der Ruder der Blick auf den weiten ruhigen See. Kein

Windzug wehte, aber ein erfrischender Hauch fächelte Kühlung. Es war eine Stunde süßen Genusses. — Lautlos strich die Gondel durch die tiefen blauen Fluten, nur die Ruder plätscherten, und unter dem Riele glückte das Wasser in leisen einschläfernden Tönen. Von weitem glitt ein Kahn vorüber und zog dann still und langsam in die Ferne. Und darüber, wo das tiefe Blau des Sees lichter wurde und dämmerig, wie die fernen, bläulichen Berge, dort glänzte das weiße Segel einer Barke und warf seinen langen ruhigen Widerschein über das Wasser.

Höher und höher hob sich vor uns das Gebirge empor und der ernste feierliche Park der Villa, und bald landeten wir an der breiten Steintreppe, die sich bis in den See hinabsenkt, und über deren Stufen die Wogen plätscherten. Wir treten ein durch das hohe Gitterthor. Einsame Pfade führen durch hohe, schattige Lorbeer- und Myrtenhaine. Die prächtigen Magnolien senken in üppigem Wuchse ihre Äste mit dem glänzenden Blattwerk über die weichen grünen Rasen, und der tropische Bambus erhebt in dichten Büschen seine schlanken gedrechselten Schäfte und wölbt darüber die zarten, welligen, im leisesten Lusthauche schwankenden Fiederkronen. Und daneben, wo Rosen und Epheu dunkle Felsen umkleiden, steht eine Gruppe mächtiger Agaven. Noch hebt eine derselben riesenhaft ihren abgestorbenen Blütenstamm empor; und alle recken wild und trotzig die langen, furchtbar bewehrten Blätter in die Höhe. Alles verkündet sprudelnde Lebenskraft, und

durch die dunklen Kronen der immergrünen Bäume schlingen sich hellgrüne rankende Bignonien und rotblühende Rosen; und wunderbar leuchten und funkeln die hellen Blüten vor den ersten düstern Zweigen.

Auf den wundervollen Tag folgte eine milde, sternenhelle Nacht. Ich saß auf dunkler Veranda, vom diesseitigen Ufer glänzten helle Lichter, und selbst von drüben brach zuweilen ein leichter Schimmer herüber. Stille Gondeln zogen über den See, fröhliche Stimmen und Lieder schallten daraus, auf manchen glänzten Fackeln und warfen ihren Widerschein auf das Wasser, und hüpfender Junfenglanz tanzte über der schwarzen Fläche.

Die schönen Tage von Bellagio waren vorüber; schon näherte sich der Dampfer der Stadt Como, die hell und prächtig als weiter Halbkreis den See umsäumte. Rings auf dem See bot sich ein lebendiges Bild. Einzelne große Frachtbarken mit hohen lateinischen Segeln zogen vorüber, kleinere Rähne mit ausgespannten Zelttüchern, unter denen die Ruderer aufrecht standen, fuhren dazwischen einher, und Möven schweiften in leichtem Fluge über die blaue Fläche. Der Dampfer hatte gelandet. „Adagio! adagio!“ rief ein alter Matrose den hastig vom Schiffe gegen die Landungsbrücke Anstürmenden zu und suchte sie zurück zu halten; aber mit fortissime stürzte alles weiter, und bald löste sich der Menschenknäuel auf dem freien Plage, wo vor allen Omnibus, Hotelwagen und Fiakern die Kutscher und Portiers ein heilloses Geschrei erhoben.

Und dazwischen riesen und gestikulierten noch eine Menge anderer Menschen, von denen man nicht wußte, was sie eigentlich alle von uns wollten. Weiter abseits, wo enge, dunkle Gäßchen zum Seeufer führten, wurde es stiller, hier hockten lange Reihen von waschenden Frauen und Mädchen. Ab und zu schritt eine mit dem Bänkehen, auf dem sie gekniet und mit der gereinigten Wäsche nach Hause, aber sogleich nahm eine neu Hinzukommende ihren Platz ein. Etwas abseits davon lagen Gondeln auf dem See, in denen die Schiffer ausgestreckt auf den Bänken lagen und mit den Wäscherinnen plauderten. Sobald aber ein Fremder vorüberging, unterbrachen sie das Gespräch und priesen mit lauter Stimme Kahn und Dienste an. Es war am Abende, als ich die Stadt hinter mir hatte und über die Straße ging, die sich hoch an den Gebirgen entlang längs dem Ufer des Sees hinzieht. Ein milder Hauch wehte über der Landschaft. Die Berge lagen in violetten, matten Farbentönen, dahinter strahlten die letzten Gluthen der Abendröthe. Auf der hellen Fläche des Sees bewegten sich die Rähne, und manchmal schallten die Stimmen und Lieder der Dahinziehenden zu unserer Höhe herauf. Im letzten matten Abendlichte erglänzten die fernen Burgen und Schlösser feenhaft aus den dunklen Parks oder vor den schweigsamen düstern Wäldern. Und in weithin verhallenden, von langen Pausen unterbrochenen Akkorden sandten die fernen Ortschaften ihr Abendgeläute herüber, und die Klänge fluteten und wogten leise durcheinander, und dazwischen tönten melodische Insektenstimmen und

der Gesang der Heimchen und Cifaden. Später wurde es stiller und einsamer, die Nacht warf lange Schatten über die Berge und den See. Gerade unter der Straße, über deren Brüstung ich herabschaute, lag tief und dunkel ein feierlicher Park. Die hellen Kieswege schimmerten aus den dunklen Cypressen- und Lorbeerhainen hervor, und in der Mitte des großen, stillen Gartens lag ein schönes Haus mit einzelnen, matt erleuchteten Fenstern, und leise tönend daraus Musikklänge und ein sanfter, wehmutsvoller Gesang herauf.

Als ich dann später wieder in die Straßen von Como trat, war's in denselben lebhafter als vorher. Überall vor Gärten und Häusern saßen oder standen lachende und scherzende Gruppen; aus dunklen Gärten heraus tönend die Klänge der Guitarre und manch sehnsüchtiges Lied. Italienische Schönheiten wandelten auf der Straße daher, mit dem graziös umgeworfenen Spizentuche, das statt des Hutes den Kopf bedeckt und schleierartig und anmutsvoll das Gesicht beschattet, aber den Glanz der schwarzen Augen nicht verdunkelt. Um die Schultern die Mantille oder ein leichtes Tuch geschlungen, schritten sie auf den hohen, dünnen Absätzen zierlich einher, mit dem Fächer eifrig die Wangen kühlend oder über den ausgebreiteten Rand desselben hinwegschauend. Vor den hell erleuchtenden Cafés saßen Herren und Damen an Tischen auf dem Trottoir bis auf die Straße, verspeisten Gefrorenes aus hohen Kelchgläsern oder erfrischten sich an einem Schluck Limonade. Aus den niederen Volksklassen umstanden dichte Grup-

pen die Kräme der Obstverkäufer, wo die köstlichsten Früchte verlockend aufgehäuft und billig zu kaufen waren. Ein Melonenhändler trieb an einem kleinen Tische seinen Handel. Neben ihm qualmte eine Öllampe und beleuchtete die seltsame Gruppe, die ihn umstand. Eine Melone nach der andern wurde in Scheiben zerschnitten, und sofort streckten sich zahlreiche Hände aus, griffen nach einer der großen Scheiben und legten dafür ihre 5 Centesimi hin. Dann wurde ohne weiteres das Stück zum Munde geführt und das rötliche, saftreiche Fleisch mit ersichtlichem Behagen aus der dicken, grünen Schale herausgebissen.

Ein noch lebhafteres Bild entfaltete sich am andern Morgen, als vom hohen Marmordome und den übrigen Kirchen die Glocken läuteten und nun die Damen in geschmackvoller Kleidung zur h. Messe strömten. Da sah man manch anmutige Erscheinung und manch bezauberndes Antlitz; aber auch viele häßliche alte Frauen mit dürftiger Kleidung gingen dazwischen, und alle vertheilten sich in den hohen, feierlichen Hallen des Domes, wo im Hintergrunde der reiche Hauptaltar durch die bläulichen Wolken des Weihrauchs funkelte. Draußen wogte und sumimte der Markt. Da lagen die köstlichen Früchte des Südens aufgespeichert, saftige Melonen und Feigen, prächtige große Weintrauben, Pfirsiche, Liebesäpfel, Pomeranzen und mancherlei Gemüse. Daneben boten alte häßliche Weiber Fische feil, darunter den schmackhaften Agone, eine Cyprinusart und schwere Forellen, die der Fang auf dem See liefert. Auch

hier spielten sich die hitzigen Wortgefechte und lauten Auftritte ab, die nun einmal von dem Wesen eines Fischweibes, spreche es holländisch, italienisch, deutsch oder was sonst für eine Sprache, unzertrennlich zu sein scheinen. Daneben umstand ein dichter Kreis aufmerksamer Zuschauer einen Wahrsager. Dieser hatte zwei abgerichtete Tauben, die an einem kleinen Schellchen läuteten und mit den Schnäbeln aus einem Kasten kleine zusammengefaltene Briefchen herauszogen, auf denen die Zukunft geschrieben stand und die mit gespanntester Erwartung angenommen und gelesen wurden. Nicht weit davon trieb, obwohl es nur ein gewöhnlicher Markttag war, ein anderer Gaukler sein Wesen. Eine Frau saß da mit verbundenen Augen mitten in einer weiten Gruppe Neugieriger und wußte dabei allerhand von den Personen zu sagen, die umherstanden und auf die der Mann mit einem Stabe zeigte. Meist waren es Angehörige der niederen Klassen, die zusahen, Landleute mit einfältigen Gesichtern, Marktweiber und Arbeiter, vorlaute Jungen und Dienstmädchen, im Arme den Korb und in der Hand den Fächer tragend. Mit gleichgültigen Mienen oder vornehmem Lächeln gingen elegant gekleidete Herren an diesen Gruppen vorüber oder ein Gensdarm in seiner bunten Uniform mit den breiten Schnüren schlenderte vorbei. Zuweilen auch sah man stattliche Offiziere mit schwarzem, martialischem Schnurrbart und feurigem, selbstbewußtem Blick.

Dann verließ ich den Marktplatz mit seinem Dom und dem ehrwürdigen, in drei verschiedenen Marmor-

arten bunt aufgeführten Rathaus, promenierte durch die düstern Arkaden mit den zu beiden Seiten auf Tischen ausgebreiteten Waren der Händler und trat in eins der großen Cafés, um meinen *caffee con latte* zu trinken. Dazu wird Backwerk in großer Auswahl servirt. Nachher kommt der Kellner oder die Aufwärterin und schaut zu, was man davon verzehrt hat und macht danach ihre Rechnung. Von solchem Orte aus schaut es sich recht gemüthlich dem vorüberwogenden Menschenstrome zu, während um uns her die Gäste sich mit erregter Stimme unterhalten, mancherlei Verkäufer uns schreiend ihre Waren anpreisen, auf den Trottoirs die Holzsandalen von ärmeren Frauen und Mädchen klappern und eine Drehorgel ihre melancholischen Stücke spielt.

Wenn der Mittag sich nähert, wird's stiller. Alles scheint alsdann der Ruhe zu genießen. Wer's dann sich bequem machen will, der mietet sich eine Gondel und läßt sich in den See hinaus rudern, der alsdann so still ist und sich so blank in das Gebirge hineinzieht, oder er schlendert durch die Laubengänge der Neben aufwärts bis zu den hohen Kastanienwäldern, die weit und breit die Berge bedecken. Hier von oben sieht sich dann alles so sonnig und lachend an, und der blaue See grüßt so freundlich durch die schimmernden Zweige herauf, daß in seligem Beschauen schnell die Stunden enteilen, bis der Abend mit seiner Wehmut heraufzieht. Dann laden freundliche Ortschaften in der Nähe zum Besuche ein. Unvergesslich liegt mir ein solcher Abend

im Gedächtnis: Ich saß in der offenen Halle einer Osteria. Ein alter Mann mit grauen Haaren und ein schöner schwarzlockiger Jüngling mit dunklen Augen spielten auf Guitarre und Mandoline, anfangs tiefempfundene, klassische Sachen von Verdi und anderen. Dann folgten lustige Tänze. Es waren mehrere junge hübsche Mädchen zugegen, und bald drehten sich fröhliche Paare. Der jüngere der beiden Spieler aber stand mit seiner Mandoline an einen Pfosten gelehnt und blickte mit einem Ausdruck der Schwermut und doch mit mildem Lächeln auf das frohe Treiben. Was mochte sein Kummer sein? Ich wußte es nicht; aber seltsam bebten und klagten die Töne seiner Mandoline zwischen den sanften und ruhigen seines alten Gefährten. Von draußen dufteten die Orangenbüsche herein, und über den nahen Friedhof führte eine Allee alter, schwarzer Cypressen zur Kirche. Ernst und düster standen die hohen, schlanken Gipfel vor dem Himmel, der eben im letzten Abendrot erglühete.

25. Ein Ausflug von Pompeji in den Krater des Vesuv.

Es war ein wundervoller Morgen, als wir von Neapel über Torre del Greco nach Pompeji fuhren. Glänzend strahlte die Sonne über der weiten blauen Fläche des Golfes, auf der die weißen Segel der Schiffe schimmerten; die fernen Inseln und Gestade lagen wie gehaucht am hohen Horizonte, und über dem stolzen Regal des Vesuv stand eine mächtige Säule weißen Rauches. Blicke Lichter zuckten um die blanken Rümpfe und hohen Masten der am Staden liegenden bunten Fahrzeuge, Möven segelten mit blinkendem Gefieder vor dem blauen Himmel einher, und heitere Klänge von Guitarre und Mandoline mischten sich in das summende Stimmengewirr des lebhaften Volks. Als wir vor die Stadt kamen, erweiterte sich der Blick auf den glänzenden Golf und seine Berggestade. Prachtige Landhäuser umgaben den Weg, hohe weiße Mauern ragten empor. Kräftige Lorbeer- und Myrtenbüsche wuchsen darüber hinaus. Aus dunklem Laube schimmerten goldige Drangen und leuchtende Oleanderblüten, schlanke, düstere Cypressen standen dazwischen, und ab und zu wiegte sich die leichte Fiederkrone einer Dattelpalme vor dem tiefen, klaren Himmelsblau. Heitere Weinreben kletter-

ten an Bäumen und Pfählen hinauf und überspannen die zu Tage tretenden Lavablöcke der Berge mit freundlichem Grün. So näherten wir uns Pompeji. In der Nähe dieses Ortes wird die Landschaft etwas eintöniger. Manchmal deckt lose Asche mit spärlicher Vegetation den Boden. Allenthalben verkündet vulkanisches Gestein die ehemalige Verwüstung. So weckt schon die Natur den Gedanken an die Vorzeit und bereitet uns vor auf die machtvollen, ernstesten Eindrücke, die uns bevorstehen. Mit einem Gefühle feierlicher Erwartung stehen wir endlich vor dem Einschnitte, welcher durch einen Hügel hindurch zu der verschütteten und wiedererstandenen Stadt hinaufführt. Ein düsteres massives Thor nimmt uns auf; es ist die porta marina, die ehemals aus der Stadt direkt zum Ufer des Meeres führte. Längst ist inzwischen die Küste durch ausgeworfene vulkanische Massen hinausgeschoben; Pompeji liegt heute im Binnenlande, und nur der Name des Thorwegs und die starke Neigung der dadurch hinabführenden Straße verkünden noch immer die ehemalige Lage der Stadt am Gestade der schönen, schiffbelebten Meeresbucht. Nachdem wir die porta marina hinter uns gelassen hatten, gelangten wir in eine lange, stille Straße, welche anfangs von hohen, nackten Mauern, später von den einstöckigen Resten der ehemaligen Häuser eingefasst war. Ein aus schweren basaltartigen Lavablöcken fest gefügtes Pflaster bedeckte den Boden; den Häusern entlang liefen hohe Trottoirs, und an allen Straßenübergängen und ab und zu auch anderwärts ragten aus dem Pflaster

behauene steinerne Blöcke hervor, zwischen deren Lücken die Räder der gleichspurigen Wagen hindurchliefen, und auf denen die Fußgänger bei Regenwetter die überflutete Straße überschritten. Ab und zu stand wohl auch ein jetzt freilich wasserloser Brunnen zur Seite des Weges. Wir durchwanderten zahlreiche dieser Straßen und Gäßchen, von denen kaum eines die Breite unserer modernen Stadtwege besitzt und gingen in viele der Häuser hinein, welche zumeist von Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden bewohnt gewesen waren. Diese Häuser, wie auch die Paläste der Vornehmen, waren durchweg einstöckig. Jetzt sind längst die flachen Dächer verschwunden, nachdem die Tragbalken theils gleich bei der Katastrophe eingedrückt worden waren, theils im Laufe der Jahrhunderte vermodert sind. Der blaue Himmel schaut in die stillen Räume hinein, aus denen alle Geräte entweder durch Zerfall oder durch Überführung in das Museum von Neapel verschwunden sind. Es sind lauter enge, armselige Wohnungen, in denen die Mehrzahl dieser Leute lebte. Man ist freilich leicht geneigt, von den wenigen Prachtbauten dieser Stadt, sowie aus den stolzen Ruinen anderer römischer Staatsbauten einen falschen Schluß auf die Lebensverhältnisse der großen Bevölkerung im Altertum zu ziehen; das Haus des gemeinen Römers war indes einfach, beschränkt, nur mit dem notdürftigsten Hausgerät versehen und viel weniger bequem als die Wohnungen des heutigen Mittelstandes in unseren Städten. Im alten Griechenland spricht ein schöner

Zug aus diesem Mißverhältnis. Der einzelne freie Mann ging auf in der Gesamtheit; die nationale Idee beherrschte das ganze Leben. Der Grieche in den glanzvollen Zeiten seines Vaterlandes lebte schlicht und bescheiden, aber seinen Gottheiten und der Macht seiner Nation errichtete er Bauwerke und Monumente, welche noch heute unsere Bewunderung erregen. In den römischen Städten zu jener Zeit, als Pompeji unterging, waren es gewiß weniger erhebende Momente, welche diesen Gegensatz zwischen der Pracht der öffentlichen Bauten und den Palästen etlicher Begüterten und den engen Häuschen der Volksmasse bildeten. Im Gegenteil wiesen schon damals allenthalben arge soziale Mißstände auf das Herannahen des bevorstehenden Verfalls. Die Leichtigkeit, mit der reiche Streber durch Geschenke, öffentliche Spiele und Gastmähler die Massen des Volks für ihre ehrgeizigen Zwecke gewannen, kennzeichnet deutlich die herrschende Armut und das Überhandnehmen einer feilen Gesinnung, welche nichts mehr von den alten Römertugenden der Vorfahren bewahrt hatte. Nebenbei ist freilich diese Bescheidenheit der Wohnungen auch ein Kennzeichen der noch heute im Süden herrschenden Anspruchslosigkeit, welche die gütige Natur mit ihrem milden Klima weckt und nährt. So erinnern diese Häuser der alten Pompejaner, in denen außer der zugleich als Werkstätte und Verkaufsladen dienenden Hausflur, kaum zwei bis drei ganz enge Räume sich vorfinden, lebhaft an die Kaufhallen der orientalischen Bazare, ja selbst noch in gewissem Sinne an die Kram-

häuschen, wie sie noch heute in italienischen Städten vorkommen. Eingemauerte große Thongefäße verraten noch jetzt die Wohnungen der Öl- und Weinverkäufer, die Schenken, in denen das niedere Volk seinen Landwein trank. Die Häuser der Bäcker und anderen Gewerbetreibenden sind gleichfalls leicht zu deuten, und in einer kleinen Mühle liegen noch die schweren Mühlsteine mit den Löchern für die Balken, an denen die unglücklichen Sklaven ihr mühsames Tagewerk verrichten und die freisenden Steine in Bewegung halten mußten.

Zwischen diesen kleinen Wohnungen, deren große Anzahl allein den richtigen Maßstab zur Beurteilung des Zustandes der Bevölkerung bietet, liegen denn ab und zu Häuser von reichen Bürgern, welche sich durch Eleganz und künstlerische Ausschmückung auf eine ganz andere Stufe stellen. Die Einrichtung eines solchen römischen Hauses ist allgemein bekannt; ich brauche sie nicht zu wiederholen. Bei den prächtigsten dieser Paläste sind alle Räume um einen schönen mit Marmor belegten und von Säulenhallen umgebenen Binnenhof herum geordnet. Hier unter dem klaren südlichen Himmel, im Anblicke blühender Gewächse und eines plätschernden, Kühlung spendenden Brunnens mußte sich allerdings ein herrliches Leben führen lassen, um so mehr, als auch im Innern der Wohnräume eine künstlerische Anordnung, prächtige Wandgemälde und zierliche Statuetten und Luxusgegenstände das Auge angenehm beschäftigten. Manche dieser Wandgemälde, die stets am reichsten den Speisesaal zierten, sind noch gut

erhalten und stellenweise durch darüber angebrachte Schutzdächer vor weiterem Verfall behütet; die metallenen Geräte und steinernen Bildwerke dagegen bilden, in mehreren Sälen untergebracht, den Stolz und den Reichtum des Museums von Neapel. Auch einigen ehemals verrufenen Häusern statteten wir einen Besuch ab. Erotische Aquarellgemälde an den Wänden enthüllten die ganze Verkommenheit und Schamlosigkeit, die damals schon fast alle Schichten des römischen Volks wie eine zersetzende Fäulnis ergriffen hatte. Gut erhalten und noch heute von überraschender Wirkung sind viele öffentliche Gebäude, darunter vor allem das Forum, mehrere Tempel, die Bäder und das Amphitheater. Der Luxus, welcher bei der Ausstattung der Bäder verschwendet wurde, ist selbst heutzutage nicht erreicht. Warme und kalte, verbunden mit allen Bequemlichkeiten in Räumen voll hoher Eleganz, standen jedem Begüterten zu Gebote, aber auch dem Volke war gegen geringe Vergütung diese Erfrischung allerwärts in den Städten gewährt. Besonders ergreifend ist der Anblick des Amphitheaters, wo der Blick weithin über die stille Runde zu unseren Füßen und hinaus in die gesegneten Lande fällt. Rauchend droht der ferne Vesuv und mahnt beständig an die Ursache der einstigen Verwüstung. Und wer bürgt dafür, daß nicht ähnliche Katastrophen nochmals bevorstehen?! Sank nicht erst vor wenigen Jahren der Ort Casamicciola auf der Insel Ischia in einer schrecklichen Nacht in wenigen Minuten durch ein Erdbeben in Trümmer, und mahnen nicht von Zeit zu

Zeit heftige Eruptionen und Lavenergüsse an die fort-dauernde Macht des unheimlichen Berges?! Aber der Mensch achtet dieser Warnungen nur wenig; er vergißt sie schneller als man begreiflich findet, erfreut sich seiner paradiesischen Heimat, deren schönsten Schmuck der finstere Bergunhold bildet und denkt an die Gefahren, die ihn umgeben nicht mehr, als ein jeder Sterblicher an den Tod, der uns allen bevorsteht. Südländische Gedankenlosigkeit und übersprudelnde Leichtlebigkeit verstärken freilich hier in der Umgebung des Vulkans dieses sorgenlose Dasein des neapolitanischen Volkes am Fuße des verderbensschleudernden Erbfeindes.

Ich hatte mich inzwischen für eine Weile von der übrigen Gesellschaft getrennt, um meinen Betrachtungen nachzuhängen und die Stille dieser Räume zu genießen. Es hat ja nicht den Wert für den Laien, jede Merkwürdigkeit eines jeden Hauses mit geschäftsmäßiger eingelernter Ausführlichkeit von dem Führer zu vernehmen. Zur gründlichen Kenntniß dieser Stätte genügt kein einmaliger Besuch und kein flüchtiges Umherwandeln. Aber unvergeßlich, tief und erschütternd sind die Eindrücke, die das Gesamtbild, der Gedanke an die Vergangenheit und die Ruhe umher in der Seele zurücklassen. Ich saß auf einem Brunnenrande in der Straße und wartete, bis die Tritte meiner Gefährten verhallt waren. Nun raschelte es um mich her. Zahlreiche Eidechsen huschten aus den Mauerritzen und eilten umher; sonst war es kirchenstill. Im grellen, blendenden Sonnenlichte standen die grauen Trümmer und hohen Säulen,

rankende Kräuter schlangen sich um ihren Fuß und umspannen diese Gedenksteine der Vorzeit mit neuem jugendlichen Leben. Und wundervoll lachte das Blau des Himmels auf die versunkene Stadt, und der ferne Vulkan ragte hinter fruchtbaren Hügeln mit schimmernden Landhäusern wie ein drohendes, wundervolles Wahrzeichen in die stille, klare Luft.

Auf Anraten mehrerer landeskundiger Leute beschlossen wir von Pompeji aus die Besteigung des Vesuv zu unternehmen. Meist wird die Tour von Neapel aus gemacht; eine Gesellschaft hat bis zur oberen Stufe des Berges eine Drahtseilbahn angelegt und schickt ihre Wagen bis zu den Hotels von Neapel, um aus ihnen die Fremden herauszubefördern und in die Nähe des obersten Schlackenkegels emporzuschaffen. Die ganze Art ist rein geschäftsmäßig, kostet obendrein ein Heidengeld und beraubt das Opfer der Möglichkeit, sich ungeniert nach Belieben und jeweiliger Laune auf der Fahrt dorthin umzuschauen und aufzuhalten. Die einzig richtige Reiseart auf Bergen ist eben marschieren oder reiten. Wir sollten beides gründlich verkosten. Vom Hotel aus trabten wir lustig und unter lauten Scherzen auf munteren Pferden und staubiger Landstraße dem fernen Fuße des Berges entgegen. Bald führte uns der Ritt durch ein weiterstreutes Dorf. Vor der Thüre auf der mit großen Steinplatten gepflasterten Straße saßen die Leute und schauten uns nach, und bittende, barfüßige Kinder mit allerliebsten Augen und lebenssprudelndem Wesen gaben uns das Geleit. Eine hohe steinerne Brücke

führte über einen versiegten Bach, weiße, hohe Gartenmauern umgaben den Weg, und über sie hinaus ragten dunkle Lorbeern und blühende Oleander und helle melancholische Olivenbäume. So kamen wir dem Berge näher und ritten an seinen untersten Stufen durch große Weinberge entlang. Die lose, staubige Asche des Vulkans bedeckte rings den Boden; glühend strahlte die Sonne herein, und blitzend funkelten zahlreiche Krystalle und blanke Glimmer- und Obsidianblättchen daraus hervor. Immer tiefer wurde die Asche, immer dürftiger der Anbau; die Weinstöcke standen spärlich im heißen Staube, aber um so glühender und süßer schmeckten ihre köstlichen, vom geröteten Laube beschatteten Früchte. Endlich hatten wir das Ende der Kulturzone erreicht; und auf weiten wüsten Aschenhügeln ritten wir, schon in beträchtlicher Höhe, mit ziemlicher Steigerung dem eigentlichen Auswurfskegel entgegen. Majestätisch stand er vor uns, grau und kahl inmitten der blühenden, unter uns liegenden Landschaft und wälzte weiße Dampfballen qualmend aus seinem Gipfel, die in langem Zuge meilenweit über dem blauen Golf von Neapel schwebten. Bald erreichten wir nun auch die untersten Partien jüngerer Lavaströme, die in beträchtlicher Breite und mit gequollener, gletscherartiger Endigung wie schwach gewundene Riesenschlangen an den Bergrändern sich herabzogen. Ein wüstes Chaos bot sich oben auf ihrer Fläche. Zähne, gedrehte Massen, gequollene, aufgetriebene Blasen, abgebröckelte Klumpen und teichartig heruntergeflossene Kuchen lagen wirr

durcheinander, als sei erst eben die ganze Masse aus dem Schmelzflusse erstarrt oder gar noch heute in ihrer schwerfälligen, aber unaufhaltbaren Bewegung begriffen. Mühsam suchten sich die Pferde zwischen den glasig spröden, scharfen Blöcken ihren Weg; und mit verdoppelter Eile trabten wir jedesmal weiter, sobald ein Strich von loser vulkanischer Asche oder ausgeworfenen Schlafen zeitweilig die Lavaströme unterbrach.

Nach mehrstündigem scharfen Ritt hatten wir, grade neben dem Ausflusse eines gewaltigen Stromes, der machtvoll aus dem Boden emporgequollen, den Fuß des letztern Aschenfegels erreicht, stiegen ab und hielten Rast, um vor dem letzten beschwerlichen Anstieg, der zu Fuß gemacht werden muß, ein wenig auszuruhen. Es waren herrliche Augenblicke! Um uns her lag eine trostlose Einsamkeit, ein weites, wüstes Feld, besät und überstreut mit blasigen Schlafen und tiefer Asche. Weit in der Runde hoben sich lange Wälle und Ströme von zerklüfteter buntfarbiger Lava, und in nächster Nähe wälzte über uns der gewaltige Gipfel seine gelbliche Rauch- und Dampfsäule empor. Daneben aber und auch sonst rings über die starre, kahle Umgebung hinweg fiel der Blick auf das tiefe Land, auf das ferne Meer und seinen scharf begrenzten, vom tiefen Blau des Himmels eingefassten Horizont, an dem die weißen Segel der fern hinziehenden Schiffe leuchteten. In wundervollen edlen Linien begrenzten sich Land und Meer, in nicht minder schönen, leicht geschwungenen Umrissen ragten die fernen blauen Gebirge mit den

hellen Felsgräten und dämmrigen Schluchten. Ein Kranz von Dörfern, Weilern und Städten schimmerte weiß und blendend aus dem Grün der Olivengärten und Weinberge herauf; und wie auf einer Landkarte schweifte das Auge an wohlbekanntem, trauten Plätzen, deren Namen gleichmäßig Kunst und Geschichte feiern, entlang bis zu den fecken Ausläufern des stolzen Apennin-gebirges im fernen Osten.

Wir saßen lange und konnten nicht fort und blickten immer und immer wieder hinab auf dies Gemälde, welches die Welt nur einmal in solcher Anmut und mit solchem Leben entfaltet. Endlich entschlossen wir uns zum Aufstieg. Wir ließen die Pferde bei zwei Jungen zurück und marschierten zu fünf und dem Führer bergauf. Dies letzte Wegestück erfordert etwa eine Stunde, obwohl der Gipfel ganz nahe erscheint. Aber nur mit einer ungeheuren Anstrengung ist er zu nehmen. Der ganze Ke gel besteht nämlich hier aus loser, trockner Asche, welche so steil abfällt, wie es überhaupt bei einer solchen Aufschüttung nur möglich ist. Bis weit über die Knöchel versinkt der Fuß im sonnendurchglüh-ten Staube, und bei jedem Tritt rutscht man mit den herabrieselnden Massen wieder ein beträchtliches Stück herab. Wir begannen den Anstieg mit dem ganzen Eifer, den das nahe hohe Ziel einflößte, aber die Sonnenhitze und die Anstrengung des Steigens mäßigte bald unseren Schritt und trieb uns den Schweiß aus allen Poren. Jetzt kamen etliche Männer, die uns langsam nachgestiegen waren, herbei und boten sich zum

Ziehen und Drücken an. Der eine hält einen Stab mit einem Riemen, welchen man erfäßt und an dem man sich nachschleppen läßt; der andere drückt dazu aus Leibeskräften gegen den Rücken des Opfers. Drei meiner Begleiter, die wir in Pompeji getroffen, benutzten die Hilfe; wir beiden andern kletterten allein mit dem Führer voraus. Trotz „Zieher“ und „Drücker“ blieb bald schon der erste zurück, gleich darauf der zweite; endlich nach langem Bemühen warf sich auch der dritte erschöpft und mit glühendem Gesichte zu Boden und erklärte nicht weiter zu können. So stiegen sie denn wieder zu dem Halteplatz der Pferde zurück, und wir kletterten langsam weiter. Wir waren jedesmal glücklich, wenn sich den Füßen für eine kleine Strecke eine zusammengebakene Schlafenmasse bot; mehrmals mußten wir halten, um Atem zu schöpfen und den trocknen Gaumen mit einem Schlückchen Wein oder dem Saft einer Pflirsich zu erfrischen. Bei einer röhrenförmigen Lavakluft hielten wir eine kurze Rast und schauten weit in die Lande hinein und auf die tiefe Terrasse hinab, auf welcher wir, trotz der Entfernung deutlich unsere Pferde und zurückgekehrten Begleiter erkennen konnten. Dabei erscholl schon von fern das dumpfe Dröhnen des Berges, und neben uns aus der heißen Öffnung pustete von Zeit zu Zeit ein glühender Luftstrom mit hörbarem Geräusch hervor. Es schien indes nur erhitzte atmosphärische Luft zu sein; denn kein Geruch von schwefliger Säure wie oben am Krater machte sich hier bemerkbar. Dann kletterten wir weiter

hinauf, und bald sahen wir vor uns den letzten Wall. Heiße Schlafen bedeckten schon den abschüssigen Boden, heißender Rauch entströmte den ausglühenden Gesteinen, und dicht über uns wallte die riesenhafte Rauchwolke gegen den blauen Himmel. Noch etliche hastige Schritte, und wir hatten den Krater erreicht und standen wie gebannt vor einem erhabenen Schauspiel. Der Vulkan hatte gerade seinen bösen Tag, arbeitete mächtig und bereitete uns den Borgeschmack einer wirklichen Eruption. In weitem Zuge lief der ringsförmige Kraterwall um die innere, leicht dampfende Höhlung herum, welche ganz von schwarzen Schlafen und Aschenmassen bedeckt war. Innerhalb dieser über 100 Schritt breiten Ringmulde stand das zerbrochene niedrige Stück eines engeren Walles, und in der Mitte des Ganzen lag der heutige Auswurfskegel von geringer Höhe, aus dessen Krater beständig die heißen Dämpfe aufwallten. Der schwarze Boden war allenthalben von bunten Flecken übersät, Stellen, auf denen rötliche und gelbe Schwefelverbindungen aus dem heißen zum Theil eben erst ausgeworfenen Gestein auskrystallisierten.

Trotzdem der Wind uns günstig war und den Rauch gerade aufsteigen ließ, war die Hitze doch selbst auf dem äußeren Rande des Walles bedeutend und der stechende Geruch der schwefligen Dämpfe ab und zu beschwerlich. Unter heftigem Husten mußten wir ab und zu etliche Schritte herunterspringen, um frische Luft zu schöpfen, welche der Wind an den äußeren Abhängen des Kraters uns zuführte. Fortwährend

wälzten sich mächtige, weiße Dampfballen in wunderlicher Drehung und mit dumpfem Getöse qualmend aus dem Krater hervor. Langsam wallten sie dann empor und schoben sich höher und höher bis zu einer gewaltigen Säule, die in den oberen Luftschichten als ein weißes Wolkenband in die blaue Himmelsferne entschwebte. Zwischen diesem Brausen des aufsteigenden Rauches ertönte vernehmlich das innere Grollen des Berges, und in kurzen Zwischenpausen erfolgten dröhnende Stöße begleitet von einer zischend aufsteigenden Garbe glühender Massen, die gleich einer Feuerfontäne aufstiegen, eine Weile in mächtigem Kranze zwischen den Dämpfen zu schweben schienen und dann mit beschleunigtem Falle sich hernieder senkten und rasselnd und knatternd in das von Feuerschein durchglühte Innere des großen Kraters und teilweise auch in die umgebende äußere Mulde zurückstürzten. Nachdem wir genugsam in dem erhabenen Anblick geschwelgt, machten wir den etwas tollkühnen Versuch, in den Hauptkrater hinabzusteigen und von hier aus den Rand des innersten Auswurfskraters zu erklettern. Wir wichen vorsichtig den herabfallenden Schlafen, deren Lauf wir verfolgten, aus und erwarteten einen ruhigen Moment. Als er eintrat, sprangen wir so schnell wir konnten, an dem niederen Schlafenhügel, der mit glühenden Schlafenbrocken überstreut war und von dessen Oberfläche weißliche Dämpfe emporstiegen, hinauf und standen dann für eine Sekunde am Rande des gräßlichen Schlundes. Sich wälzende Rauchballen, durchglüht von rotem Feuer-

schein, erfüllten seine Tiefe, aus der dumpfes Gebrause heraufschallte. Nur einen Moment hielten wir Stand; denn der schweflige Dampf benahm uns den Atem und erzeugte, verbunden mit der furchtbaren Hitze, ein unheimliches Gefühl von Beklemmung und Angst. Zudem raffte sich der Vulkan zu einem neuen Stoße auf, und mit wildem Dröhnen sprühte die Masse der glühenden, zähen Schlafen aus dem qualmenden Schlunde empor. Wir stürzten zurück; schon prasselten um uns herum die niederfallenden Stücke. Mein Begleiter rutschte beim Hinaufflettern am äußeren Walle aus, stürzte zu Boden und rief um Hülfe. Ehe wir ihm beispringen konnten, hatte er sich indes schon selbst wieder aufgerafft, und alle drei erreichten wir unverfehrt den Rand des Walles, wurden indes noch lange nachher von dem beengenden Gefühle und dem heftigsten Reize in den Atmungsorganen gequält.

Wir blieben lange auf der Höhe des Kraterwalles, betrachteten das wilde Spiel der unterirdischen Gewalten und lauschten dem dumpfen Gedröhn der aufsteigenden Dämpfe. Blutrot stand die Sonne hinter ihrer wallenden Säule, und ihr trüber Schatten schwebte über der rauchenden Kratertiefe. Nach der anderen Seite hin schauten wir hinab in die wüste ringförmige Schlucht, welche zwischen dem Hauptfegel und der Somma eingebettet liegt, und deren Boden ein einziges trostloses Schlafen- und Lavenfeld bedeckt. Noch in geschichtlicher Zeit war die heutige, den eigentlichen Vesuv in einem Halbkreis umschließende Somma der einzige Kraterwall.

Der ganze Berg galt damals für erloschen; vielleicht kannte man nicht einmal seinen vulkanischen Ursprung. Vermuthlich war es die Eruption, welche Pompeji verschüttete, durch die der Vesuv nach jahrhundertelanger Ruhe von neuem seine verheerende Thätigkeit begann. Der alte Kraterwall wurde durchbrochen, zum Theil herabgestürzt, und nach der Meereseite hin erhob sich aus der Tiefe des ehemaligen Vulkanes ein neuer Schlaken- und Aschenkegel, der in zahlreichen, bis auf den heutigen Tag sich hinziehenden, von Pausen verhältnismäßiger Ruhe unterbrochenen Eruptionen sich höher und höher erhob und durch beständige Neuausschüttungen heute schon diese imposante Gipfelhöhe erreicht hat, mit der er weithin Land und Meer beherrscht. Gleichzeitig mit diesen Schlaken- und Aschenauswürfen brachen dann zeitweilig, von heftigen Erdbeben angekündigt, gewaltige Lavaströme an den Gehängen des Berges hervor, die theils glücklich in der wüsten Region der ausgeworfenen Massen verblieben und erstarrten, theils aber auch blühende Landstrecken und menschliche Ansiedlungen in ihrem ruhigen aber unaufhaltsamen Fluß erreichten und für immer begruben. Wie glühende Schlangen leuchteten zu solcher Zeit die gefürchteten Sendlinge, vor denen schon in der Entfernung alles Leben unter dem entsetzlichen Gluthauche verdorrt. Manche dieser Ströme, welche meist noch deutlich in ihrem Laufe verfolgt werden können, erreichten sogar das Meer und erstarrten erst in seinen aufzischenden und ins Rochen geratenen Fluten.

Während wir hingerissen von Bewunderung in der Betrachtung dieser Natur und ihrer gewaltigen Kräfte standen, breitete sich jenseit der wilden Einsamkeit, von unserer hohen Warte aus das ganze Land in wunderbarer Klarheit bis zum fernen, hohen Horizonte aus. Da lag die weite blaue Fläche des Meeres, der herrliche Golf von Neapel mit den stolzen bläulichen Berggruppen der Inseln Ischia und Capri, da schimmerte die ferne schöne Stadt mit ihrem hellen Häuserkranze vor dem grünen Gebirge, da lagen die gesegneten Fluren des Binnenlandes, bunt und städtebelebt wie ein einziger großer Garten bis zu den fernen, anmutig geschwungenen Höhen des Apennin und den kühnen Vorgebirgen von Salerno. Als wir noch standen und unsere Blicke in die Runde schweifen ließen, eilte unser Führer nach einem abermaligen heftigen Ausbruch noch einmal hinab, ergriff mit zwei erkalteten Stücken eine der niedergefallenen, noch zähflüssigen Schlafen, trug sie hinauf, steckte eine Kupfermünze hinein, ließ sie einbrennen und überreichte mir das heiße Stück auf untergelegtem kaltem Gestein als Andenken. Ich übergoss es alsdann mit dem Rest unseres warm gewordenen Weines und drehte es nach einiger Zeit in ein Tuch ein, aber noch am späten Abend in Pompeji strahlte es merklich Wärme aus. Noch einmal schauten wir dann zum Abschied auf die wundervolle Landschaft zu unseren Füßen, warfen einen letzten Blick in den unter uns brodelnden Höllenkessel und begannen alsdann beschleunigt den Abstieg. Wir versanken jetzt fast bis zu

den Waden im Aschenstaub. Der Führer in der Mitte, wir beiden zu seiner Seite und in seinen Armen, so setzten wir uns in Trab und eilten in fröhlicher Hast in sprunghaftem Laufe den steilen Hang zum Lagerplatz hinab. Eine große aufwirbelnde Staubwolke verkündete den harrenden fernen Gefährten, schon lange bevor sie uns selbst zu Gesicht bekamen, unsere Rückkehr. Bald hatten wir den Mastplatz erreicht, ruhten ein Weilchen, schütteten aus unseren Schuhen und Stiefeln den Staub und die Asche, erfrischten uns an einem Schluck lauwarmen Wassers, das ein Mann in einem Thongefäße feilbot und bestiegen dann wieder die Pferde, um vor Einbruch der Nacht wenigstens aus dem Bereich der Lava zu kommen. Bald erreichten wir, bei schnellem Ritt, wieder etliche grüne Kiefernbestände von niedrigen Bäumchen gebildet; aber als wir uns bei den ersten Weinbergen umschauten, war doch bereits die Dunkelheit auf das Land gesunken und eine lodernde Feuerfäule leuchtete majestätisch über dem Gipfel des Vesuv.

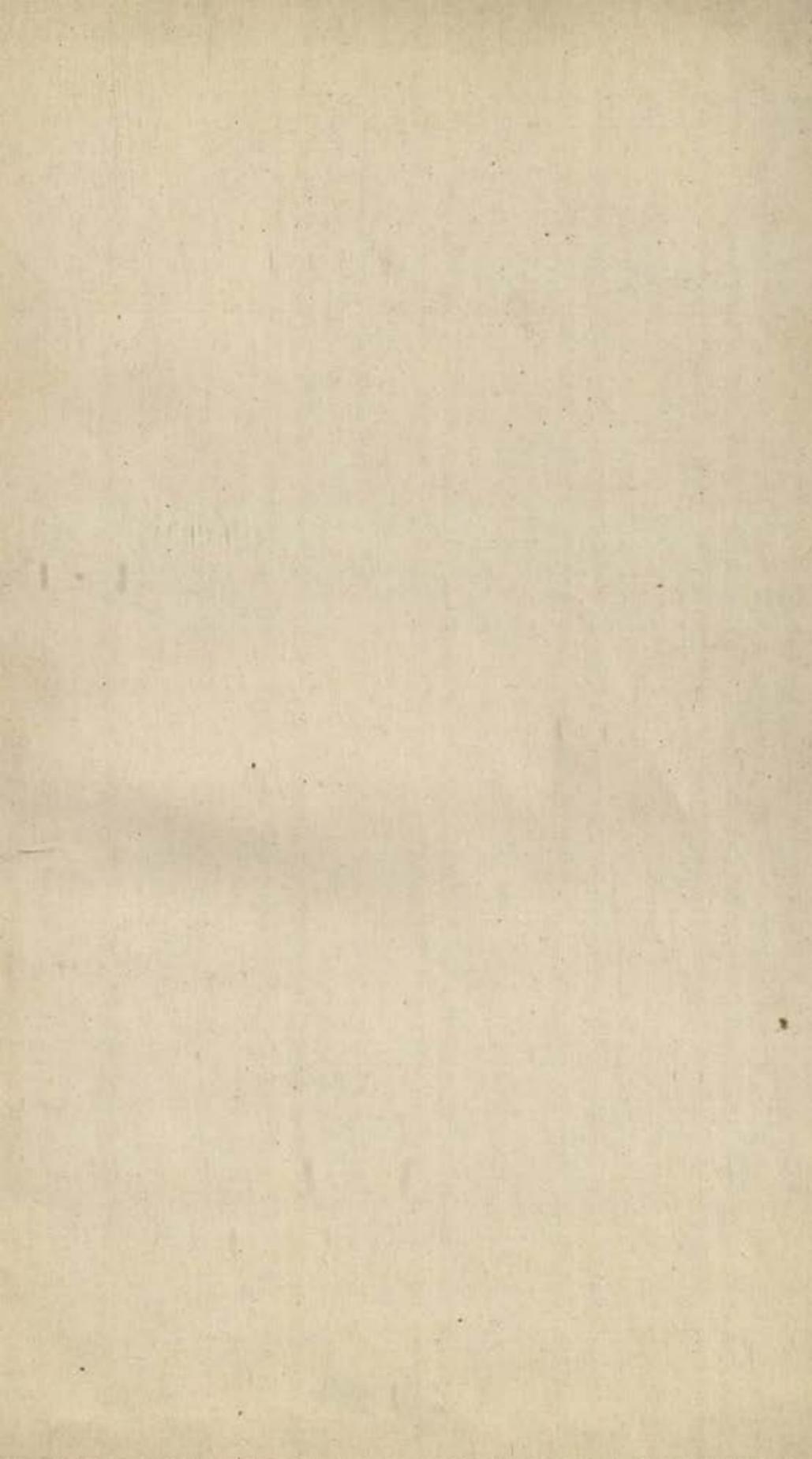
Wir beide, die wir bis zum Krater vorgedrungen waren, befanden uns in bester Laune, aber auch die anderen wurden durch unsere Heiterkeit und die tollen Einfälle des Führers bald in die rechte Stimmung gebracht. Der Führer, ein rechter lebenslustiger Neapolitaner, nannte uns bald schon mit unseren, freilich von ihm mißverständenen Vornamen, denen er sein signore vorsetzte. Nur mein Onkel, ein Geistlicher, wurde zum monsignore onkulo; ein schon etwas ällicher österreichischer Rechtsanwalt aber galt ihm als

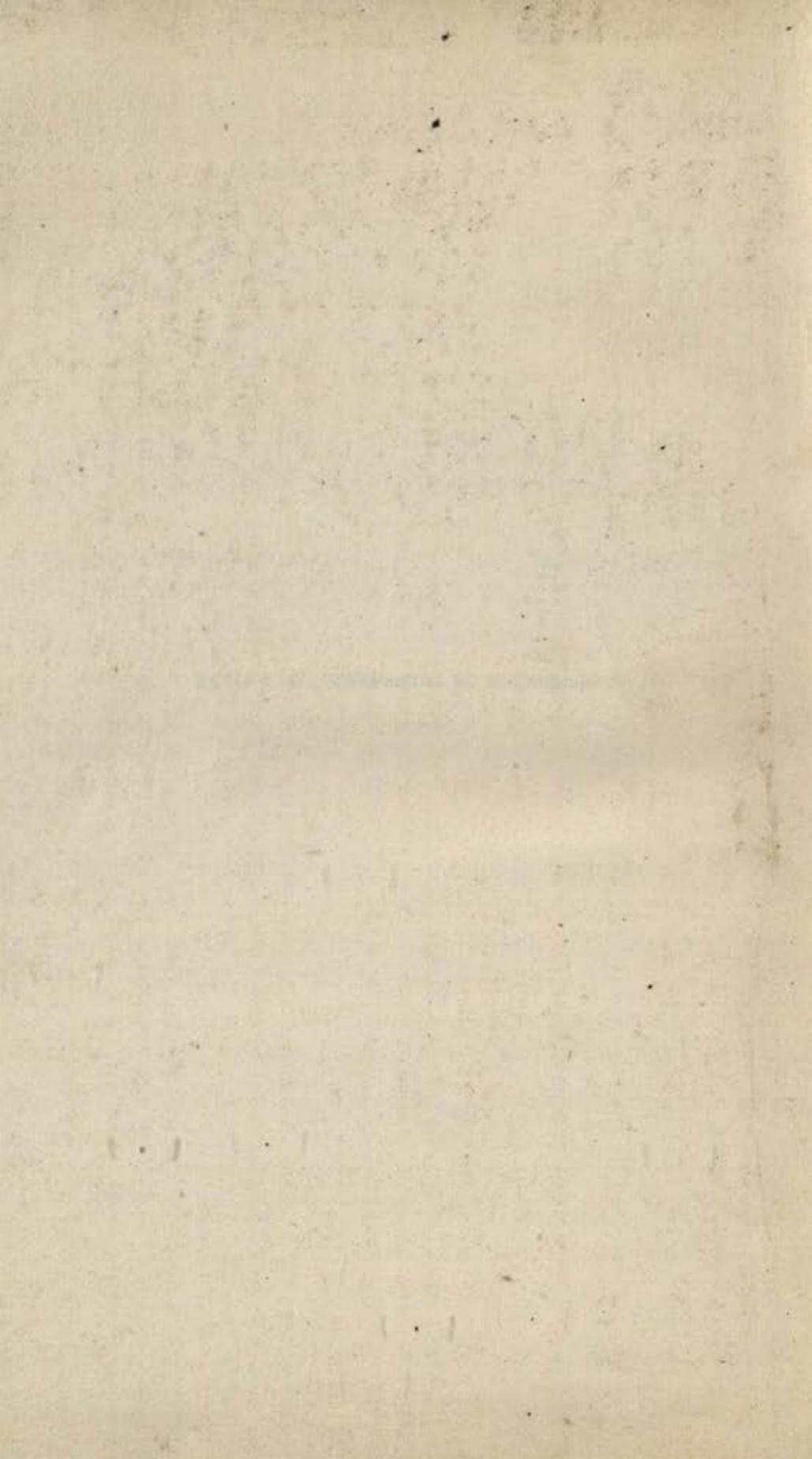
signore papa. Beglückt über unser Versprechen, ihm eine günstige Empfehlung in sein Führeralbum einzutragen und im Vorgefühl eines ordentlichen Trinkgeldes, trug er schon vorab seinen Dank durch Scherze und laute Lieder ab. Drohte ihm der eine oder andere zu ermüden und die Heiterkeit zu verlieren, so schrie er ihm ermunternd ein „curagio tedesco“! zu; und so oft wir ihm die Weinflasche zum Trinken reicheten, schwenkte er sein Hütchen in der Luft und rief jauchzend „viva Germania“! in das unsere beiden Österreicher lachend mit einstimmten.

Allmählich aber kam Ruhe in die Gesellschaft, und Müdigkeit und Abspannung machten sich fühlbar. Wir ritten stumm hintereinander; ich voraus, der Führer als letzter. Es war eine stille, südlich heitere Nacht. In den engen Gassen zwischen den hohen Mauern der Weingärten begegneten uns vereinzelt, mit Maisstroh beladene Saumtiere mit ihren Treibern, denen wir bei der herrschenden Dunkelheit oft nur mühsam auszuweichen vermochten. In den stillen Dörfern, durch welche wir hindurchritten, saßen die Bewohner noch plaudernd und musizierend auf den Straßen und genossen des kühlen Abendhauches. Später trat der Mond heraus, und sein bleiches Licht übergoß die Landschaft mit flimmerndem Scheine. Wundervolle Baumformen zeichneten sich vor dem dunklen, sternbesäten Himmel ab, und ein leises geheimnisvolles Flüstern und Singen wehte durch die hohen Kronen der Pinien und Cypressen. So erreichten wir erst in später Nachtstunde das gastliche Wirtshaus von Pompeji.



Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.





1916.47

28294